LETTOW-VORBECK

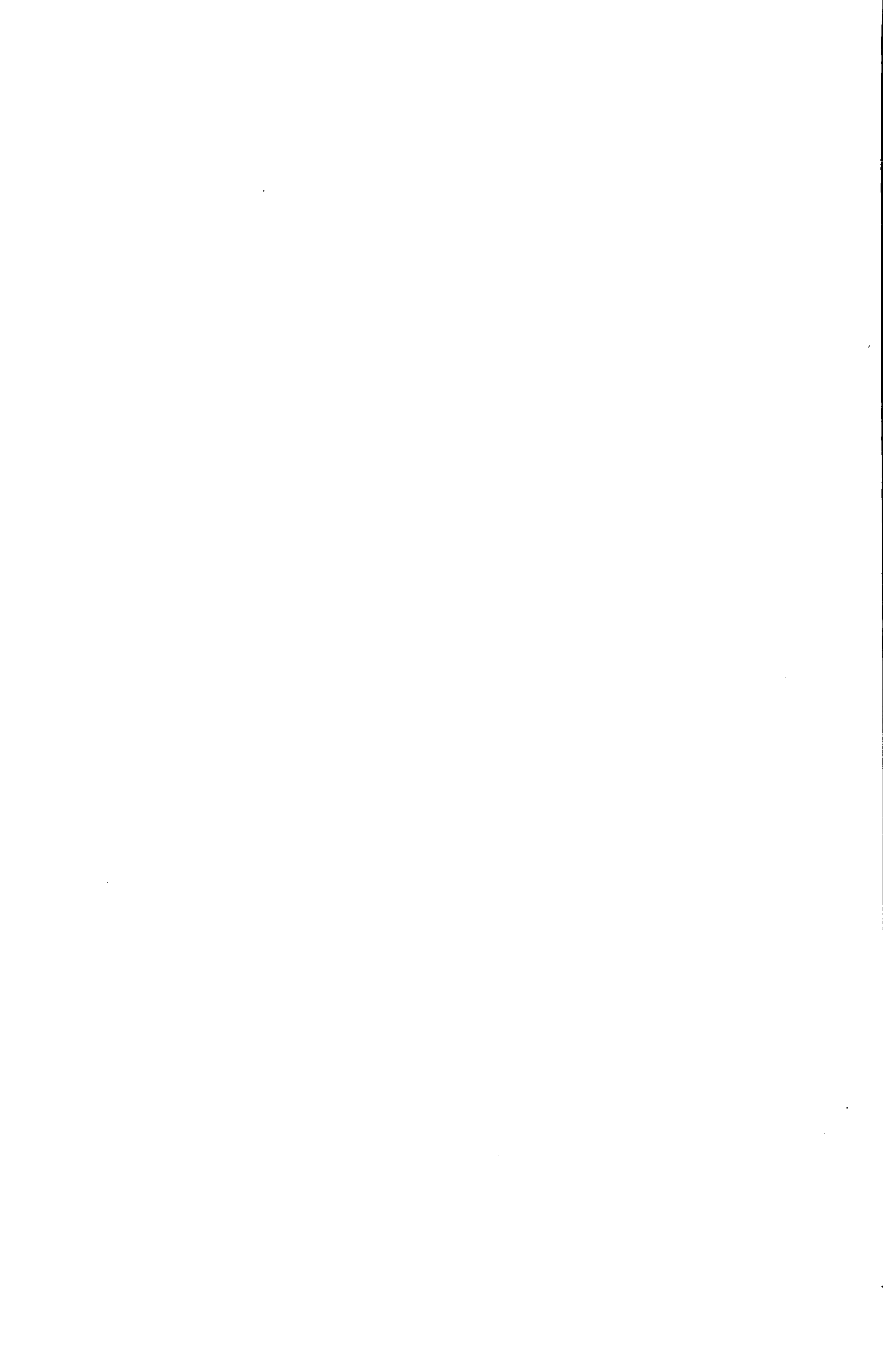


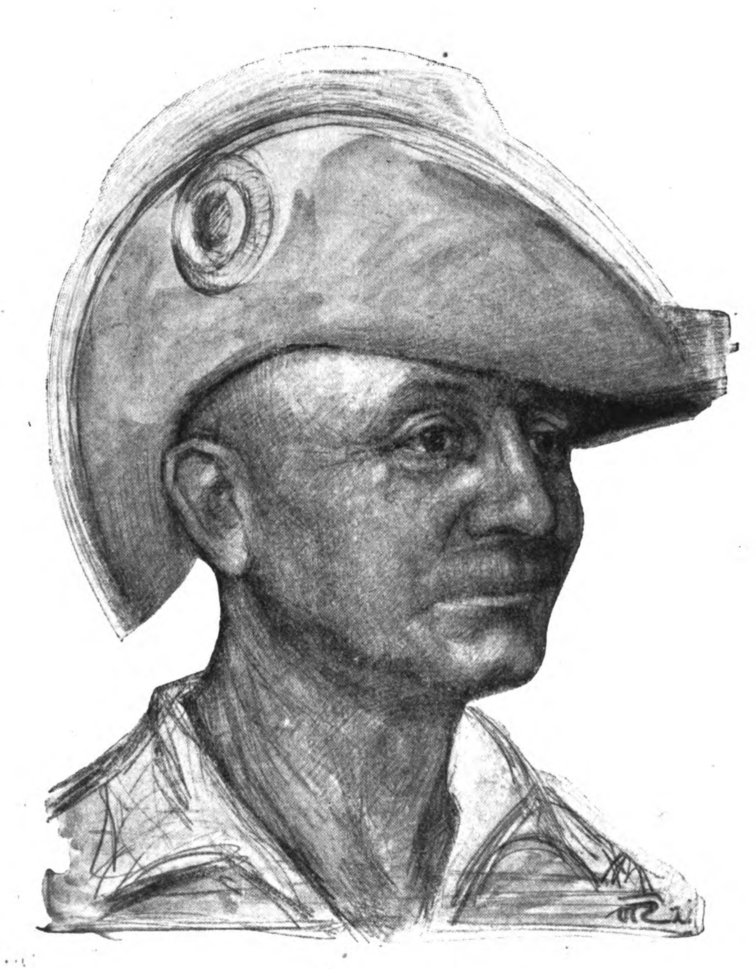
HEIA SAFARI!











von Lettow-Vorbeck.

30.–

Heia Safari!

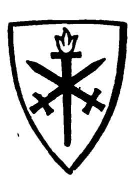
Deutschlands Kampf in Ostafrika

Der deutschen Jugend
unter Mitwirkung seines Mitkämpfers
Hauptmann von Ruckteschell

erzählt von

General von Lettow-Vorbeck

163.—192. Tausend



v. Hase & Koehler / Verlag / Leipzig

Druck von Paul Schettlers Erben A.-G., Köthen (Anhalt)

5. 7. 78

Vorwort.

„Wir werden bei dir bleiben, bis wir fallen!" Klingt das nicht wie der Ausdruck unseres eigensten germanischen Wesens mit seiner schlichten, wortkargen Treue, mit seiner mannhaften Festigkeit, die die Zähne aufeinanderbeißt? Haben nicht Rüdiger von Bechelaren, haben nicht die Grenadiere des alten Fritz so empfunden und gehandelt? Und doch waren es einfache schwarze Soldaten, deutsche Askari, die so zu mir sprachen, noch im November 1918, nach mehr als vier langen Kriegsjahren gegen hundertfache Übermacht. Deutsches Soldatentum hatte ihnen seinen Stempel aufgedrückt; Anhänglichkeit an die deutschen Führer, Pflichtgefühl und unbändiger Soldatenstolz machten es ihnen unmöglich, in dem ungleichen Kampfe klein beizugeben. Kein materielles Lockmittel konnten wir ihnen geben; wir boten ihnen nur Kämpfe, Entbehrungen, Verluste, und doch hielten sie aus. Auch sie waren von Idealen getragen, und echte Ideale halten Stürmen stand; denn das Gute ist ewig.

Werden da nicht in uns allen verwandte Saiten angeschlagen? 2000 Jahre heldenhafter deutscher Geschichte, und nicht zum geringsten die Taten des letzten großen Weltkrieges leben in unseren Herzen fort; war uns Deutschen auch der Erfolg versagt, die Lei-

stungen bleiben gewaltig. Sie geben uns das Recht, an die Zukunft unseres Vaterlandes zu glauben.

Auch Kolonien haben bisher zu den wertvollsten Gütern unseres Vaterlandes gehört. Schon ihr bisheriges kurzes Bestehen hat unsere Gabe zu kolonisieren bewiesen. Wir haben uns ehrlich bemüht, sie zu verteidigen.

Laßt Euch erzählen, wie wir in Ostafrika während des ganzen Krieges die deutsche Fahne hochgehalten haben, und wie uns dazu Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl und der unerschütterliche Glaube an unsere gute Sache die Kraft verlieh.

von Lettow-Vorbeck.

„Heia Safari!“ war der Ruf, mit dem die Führer ihre schwarzen Soldaten auf dem Marsche anzufeuern pflegten.

Inhaltsverzeichnis

Zweiter Teil

Der Kampf in Deutsch-Ostafrika

Dritter Teil

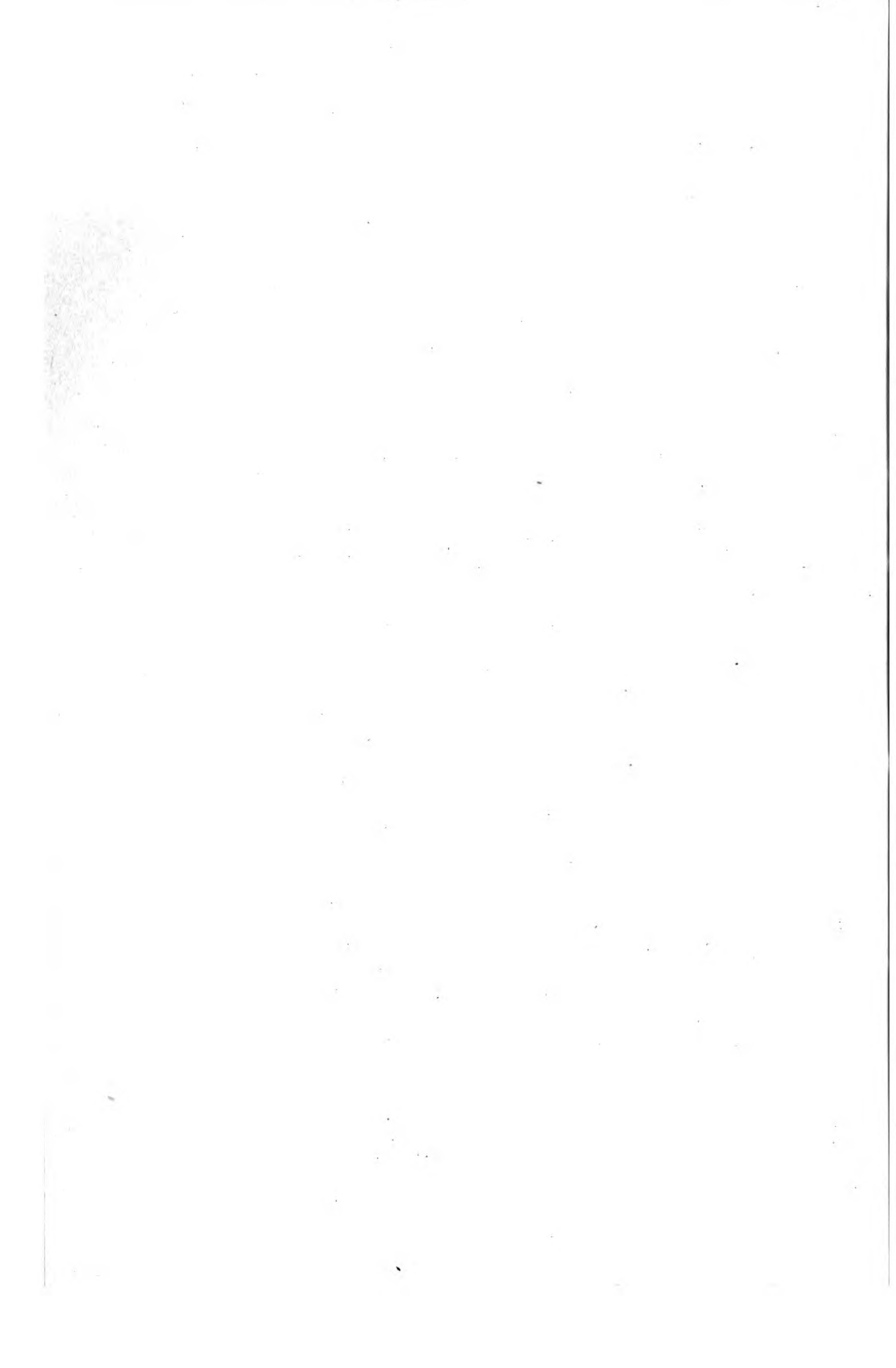
Leiden und Freuden auf fremder Erde

Verzeichnis der Abbildungen und Beilagen

Ganzseitige Bildbeilagen:

Textabbildungen:

Die mit * bezeichneten Photographien stammen aus dem Besitz von Herrn Oberstleutnant a. D. Kraut, der freundlicherweise die Genehmigung zum Abdruck erteilte.



Erster Teil

Abenteuer der ersten Kriegszeit

Erster Abschnitt

Vor dem Kriege

Meine Tätigkeit vor dem Kriege — Ankunft in Ostafrika — Am Kilimandjaro — Das Waschwasser gefroren — Die deutsche Flagge 6000 Meter hoch — Warum der Fernsprecher nicht funktionierte — Ein Held von 60 Jahren — Büffeljagd — Der Tropenhut als Lebensretter — Löwenbesuch

Als ich im Januar 1914 in Daressalam landete, da ahnte ich nicht, welche Aufgabe an mich nach Monaten herantreten würde.

Ich war noch Neuling in Afrika. Immerhin hatte mich meine Dienstlaufbahn in gewisser Art auf die mir vom Schicksal gestellte Aufgabe vorbereitet. Als ich, ein früh aus der pommerschen Heimat verpflanzter Kadett, Cäsars Bellum Gallicum studierte, wurden dem deutschen Vaterland durch Bismarck seine ersten Kolonien geschenkt. Im Jahre 1899/1900 habe ich im Generalstab unsere eigenen, wie viele ausländische Kolonien bearbeitet. Während der Chinawirren 1900/1901 lernte ich in Ostasien alle mit uns kämpfenden Truppenkontingente, besonders auch die Engländer dienstlich und persönlich kennen. Der Herero- und Hottentottenaufstand in Südwestafrika führte mich 1904/1906 in die Eigenart des Buschkrieges ein. Nicht nur mit Eingeborenen, sondern auch mit Buren machte ich damals im Stabe des Generals von Trotha wie als selbständiger Kompagnie- und Abteilungsführer reiche persönliche Erfahrungen. Die ausgezeichneten Eigenschaften des seit Menschenaltern in der afrikanischen Steppe heimischen niederdeutschen Volksstammes gewannen mir Achtung ab. Daß das Burentum später entscheidend und in gewissem Sinne tragisch dabei mitwirken würde, den deutschen Teil Afrikas englisch zu machen, ahnte ich nicht. Im Jahre 1906 wurde ich in Südwest verwundet.

Dies führte mich nach Kapstadt, so daß ich auch die Kapkolonie oberflächlich kennenlernte. Auf der Rückreise streifte ich damals auch die Stätte meines späteren Wirkens, Deutsch-Ostafrika, zum ersten Male.

Meine spätere Stellung als Kommandeur des 2. Seebataillons in Wilhelmshaven gab mir Einblicke in das innere Leben unserer kräftig aufstrebenden Marine, die mit der deutschen Überseearbeit so eng zusammenhing. Ich nahm an Übungen auf großen und kleinen Schiffen, an Flottenmanövern und an einer Flottenreise nach Norwegen teil, wobei sich immer neue Seiten des allgemeinen wie des militärischen Lebens mir auftaten.

Auch bei der Rückkehr in die Armee gab mir der Wechsel zwischen Front- und Stabsdienst viele Anregungen und Gelegenheit zu Vergleichen. So war ich durch meine Entwicklung darauf geführt worden, mich rasch in neuen Verhältnissen zurechtzufinden. So dankbar ich für jede Erweiterung meines Gesichtsfeldes war, das beste verdanke ich doch der heimischen Armee, bei der es mir unter der Anleitung vortrefflicher Kommandeure vergönnt war, den rechtverstandenen Geist militärischen Lebens und echter Disziplin kennenzulernen.

Seit einem Jahrzehnt hatte der Weltkrieg mehr als einmal gedroht. So mußte ich mir, als ich gegen die Jahreswende 1913/14 in Deutsch-Ostafrika eintraf, die Frage vorlegen, ob die mir unterstellte Schutztruppe Deutsch-Ostafrikas in einem solchen Krieg überhaupt eine Rolle spielen konnte und welches ihre Aufgabe sein müßte. Nach der Lage der Kolonie und der Stärke der vorhandenen Kräfte, die Friedenstruppen waren nur wenig über 2000 Mann stark, konnte uns nur eine Nebenaufgabe zufallen. Ich wußte, daß das Schicksal der Kolonie, ebenso wie jedes deutschen Besitzes, nur auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden werden würde. Dazu mußte jeder Deutsche ohne Rücksicht darauf, wo er sich gerade befand, das Seinige beitragen. Auch in der

Kolonie hatten wir die Pflicht, im Falle eines Weltkrieges für das Vaterland zu tun, was in unseren Kräften stand. Die Frage war, ob wir die Möglichkeit hatten, die große heimische Entscheidung von uns aus zu beeinflussen. Konnten wir mit unseren geringen Kräften den Feind erheblich schädigen und ihm wirklich nennenswerte Verluste an Personal oder Kriegsgerät zufügen und größere Truppenmengen vom Eingreifen in Europa oder auf anderen Kriegsschauplätzen abhalten? Ich habe damals diese Frage bejaht.

Es war zu überlegen, daß sich feindliche Truppen nur dann fesseln lassen würden, wenn wir den Feind wirklich an einer für ihn empfindlichen Stelle angriffen oder zum mindesten bedrohten. Es war ferner zu bedenken, daß auch ein Schutz der Kolonien selbst durch reine Verteidigung mit den vorhandenen Mitteln nicht gelingen konnte, handelte es sich doch um eine Grenze und Küstenlänge ungefähr so groß wie die von Deutschland. Daher durften unsere geringen Kräfte nicht zersplittert werden, sondern im Gegenteil, ich mußte sie zusammenhalten, um den Feind an der Kehle zu packen und ihn dadurch zu zwingen, seine Kräfte zu seinem eigenen Schutz zu verwenden. Gelang dies, so wurde damit zugleich aufs wirksamste unsere Küste und unsere unendlich lange Landesgrenze beschützt.

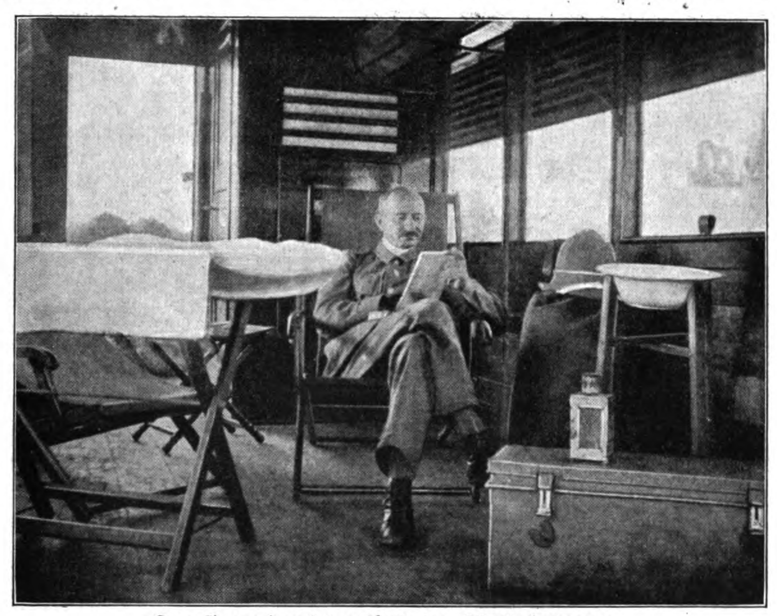
Wo lag nun ein empfindlicher Punkt für den Gegner, der uns Aussicht auf erfolgreichen Angriff bot? Das war die Grenze zwischen Deutsch- und Britisch-Ostafrika. Längs derselben läuft, nur wenige Tagemärsche entfernt, die Lebensader des britischen Gebietes, die Ugandabahn. Diese Bahn, die von Mombassa, der Küstenstadt, nach Nairobi, der Hauptstadt, und zum Viktoriasee führt, ist 700 km lang. Wenn wir uns gegen diese wandten, so hatte der Feind genug zu tun und mußte einen großen Teil seiner Truppen daran wenden, um sie zu schützen.

Ich kam als Neuling in die Kolonie und wollte sie so schnell wie möglich kennen lernen. Daher trat ich sofort im Januar 1914

meine Erkundungs- und Besichtigungsreise an. Zunächst fuhr ich von Daressalam zu Schiff nach Tanga. Von dort nach Usambara, in das reiche Gebiet der deutschen Pflanzungen und weiter in die Gegenden des Kilimandjaro und Meruberges. In Usambara fand ich den mir von der Kriegsschule her bekannten Freund, den Hauptmann a. D. von Prince. Dieser stimmte meiner Ansicht begeistert zu, daß wir Ostafrikaner bei einem etwaigen Kriege gegen England nicht stille sitzen dürften, sondern mit zugreifen müßten, falls sich auch nur die Spur einer Aussicht ergäbe, dem Krieg in Europa Entlastung zu verschaffen. Er konnte mich sogleich darüber orientieren, daß in dem Gebiet von Usambara am Kilimandjaro und am Meruberge freiwillige Schützenkorps in Bildung waren, die fast alle waffenfähigen Deutschen dieser Nordgebiete umfaßten. Bei der dichten Pflanzerbesiedlung war dies von großer Bedeutung, denn wenn wir später fast 3000 Europäer bei der Schutztruppe in Dienst hatten, so stammten die meisten gerade aus diesen Nordgebieten. Alle waren sie bereit, sich im Kriegsfalle der Schutztruppe zu unterstellen, und das war besonders wichtig, wenn man bedenkt, daß wir in diesem Weltkrieg vollständig von der Heimat abgeschnitten und auf uns selbst gestellt waren. Schlecht sah es mit der Bewaffnung aus. Wenn auch fast jeder Europäer eine brauchbare Pirschbüchse hatte, so waren sie doch alle verschieden und die Schwierigkeit der Munitionsbeschaffung war groß.

Von Neu-Moschi, dem Endpunkt der Usambarabahn, bestieg ich den Kilimandjaro. Dieser herrliche Berg von über 6000 m Höhe trägt auf seinem höchsten Gipfel eine Krone von Schnee und Eis. Bis auf 3000 m Höhe reicht um das große Bergmassiv ein gewaltiger Urwaldgürtel, in dem alles wilde Getier Afrikas zu Hause ist. Oberhalb des Urwaldes hört die Vegetation fast gänzlich auf und von dem Plateau in Höhe von 4800 m erheben sich die beiden gewaltigen Gipfel, der Kibo zu 6025 m und der Mawensi zu 5400 m. Bis auf das Plateau ritt ich mit meinem Begleiter

auf munteren kleinen Maultieren in zwei Tagen hinauf und herunter. Das war ein etwas anstrengendes Unternehmen, was sonst vielleicht fünf Tagereisen zu Fuß erfordert. An dem oberen Rand des Urwaldes, bei dem 3000 m hochgelegenen Bismarckhaus, trafen wir das Malerehepaar Ruckteschell und ihren Schweizer Freund, die, vor großen Leinwänden mit dem Malen des Kilimandjaro be-



Der General auf der Reise im Eisenbahnwagen.

schäftigt, uns dort einen kleinen Imbiß gaben. Von diesem Bismarckhügel aus hatten wir einen herrlichen Überblick über die Steppe, sahen die Grenze des deutschen Gebietes, sahen weit ins Englische hinein und sahen auch die fernen Berge an der Ugandabahn. Alle jene Gebiete, in denen wir uns ein Jahr später so intensiv mit dem Gegner beschäftigten. Meine guten Träger, die nicht so schnell unseren Maultieren folgen konnten, sondern mit ihren schweren Lasten mühsam den Berg heraufkeuchten, ließen

wir dann zurück und ritten mit dem Schlüssel für die Petershütte durch die kurze, grasbewachsene Steppe hinauf zum Plateau bis über 4000 m. Große Elenherden weideten dort ganz unbefangen und ohne Scheu vor Europäern, die ihnen in dieser Gegend mit der Jagd nichts anhaben durften. Auf dem Plateau herrschte gewaltige Kälte, und in der kleinen ungeheizten Petershütte, in der wir übernachteten, war am Morgen das Waschwasser gefroren. Wir waren hoch über den Wolken und sahen unter uns das Nebelmeer wie eine leicht gewellte Schneedecke, durch deren Öffnungen man das englische und deutsche Gebiet nördlich und südlich des Bergmassivs durchblicken sah. Im Gegensatz zu der Gluthitze der Küste und Steppe ist die frische Luft und frostige Kälte auf den Höhen des Kilimandjaro den Europäern eine wundervolle Erholung. Viele steigen aus den Pflanzungsgebieten am unteren Berghang in diese Höhe, die man mit den Maultieren noch bequemer als wie zu Fuß erreicht. Ruckteschells erzählten mir von ihrem interessanten Aufstieg auf den Gipfel des Kilimandjaro, dessen Krater 2 km im Durchmesser hat, voll Schnee und der merkwürdigsten Eisgebilde ist, und dessen Gipfel, die Kaiser-Wilhelm-Spitze, bisher nur vier Menschen erstiegen haben. Die Schwierigkeit liegt in der dünnen Luft. Aber die Mühe hatte sich gelohnt, auch wenn sie vierzehn Tage lang hinterher an den Folgen ihrer sonnenverbrannten Gesichter schwer zu leiden hatten, nur Flüssiges, und dieses auch nur durch Makkaroniröhren zu sich nehmen konnten. Sie meldeten mir voll Stolz, sie hätten auf der Kaiser-Wilhelm-Spitze zum Zeichen ihres Aufstiegs eine Steinpyramide errichtet mit einem Gipfelbuch und auf diesem Steinhaufen die deutsche Flagge befestigt, die dort von nun an an „höchster Stelle" auf deutschem Boden wehen soll. Ich glaube nicht, daß der Feind diese deutsche Flagge niedergeholt haben wird und somit Besitz ergriffen hat von unserem herrlichsten, höchsten deutschen Berge. Vielleicht aber auch hat ein freundlicher Schneesturm dies Dokument deutscher

Vergangenheit zugedeckt und läßt es verborgen schlummern, bis einst uns die Sonne wieder lacht und die deutschen Farben wieder über deutschem Lande wehen vom Gipfel unseres Kilimandjaro, des schönsten Denkmals deutschen Besitzes.

Nach unserem Abstieg reiste ich nach Arusha, das am Meruberge liegt, einem Krater von der Höhe des Montblanc. Mehrere deutsche Pflanzer, zum Teil ehemalige Offiziere, die ich während meines Marsches auf ihren Besitzungen besuchte, bestätigten mir, daß alle dortigen deutschen Ansiedler im Kriegsfalle wertvolle Mithilfe leisten würden.

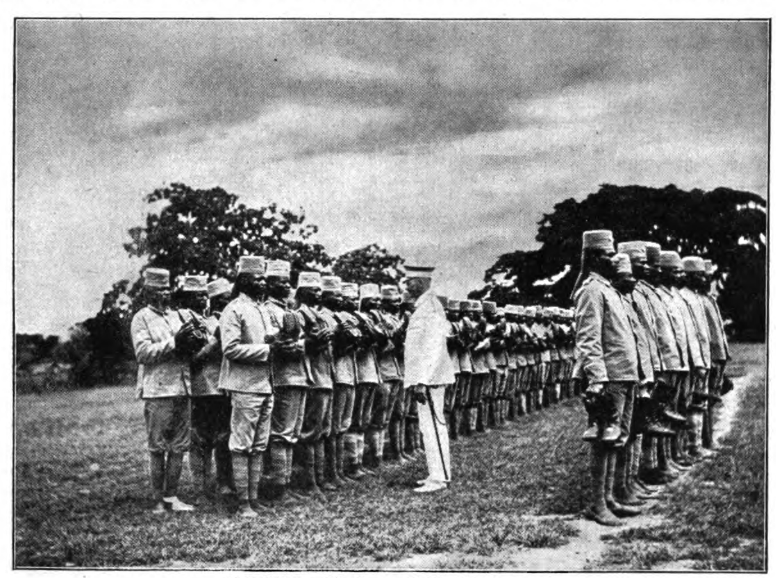
Damals lernte ich die reizende Besitzung des Kapitänleutnants a. D. Niemeyer kennen, dessen Gattin uns mit vortrefflichem, selbstgezogenem Kaffee bewirtete. Später hat sie uns gelegentlich ein bißchen gestört. Als ihr Mann nämlich im Krieg im Lager von Engare-Nairobi, nordwestlich des Kilimandjaroberges war, hatten wir ihr für ein Gespräch mit ihrem Gatten vorübergehend einen Telephonanschlußapparat geliehen. Unmittelbar darauf stockte der gesamte Fernsprechverkehr, und nach langem, langem Suchen kamen wir endlich dahinter, daß unsere anmutige Wirtin von früher den Apparat nicht wieder ausgeschaltet hatte und auch gar keine Absicht hatte, dies zu tun.

Auf seiner in der Nähe gelegenen Pflanzung bot uns Korvettenkapitän a. D. Schoenfeld gastlich ein ausgezeichnetes Glas Moselwein, und zwar in einem militärischen Kommandoton, der schon damals auf den energischen Führer hindeutete, welcher später die Rufidjimündung so zähe gegen feindliche Überlegenheit verteidigte. Kurz vor Arusha traf ich auf der Kaffeepflanzung meines alten Kadettenkameraden Freiherrn von Ledebur den liebenswürdigen alten Oberstleutnant a. D. Freiherrn von Bock. Ich ahnte nicht, daß wenige Monate später der über 60 Jahre alte Herr einer unserer zähesten Patrouillengänger am Ostrande des Kilimandjaro sein und flott mit seinen paar Leuten, zum großen Teil

Rekruten, erfolgreich gegen mehrere feindliche Kompagnien fechten würde. Er hatte die Gewohnheit, nur mit einem Spazierstock bewaffnet ins Gefecht zu gehen, und war besonders darauf bedacht, daß den verwundeten Feinden von unseren Askari kein Leid geschah. Bei einer solchen Gelegenheit kam er eines Tages in eine peinliche Lage. Einige unserer Askari fanden ihn, wie er inmitten einer großen Menge unbewaffneter Inder mit seinem Stock heftig gestikulierend sich bemühte, sie als Gefangene abzutreiben. Die Inder sahen, daß der alte Herr unbewaffnet war, und wollten sich wieder ihre Gewehre nehmen, die er ihnen befohlen hatte aus der Hand zu legen. In diesem Moment erschienen unsere Askari und halfen dem schneidigen Führer. Ein andermal wehrte er unsere eigenen Leute ab, einem verwundeten Engländer zu nahe zu treten, trotzdem dieser Engländer, auf dem Boden liegend, mit dem Revolver um sich schoß. Der alte Herr ging auf ihn zu und bat ihn höflich, den Revolver aus der Hand zu legen und sich gefangen zu geben. Seine echte Ritterlichkeit und väterliche Fürsorge gewannen ihm bald die Herzen seiner schwarzen Kameraden in solchem Maße, daß er in ihren Augen der tapferste aller Deutschen war und sie mit rührender Treue an ihm hingen.

In Aruscha fand zum ersten Male die Besichtigung einer Askarikompagnie statt. Der Geist und die Disziplin der schwarzen Truppe zeigte die vortreffliche Erziehung durch meinen Vorgänger, den Oberst Freiherrn von Schleinitz. Aber die Ausbildung im Gefecht gegen einen modern bewaffneten Gegner war weniger gepflegt worden. Die Kompagnie war, wie der größte Teil der Askarikompagnien, noch mit dem alten rauchstarken Gewehr Modell 71 bewaffnet; denn die Truppe war bisher niemals gegen einen modernen Gegner, sondern nur in Eingeborenenkämpfen verwandt worden, wo das größere Kaliber ein Vorteil ist, die Nachteile der Rauchentwicklung aber keine Rolle spielen. Nach Ausbruch des Krieges freilich lernten auch die begeistertsten Anhänger

des Infanteriegewehres 71 um. Gegen einen rauchlos modern bewaffneten Feind war nicht nur bei den weiten Entfernungen des Gefechtes in der freien Ebene, sondern auch im Buschkrieg, wo die Schützen oft nur wenige Schritte voneinander entfernt sind, das rauchstarke unbedingt unterlegen. Der rauchlos schießende Schütze bleibt eben verborgen, während die Rauchwolke nicht nur dem scharfen Auge des Askari, sondern auch dem an Bureauarbeit



Stiefelappell einer Askarikompagnie.

gewöhnten Europäer den Feind schnell und sicher verrät. So bestand im Anfang des Krieges die größte Belohnung, die einem Askari zuteil werden konnte, darin, daß man ihm statt seines alten rauchstarken Gewehrs ein modernes Beutegewehr gab.

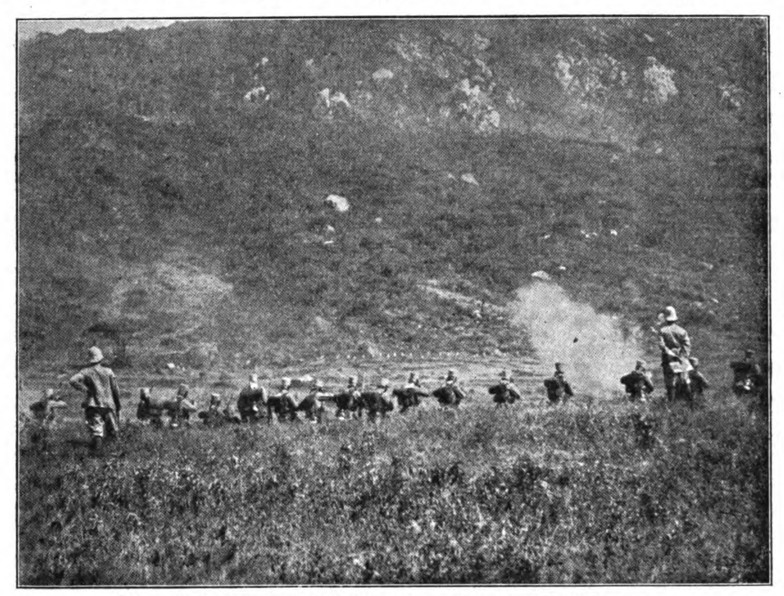
Die Gefechtsübungen im Eingeborenenkrieg lieferten ein Bild, welches von dem unserer europäischen Besichtigungen stark abwich. In Aruscha marschierte bei dieser Gelegenheit die Kompagnie durch dichten Busch, das Pori, und wurde nach Eingeborenenart

auf dem Marsch überfallen. Der Feind wurde dargestellt durch Merukrieger, die im vollen Kriegsschmuck mit Lanzen und ihrem Kopfputz aus Straußenfedern sich versteckt hielten und dann auf wenige Schritte mit ihrem Kriegsgeheul die Safari, die Marschkolonne, überfielen. In einem solchen Nahkampfe, wie ihm 1891 die Zelewskische Expedition bei Iringa erlegen war, spielt sich die Entscheidung bei geringer Entfernung in wenigen Minuten ab. Die Truppe ballt sich schnell um die Führer zusammen und geht dem Feind zu Leibe. Diesem ganzen Charakter des Eingeborenenkampfes entsprechend war eine sorgfältige und gründliche Schießausbildung der Askaris im modernen Sinne bisher nicht notwendig gewesen. Sie stand daher auch auf einer ziemlich tiefen Stufe. Auch für eine gründliche Maschinengewehrausbildung war der Charakter des Eingeborenenkampfes kein ausreichender Antrieb. Erfreulicherweise fand ich bei allen Europäern der Truppe aber sehr bald volles Verständnis für die Wichtigkeit gerade dieser Waffe im modernen Gefecht. Schließlich wurden die Ergebnisse im Gefechtsschießen doch recht befriedigend. Dem Askari kam hierbei sein scharfes Auge, mit dem er die Geschoßeinschläge beobachtete und dementsprechend seinen Haltepunkt verbesserte, in hohem Maße zustatten.

Die Reise führte mich weiter über die Mission Ufiome, wo der treffliche Pater Dürr saß, nach Kondoa-Irangi, Kilimatinde und zurück nach Daressalam. Der Eindruck dieser ersten Besichtigungsfahrt war der, daß militärisch noch vielerlei vorzubereiten war, wenn wir für den Kriegsfall gegen England gerüstet sein wollten. Aber es herrschte die Meinung, daß wir mit England außerordentlich günstig ständen, und daß ein Krieg, wenn er überhaupt käme, in weiter Ferne läge. So kam es, daß, als der Krieg nun wirklich nach wenigen Monaten ausbrach, wir unvorbereitet waren.

Die Reise war für mich, der ich neu nach Ostafrika gekommen

war, in jeder Beziehung interessant gewesen. In Boma la Ngombe, einem Ort zwischen Moschi und Aruscha, war eine Menge alter Askari noch vom verstorbenen Oberstleutnant Johannes angesiedelt worden. Sie trieben dort meistens Viehhandel und waren zu Wohlstand gekommen. Die Nachricht von meinem Eintreffen war mir vorausgeeilt, und die Leute erschienen vollzählig, um mich bei meiner Ankunft zu begrüßen. Ich habe den Eindruck gewonnen,



Übungsschießen der Askari mit rauchstarken Gewehren 71.

daß sie uns herzlich zugetan waren. Sie erzählten mir nicht nur begeistert von den Deutschen, unter denen sie früher gedient hatten, sondern stellten auch nach Ausbruch des Krieges unaufgefordert und ohne den geringsten Druck eine große Summe Geldes zur Unterstützung der Truppe zur Verfügung.

In der dortigen Gegend sah ich auch die ersten Massai, die im Gegensatz zur Mehrzahl der ostafrikanischen Stämme reine

Hamiten sind und in einer besonderen Provinz leben. Erwähnt mag werden, daß Merker, der beste Kenner der Massai, in ihnen die Urjuden sieht. Sie haben in ausgesprochenem Maße die Eigenschaften des reinen Steppenbewohners. Gelegentlich führte mich einer dieser großen, schlanken und sehr schnellen Leute auf meinen Jagdausflügen. Ihr Sehvermögen sowie die Fähigkeit, Spuren zu lesen, ist erstaunlich. Daneben ist der Massai klug und, wenigstens den Fremden gegenüber, außerordentlich verlogen. Er lebt in geschlossenen Dörfern aus Lehmhütten, die mit Kuhmist bestrichen sind, und zieht, wie alle Nomadenvölker, mit seinen Herden durch die Steppe. Zum Waffendienst bei der Truppe meldet er sich selten. Der Massai lebt von Fleisch, Blut und Milch, salbt seinen Körper mit Butter, und da diese ranzig wird, könnt Ihr Euch denken, daß er einigermaßen „duftet". Ackerbau treibt der Massai so gut wie gar nicht, während dieser bei den übrigen Stämmen die Hauptbeschäftigung ist und erst eine dichte Besiedlung ermöglicht. So ernähren die Bananengebiete des östlichen Abhangs des Kilimandjaro eine eingeborene Wadschaggabevölkerung von rund 25000 Menschen. Der große Viehreichtum in der Gegend von Aruscha, in der Massaisteppe und bei Kondoa-Irangi zeigte mir, daß die Tsetsefliege, dieser Hauptfeind des ostafrikanischen Viehbestandes, dort verhältnismäßig selten ist[1]). Der Viehbestand in diesem einen Bezirk Aruscha ist weit größer als derjenige von ganz Südwestafrika.

Bei Kondoa-Irangi und bei Singidda waren die Leute von weither gekommen und hatten sich zur Begrüßung am Wege aufgestellt. In diesem fruchtbaren und hochgelegenen Gebiet ist Raum zur Ansiedlung von Hunderttausenden von Europäern. Wir sind manchmal durch fruchtbare Gebiete gezogen, die von den Einwohnern ganz verlassen, bekannterweise aber noch ein Jahr vorher

[1]) Die Tsetsefliege überträgt durch ihren Stich Parasiten in das Blut der Tiere, die daran eingehen oder siech werden.

dicht besiedelt waren. Die Leute waren einfach fortgezogen und hatten sich in dem menschenleeren Lande anderswo niedergelassen und dort neue Äcker angelegt. Nützte man die guten Gebiete wirklich aus, so könnte in dem jetzt von zirka zehn Millionen bewohnten Deutsch-Ostafrika leicht eine Bevölkerung ernährt werden, so groß wie die Deutschlands. Durch die Erfahrungen des Krieges bin



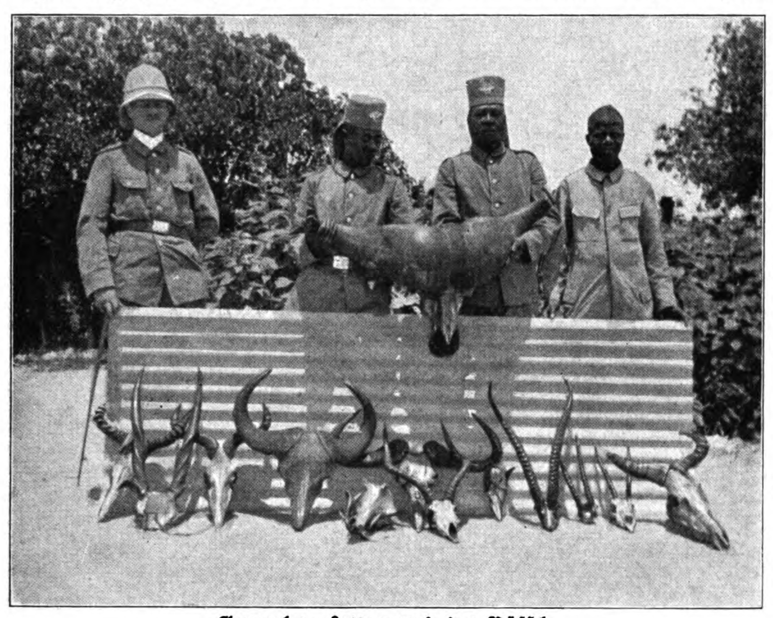
Dorfbewohner zu einem Festtanz geschmückt mit weißer Farbe bemalt. Zu Ehren der durchmarschierenden deutschen Truppen.

ich in meiner Meinung bestärkt worden, daß in Deutsch-Ostafrika in jeder Beziehung viel mehr geschehen könnte, als man vor dem Kriege geahnt hat.

Von Singidda nach Kilimatinde marschierend, kam ich in dasjenige Gebiet Ostafrikas, wo die besten Büffel stehen. Schon einige Tage vorher hatte ich auf Büffel mit Erfolg gepirscht, doch war es mir nicht gelungen, einen starken Bullen zum Abschuß zu

bringen. So war ich, soweit es meine Zeit irgend zuließ, dem Büffel auf der Spur. Außer einem Eingeborenenjungen hatte ich als Spurenleser zwei ausgezeichnete Askari der Kondoakompagnie. Sobald ich nach Schluß eines Marsches in das Lager kam und vom Maultier stieg, fragte ich Kadunda, einen dieser Askari, der den Marsch zu Fuß mitgemacht hatte, ob er bereit sei zur Jagd. Er stimmte jedesmal mit größter Passion zu, und fort ging es auf der Fährte durch den Busch, der manchmal so dicht war, daß man unter den Zweigen kriechen mußte, um überhaupt vorwärts zu kommen. Solch eine Fährtenjagd durch dichten Busch und das übermannshohe Schilf, stundenlang in der prallen Sonne, ist für den an ostafrikanisches Klima zunächst nicht gewöhnten Europäer eine außerordentliche Anstrengung. Der angeschossene Büffel selbst gilt in Ostafrika als das gefährlichste Jagdtier; er nimmt oft schnell und mit großer Entschlossenheit an. Am Apondifluß hatte einige Zeit vorher ein angeschossener Büffel einen Jäger so überraschend angegriffen, daß dieser zwar erfreulicherweise auf dessen Nacken zu sitzen kam, aber wohl kaum das Leben behalten hätte, wenn ihm nicht im kritischen Moment der Tropenhut heruntergefallen wäre. Das Untier attackierte nun diesen Hut, und der Schütze hatte Gelegenheit, ihm die tödliche Kugel aufs Blatt anzutragen. Aus dieser und ähnlichen Erzählungen wird man begreifen, daß die Spannung, wenn die Fährte, der man folgt, wärmer und wärmer wird, außerordentlich wächst und die Sinne sich schärfen. Aber obgleich ich den Büffel oft auf wenige Schritte neben mir atmen hörte, war das Dickicht so groß, daß ich nicht zum Schuß kam. Ich hatte die Erfüllung meines Wunsches schon aufgegeben und mit meiner Karawane den endgültigen Abmarsch angetreten, als wir morgens um 7 Uhr eine ganz frische Büffelfährte kreuzten. Der Wald war an dieser Stelle lichter, und die Führer zeigten Lust, dieser Fährte zu folgen. So ließ ich die Karawane weitermarschieren und bekam nach vier-

stündigem anstrengenden Marsch den Büffel zu Gesicht. Als ich in einer Lichtung auf 100 m den Kolben hob, verbot Kadunda es und bestand darauf, daß wir den Büffel, der im ganz lichten Stangenholz an uns vorbeizog, bis auf 30 Schritt anpirschten. Zum Glück durchschoß die Kugel die große Schlagader. Der Büffel lag sofort, und etwaige weitere Stadien dieser Episode

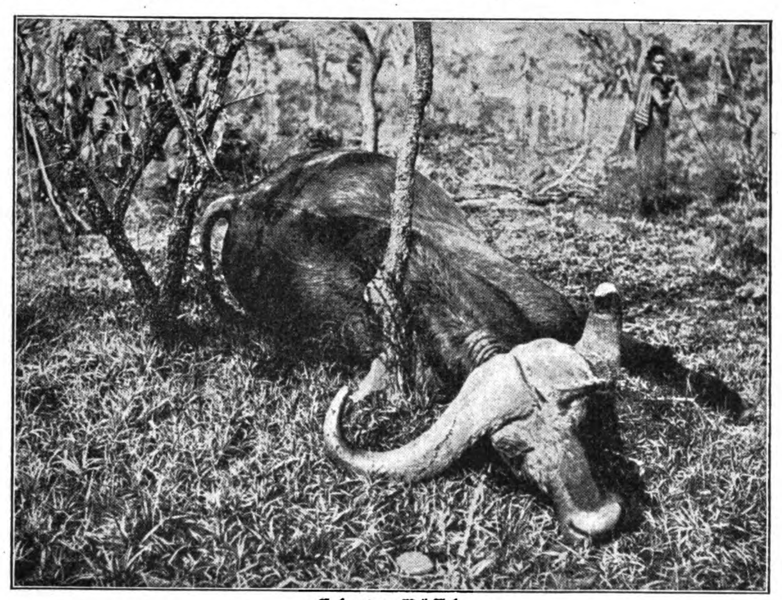


General v. Lettow und der Büffel.
General v. Lettow. Askari mit Büffel und Jagdbeute. Boy Sikumbili.

waren damit abgeschnitten. Wie es oft vorkommt, fanden wir auch hier eine steckengebliebene Kugel aus einem Eingeborenengewehr im Innern des Tieres bereits vor. Im übrigen bestand die Jagdbeute aus einer großen Anzahl Antilopen und Gazellen verschiedener Gattungen. Auch Löwen haben wir oft gehört, aber nicht zu Gesicht bekommen. Dabei fällt mir noch eine hübsche Geschichte ein. Die Schwarzen sind, wie gesagt, außerordentlich geübt, Spuren

zu finden und solche zu erkennen. In der späteren Kriegszeit, da wir aus den wegreichen Gebieten in die Gegenden kamen, wo wir uns von Wild ernähren mußten, wurden Jagdpatrouillen ausgeschickt, Europäer mit einigen Askaris, die auszogen, um für die Kompagnie das notwendige Fleisch zu schießen. Da gingen viele, die keine Jäger waren und keine Übung hatten, die Spuren des Wildes zu erkennen, und mußten sich verlassen auf das, was die Schwarzen ihnen sagten. Diese wußten genau zu sagen, von welchem Tier und wie alt die Spuren seien, so daß der Europäer sich angewöhnte, in allen diesen Dingen immer erst auch noch den Schwarzen zu hören. Ein besonders eifriger Jäger zog eines Tages mit einer langen Marschkolonne durch die Gegend und war sehr darauf aus, für seine vielen Träger etwas zu schießen. Er sah allerhand Spuren und wußte sich nicht zu helfen, ohne immer den alten Schauch, das ist der schwarze Unteroffizier, zu rufen und ihn auszufragen, was das wäre und ob es sich wohl lohne, hinter dieser Spur herzulaufen. Der gute Abdalla, so hieß der Schwarze, war ein alter Herr mit beinahe grauem Haar und nicht mehr sehr gut zu Fuß. Er hatte außerdem noch die Aufsicht über die ganzen Träger, und da die Kolonne beinahe ein Kilometer lang war, mußte er wie ein Schäferhund immer auf und ab laufen, damit alles im Marsch bleiben, keine Stockungen eintreten sollte, und nun störte ihn das ständige Fragen seines Herrn. Zumal er sich sagte, daß in dieser Gegend überhaupt kein Wild war. Alle Spuren, die da waren, rührten von Ochsen, Ziegen usw. her, Tieren der Eingeborenen, jedenfalls war von Wild keine Spur. Er hatte das seinem Herrn schon erklärt. Da dieser aber nicht nachließ, ihn jedesmal wieder zu rufen, wurde er unwillig und beschloß, ihm auf die vielen dummen Fragen auch einmal die gehörige dumme Antwort zu geben. Plötzlich wurde er wieder gerufen. Sein Herr marschierte hinten und er ganz vorn, so mußte er die ganze Kolonne wieder zurücklaufen und sieht seinen Herrn aufgeregt mit dem Gewehr in der

Hand hinter einer Spur herlaufen, schußbereit und in der Meinung, daß es etwas besonders Gutes sein müsse. Er erkennt schon von weitem, daß da wieder eine Herde Kühe gegangen war. Wie der Herr ihm sagt: „Abdallah, komm schnell, nimm dein Gewehr, hier ist schönes, großes Wild, was sind das für Spuren?“ Da sagte Abdallah: „Labda samaki“ (Vielleicht Fische). Daraufhin hatte Abdallah vor weiteren Fragen Ruhe.



Erlegter Büffel.

Auf dem Zuge durch das „Pori“ lernte ich zu meiner Verblüffung die Tatsache kennen, daß ein spurloses Verschwinden selbst im Innern Afrikas nicht leicht ist. Ich war losgezogen, ohne zu hinterlassen, welchen Weg ich nehmen würde. Da erschien plötzlich während des Marsches mitten im Pori ein Eingeborener und brachte mir Post aus Europa. Die Eingeborenen geben einander Kunde von allem, was in ihrer Nähe vor sich geht. Zurufe, Feuer-

zeichen und die Signaltrommel dienen dazu, die Neuigkeiten auszutauschen und schnell zu verbreiten. Die unglaubliche Ausbreitungsfähigkeit der zahlreichen Gerüchte, die ich späterhin kennen lernen sollte, ist zum großen Teil auf diese Mitteilsamkeit zurückzuführen.

Nach meiner Rückkehr nach Daressalam von der ersten Besichtigungsreise im März, wurden sogleich drei weitere Kompagnien mit modernen Gewehren bewaffnet, so daß im ganzen sechs Kompagnien 98er Gewehre hatten. So wurde es von größter Wichtigkeit, daß wenigstens diese Waffe mit der dazugehörigen Munition noch gerade rechtzeitig vor Ausbruch des Krieges im Schutzgebiet eingetroffen war.

Bei einer Besichtigungsreise im April nach Lindi hatte ich mir bei einem Fall in ein Steinloch Kniewasser zugezogen und konnte daher meine nächste große Reise erst Ende Mai antreten. Auf unserer größten Bahn in Afrika, der Zentralbahn, die 1200 km lang ist, fuhr ich bis Kigoma am Tanganjikasee, und sah mir dieses unser wichtigstes Verkehrsmittel an, das unsere Küste in unmittelbare Verbindung mit dem Tanganjikasee, seinen reichen angrenzenden Gebieten und weiter mit dem Stromsystem des Kongo brachte. In Kigoma war der Dampfer „Götzen“ erst im Bau, ein Schiff von 1000 Tonnen, für das alle einzelnen Teile mit der Bahn dort hingebracht, und das dort zusammengesetzt wurde. So fuhr ich noch mit dem kleinen Dampfer „Hedwig von Wißmann“ nach Bismarckburg. Im Kongostaat machte ich einen kurzen Besuch bei dem dortigen Bischof der Weißen Väter, ohne eine Ahnung zu haben, wie bald man mit diesem Gebiet im Kriege sein sollte. Die wundervolle Kirche in Baudouinville im Kongostaat würde bei uns ein Schmuck für jede Stadt sein. Sie war von den Weißen Vätern selbst erbaut und im Innern mit reichen Schnitzereien versehen. Geräumige, prachtvolle Obstgärten umgaben die Station. Die Löwenplage muß dort sehr groß sein. Die Väter erzählten mir, daß vor kurzem ein Löwe des Nachts

über die Mauer in das Innere des Hofes gesetzt war und ein Rind geschlagen hatte. Dann war er mit diesem Rind im Rachen wieder über die Mauer gesprungen, ohne daß man ihn erlegen konnte. Unsere Aufnahme war sehr freundlich und ein Glas schönen Algierweines der Willkommengruß.

Auch in der Mission Mwasye auf deutschem Gebiet, wo auch Weiße Väter, zum größten Teil Belgier, lebten, wurden wir gut aufgenommen. Während des Krieges erbeutete Korrespondenzen haben uns bewiesen, daß die französischen Missionare, die gleichfalls auf Stationen im Tanganjikagebiet leben, keineswegs nur das Christentum zu verbreiten suchten, sondern auch bewußt nationale Propaganda trieben. Ein Brief eines Missionars enthält einen Bezeichnungsunterschied zwischen einem „missionaire catholique“ und einem „missionaire français“, der letztere sei verpflichtet, neben dem Christentum auch französische nationale Propaganda zu betreiben. Bekanntlich ist diese nationale Propaganda etwas, von dem sich die deutschen Missionare im allgemeinen fernhielten.

Die Missionen, die sich naturgemäß in den dicht bevölkerten und gut angebauten Gebieten befinden, haben auf die Erziehung der Eingeborenen einen außerordentlich großen Einfluß. Der Missionar ist meistens der einzige, dauernd ansässige Weiße, der Land und Leute gut kennen lernt und Vertrauen erwirbt. Recht verdient haben sich die Missionen durch die Einführung der deutschen Handwerke gemacht. Tischlereien, Schuhmachereien und Ziegeleien findet man überall eingerichtet.

Die weiteren Reisen zeigten mir, daß das so überaus fruchtbare Gebiet um Langenburg und Ssongea, wo viel europäischer Weizen stand und dessen dichte Besiedlung sich auch auf der Karte schon aus den zahlreich vorhandenen Missionen verrät, nur durch eine einzige Kompagnie geschützt war, zu der nicht einmal eine unmittelbare telegraphische Verbindung bestand.

In den dortigen Gebieten sind die Eingeborenen nicht nur durch die Missionen und die deutsche Verwaltung zur Kulturarbeit herangezogen worden, dort bestehen auch von alters her schon ihre Eingeborenen-Industrien. Bei dem eisenhaltigen Boden gibt es zahlreiche Schmieden, deren Blasebalg in ursprünglicher Weise aus Fellen und durchbohrten Ästen besteht. Recht schön sind auch die Webearbeiten der Eingeborenen und besonders ihre Korbflechtereien, die sehr geschmackvoll und so dicht geflochten sind, daß die Eingeborenen sie als Trinkgefäße und Wassereimer benutzen.

Bei der Mission Mbosi lagerte ich, und der dortige Missionar Bachmann, ein ausgezeichneter Kenner von Land und Leuten, erzählte mir, daß ein auffälliges Gerücht bei den Eingeborenen umginge. Fremde Araber und Suaheli zeigten sich im Lande und erzählten den Leuten, daß die Deutschen nun bald fortgehen und die Engländer das Land in Besitz nehmen würden. Das war im Juni 1914.

Zweiter Abschnitt

Krieg!

Die Kriegserklärung — In Daressalam — Hundertfache feindliche Übermacht — Bangemachen gilt nicht — David und der Riese Goliath ins Afrikanische übersetzt — Straßenbau — An der Malaria erkrankt — Ein Eisenbahnunglück — Tropenhitze — Hier gibt's nix, scher dich weg! — Die Giraffen und die Fernsprechleitungen

Auf dem Wege über die Heliostation[1]) Kidodi auf Kilossa zu erhielt ich Anfang August 1914 durch Eilboten ein Telegramm des Gouverneurs, ich müsse sogleich nach Daressalam zurückkommen. Am nächsten Tag folgte die Nachricht, daß Seine Majestät die Mobilmachung befohlen habe, der Kriegszustand sich aber nicht auf die Schutzgebiete bezöge. Ein Telegramm des Staatssekretärs des Reichskolonialamts forderte zur Beruhigung der Ansiedler

[1]) Heliostation für Telegraphie durch Scheinwerfer.

auf. Im Gegensatz hierzu nannte ein Funkspruch des Admiralstabes auch England als voraussichtlichen Gegner. — In Kilossa gelang es, einen Güterzug zu erreichen und so traf ich am 3. August in Daressalam ein.

Hier herrschte rege Tätigkeit. Die Kriegserklärung war mitten in die Vorbereitungen zu einer großen Ausstellung hineingetroffen, zu deren Programm auch die feierliche Eröffnung der Tanganjikabahn gehören sollte. Zahlreiche Deutsche waren zum Besuch in Daressalam eingetroffen und konnten nicht wieder abreisen.

Die erste Frage war die, ob die Kolonien im sicher bevorstehenden Weltkrieg, in den ja mit größter Wahrscheinlichkeit auch England eingreifen würde, neutral blieben oder nicht. Ich hielt es für unsere militärische Aufgabe, feindliche, d. h. englische Truppen zu fesseln, wenn es irgend möglich war. Das war aber unausführbar, wenn wir neutral blieben. Dann hätten wir, die wir die See nicht beherrschten, mit unserer zwar kleinen Truppe, hinter der aber eine über acht Millionen starke, sehr tüchtige, zum Militärdienst geeignete Bevölkerung stand, untätig bleiben müssen. England hätte nicht einen einzigen Mann in Ostafrika verwenden brauchen. England hätte auch den letzten brauchbaren Askari zu den Kriegsschauplätzen nach Europa heranziehen können. Es hätte also für England zweifellos einen Vorteil bedeutet, wenn wir nicht in den Krieg eingegriffen hätten. Es bestand ein Abkommen internationaler Art, die Kongoakte genannt, des Inhalts, daß europäische Mächte, die Kolonialbesitz hatten, übereinkommen konnten, einen europäischen Krieg nicht auf die Kolonien zu übertragen. Ein solches Übereinkommen war nicht getroffen worden und der Kampf in den Kolonien unvermeidlich. Wir waren also nicht verpflichtet, unsere Operationen aus Rücksicht auf irgendein Abkommen zurückzuhalten. Nicht für uns, sondern für England war es ein Nachteil, daß auch auf ostafrikanischem Boden Krieg geführt wurde. Wir konnten mit unseren wenigen tausend Mann

während der ganzen Dauer des Krieges eine gewaltig überlegene feindliche Truppenmacht fesseln.

Die Schutztruppe bestand bei Beginn des Krieges aus 216 Weißen und 2540 Askari. Ferner waren in der Polizeitruppe 45 Weiße und 2140 Askari. Dazu kam später die Besatzung der „Königsberg" mit 322 Mann und der „Möwe" mit 102 Mann. Im ganzen wurden im Laufe des Krieges etwa 3000 Europäer zur Truppe eingezogen und etwa 12000 Askari.

In den angegebenen Zahlen ist auch alles enthalten, was nicht focht, wie Polizeischutz-, Sanitätspersonal, Magazinbeamte, Besatzung der Etappenlinien, Verpflegungsposten, Rekrutendepots, Küstenschutz, Relais usw. Eine große Zahl muß also in Abzug gebracht werden, wenn man auf die tatsächliche Gefechtsstärke kommen will.

Für die feindliche Truppenzahl stehen mir authentische Angaben nicht zur Verfügung. Ich muß den englischen Offizieren und den Pressemeldungen, auf die ich mich berufe, die Verantwortung für die Richtigkeit überlassen. Nach diesen haben über 130 Generale gegen uns im Felde gestanden; die Gesamtstärke der feindlichen Soldaten betrug rund 300000. Von englischen Offizieren erfuhren wir auch Angaben über die Verluste des Gegners. In diesem Punkt waren die Herren Engländer nicht gewohnt zu übertreiben. Sie gaben zu, über 20000 Europäer und Inder, 60—80000 Eingeborene-Soldaten, über 20000 Automobile und 140000 Pferde und Maultiere verloren zu haben. Über 12 Milliarden soll der ostafrikanische Krieg England gekostet haben. Diese Zahlen beweisen, daß die Arbeit unserer kleinen Schutztruppe und unsere Opfer nicht vergeblich waren. Beim Waffenstillstand standen wir unbesiegt da und hätten den Krieg vermutlich noch jahrelang fortsetzen können. Auch am Schluß des Krieges bestand noch hundertfache feindliche Übermacht. Wir aber hatten den Mut nicht verloren. Im Gegenteil, wir waren durch mancherlei Schaden

klug geworden und hatten recht erheblich zugelernt. Das eine vor allen Dingen: Bange machen gilt nicht. Das brauchte man damals niemand mehr zu sagen; denn das wußte nicht nur jeder Europäer, sondern hatten auch unsere Askari am eigenen Leibe erfahren, das Fortem fortuna adjuvat (dem Tapferen hilft das Glück). Aber im Anfang des Krieges waren wenige, die mit diesem guten Vertrauen an die Sache herangingen, und manchem erst mußten seine Zweifel behoben werden. Die herrliche Erhebung, die Euch vom August 1914 her bekannt ist, als das ganze Volk wie ein Mann aufstand, zählt sicherlich zu den schönsten Erinnerungen Eures Lebens. Sie beruhte auf dem Bewußtsein der eigenen Stärke und auf dem unbegrenzten Vertrauen in die deutsche Kraft. Nicht zum wenigsten auch auf dem guten Gewissen, daß dem deutschen Volk niemals die Schuld an diesem Kriege beigelegt werden kann.

In unserem Deutsch-Ostafrika war bei Kriegsbeginn in der weißen Bevölkerung wenig Begeisterung und Kriegsstimmung zu spüren. Das lag zum Teil an dem Umstand, daß die wenigen Deutschen sich verlassen fühlten, von der Heimat abgeschnitten, ohne eine Aussicht auf Unterstützung nicht wußten, wie sie in dem kommenden großen Kriege ihrer Pflicht gegen das Vaterland nachkommen konnten. Unter den acht Millionen Schwarzen in dem großen Land, das zweimal so groß wie Deutschland, über 1 Million qkm umfaßt, mit Grenzen über 4000 km lang, lebten mit Frauen und Kindern 6000 Weiße. Die große Küste, so lang wie von Kiel nach Königsberg, war ungeschützt. Die kleine Schutztruppe war nur für Eingeborenenaufstände gedacht, Zufuhr von der Heimat war ausgeschlossen, ringsum lag feindliches Land: Im Norden Britisch-Ostafrika, im Westen der Belgische Kongo, im Südwesten Englisch-Rhodesien, im Süden Portugiesisch-Ostafrika. Und wenn auch die waffenfähigen Deutschen sich der Schutztruppe zur Verfügung stellten, so daß ca. 3000 Weiße

beieinander waren, wie stand es mit unseren Schwarzen? Würden sie mitkämpfen gegen den europäischen Feind? Würden unsere Europäer die Anstrengungen eines Krieges in den Tropen ertragen können, wo bisher jede Anstrengung aus Gesundheitsrücksichten ängstlich vermieden wurde, wo die tödlichen Tropenkrankheiten jeden auf Schritt und Tritt bedrohten, das gefährliche Malariafieber, Ruhr, Dysenterie, Schlafkrankheit, Schwarzwasserfieber? Wo blieb der Munitionsersatz? Wie stand es mit der Verpflegung bei den Europäern, die allermeist gewohnt waren, Konserven und dergleichen aus Europa zu beziehen, und es nicht für möglich hielten, aus dem Lande zu leben? Kurz, eine Unmenge Fragen tauchten auf und ängstigten die Gemüter. Der großen Mehrzahl erschien es unmöglich, in Ostafrika Krieg zu führen. Den Mutigen, denen die Verteidigung des Landes selbstverständlich erschien, war es nicht leicht, alle die Bedenken der Ängstlichen niederzukämpfen. Allen Einwänden gegenüber stand nur ihr fester Wille, ihre Pflicht zu tun. Ihr alle kennt Goethes Worte: „Feiger Gedanken bängliches Schwanken, weibisches Klagen, ängstliches Zagen, wendet kein Elend, macht dich nicht frei,“ Ihr kennt aber auch die Fortsetzung:

„Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme der Götter herbei.“

Diese Worte passen auf unseren Kampf in Ostafrika. Diese Worte passen auch auf unsere heutigen Verhältnisse. Wenn wir sie ernst nehmen, werden sie sich auch bewahrheiten an unserem deutschen Volk. „Das Vaterland erwartet, daß jedermann seine Pflicht tue!“ In den Augusttagen 1914 mußte sich jedermann bei uns über diese seine Pflicht klar werden und sie anpacken an der Stelle, wo er gerade stand. Bei manchen hat es einiger Zeit bedurft, bis sie von dem kriegerischen Geist ergriffen wurden,

ohne den die Erfüllung unserer Aufgabe nun einmal nicht möglich war.

Recht schwierig war die Lage der von zahlreichen Europäern mit Frauen und Kindern bewohnten Küstenorte, die ja einer Beschießung durch englische Kriegsschiffe in jeder Minute ausgesetzt waren. Der Gouverneur wollte, daß eine solche Beschießung unter allen Umständen vermieden würde. Bei genauer Ausführung dieses Befehls wären also Daressalam und Tanga, die Ausgangspunkte unserer Eisenbahnen, und die gegebenen Stützpunkte für feindliche Operationen, die von der Küste aus ins Innere gehen sollten, den Feinden kampflos in die Hände gefallen. Die oberste militärische Gewalt im Schutzgebiet lag in Händen des Gouverneurs. Da wir mit der Heimat keine Verbindung mehr hatten, konnte dies nicht geändert werden. Ich mußte mich mit dieser vom militärischen Standpunkt aus sehr erheblichen Schwierigkeit abfinden. Nach meiner Auffassung schützten wir die eigene Kolonie am besten, wenn wir vom Norden aus die Engländer in ihrem Lande angriffen und die Ugandabahn bedrohten. Dazu wollte ich die Truppen im Norden am Kilimandjaro versammeln. Dem stimmte der Gouverneur nicht zu. Um aber überhaupt handeln zu können, mußten die über die ganze Kolonie zerstreuten Kompagnien zusammengerufen werden. Da das am Kilimandjaro nicht sein sollte, fand die Versammlung der Truppen notgedrungen einen Tagemarsch westlich von Daressalam auf den Höhen bei Pugu statt. Dort trafen sich die Daressalamer Kompagnien mit den teils im Fußmarsch, teils mit der Bahn herangezogenen Kompagnien aus Kilimatinde, Tabora, Udjidji, Umsumbura und Kissenji. Die Polizei, welche sofort zur Schutztruppe treten sollte, wurde wenigstens zum Teil zur Verfügung gestellt, eine größere Anzahl altgedienter Askari eingezogen und vier Kompagnien (15—18) neu aufgestellt. Der Beurlaubtenstand der Deutschen wurde nach Bedarf eingezogen und jede Kompagnie zu rund 16 Europäern, 160

Askari und zwei Maschinengewehren formiert. Jede Kompagnie hatte ungefähr 200—300 Träger; denn Kolonnen wie die Armee in der Heimat hatten wir nicht. Unser Bestand an Waffen, Munition und anderem Kriegsgerät wurde auf verschiedene Plätze im Innern längs der Bahn verteilt, wo Depots eingerichtet wurden. Die Ausbildung der Truppen wurde sogleich mit Schwung betrieben, und schon damals bewährte sich die von einem praktischen Kompagnieführer, Hauptmann Tafel, angeregte Unkenntlichmachung unserer Kopfbedeckungen durch Gras und Blätter.

Es war natürlich die Frage, ob es gelingen würde, mit unseren Askari gegen moderne Truppen zu fechten. Es wurde das von ganz alten Landeskennern bestritten. Nach Beobachtungen, die ich während des Aufstandes in Südwestafrika 1904/06 gemacht hatte, glaubte ich, daß auch in dem ostafrikanischen Schwarzen, der ja derselben großen Familie der Bantustämme angehört wie der Herero, Tapferkeit und militärische Tüchtigkeit geweckt werden könnte. Es war dies gewiß ein Wagnis, aber es vereinfachte sich dadurch wesentlich, daß uns gar nichts anderes zu tun übrigblieb, und bald zeigte sich, daß wer wagt, gewinnt. Wir werden das später noch sehen.

Eines Tages unterhielt sich einer meiner Herren mit einigen meiner Schwarzen über das Stärkeverhältnis der Engländer und unserer Truppen. Es kam dabei wie immer die Sprache auf die große Übermacht des Feindes und auf unsere schwachen Kräfte. Um ihnen ein Beispiel zu geben, daß auch ein starker Gegner von schwachen Kräften bezwungen werden kann, erzählte der deutsche Offizier den Schwarzen die Geschichte von dem kleinen David und dem Riesen Goliath. Wie die guten Mohren diese Geschichte gehört hatten, erzählte einer von ihnen, daß auch sie eine solche Geschichte kennten. Ihre Geschichte hieß der Elefant und der Frosch. Ein großer Elefant geht zur Tränke. In dem Sumpf, an dem er trinken wollte, quakten eine Menge Frösche. Der Froschvater sagte zu den Seinen: „Wenn uns dieser Elefant das ganze Wasser aus-

trinkt, sitzen wir auf dem Trockenen, und da wir keine langen Beine haben, können wir uns wahrscheinlich kein anderes Wasser mehr suchen. Infolgedessen müssen wir hier umkommen. Wie wär's, wenn wir den Elefanten vertrieben?" Darauf die anderen Frösche ihn auslachend, fragten, wie er sich das denke, daß ein Frosch einen Elefanten vertreiben soll. Der Froschvater sagte: „Wartet nur, in ein paar Minuten ist der Elefant weg und wir behalten unser Wasser. Ihr braucht mir nicht zu helfen. Ich allein übernehme es und beseitige den Elefanten." Der Elefant steckte seinen Rüssel in den Sumpf und fing an, mit großem Schlürfen das Wasser einzuziehen. Unser Froschvater kroch in die Nähe und setzte sich in den Rüssel des Elefanten, gerade auf die Scheidewand, die empfindlichste Stelle dieses ganzen großen Tieres. Dort klammerte er sich fest und kitzelte den Elefanten. Dieser prustete, um die unliebsame Störung loszuwerden; der Frosch saß fest und kitzelte weiter. Der Elefant schlug mit dem Rüssel in der Luft umher, der Frosch saß fest und kitzelte weiter. Der Elefant lief auf und ab, schnaubte, schlug mit dem Rüssel gegen seine Flanken ohne den Frosch loszuwerden. Das große wilde Tier tobte umher, dachte längst nicht mehr ans Trinken und raste zu ein paar großen Palmen, die in der Nähe standen. Dort schlug er seinen Rüssel gegen die Palmen. Unser kleiner Frosch saß innen an der Spitze des Rüssels, hielt sich mit allen Vieren mit aller Gewalt und kitzelte, ohne daß der Elefant ihn los wurde. Dieser schlug seinen Rüssel an den Palmen blutig und hieb so lange, bis er ihn entzweigeschlagen hatte, sodaß zuletzt nur noch Fetzen übrigblieben, dann zog er unter Wehgeheul seines Weges, und da er ohne Rüssel bekanntlich nicht leben kann, legte er sich nieder und verendete.

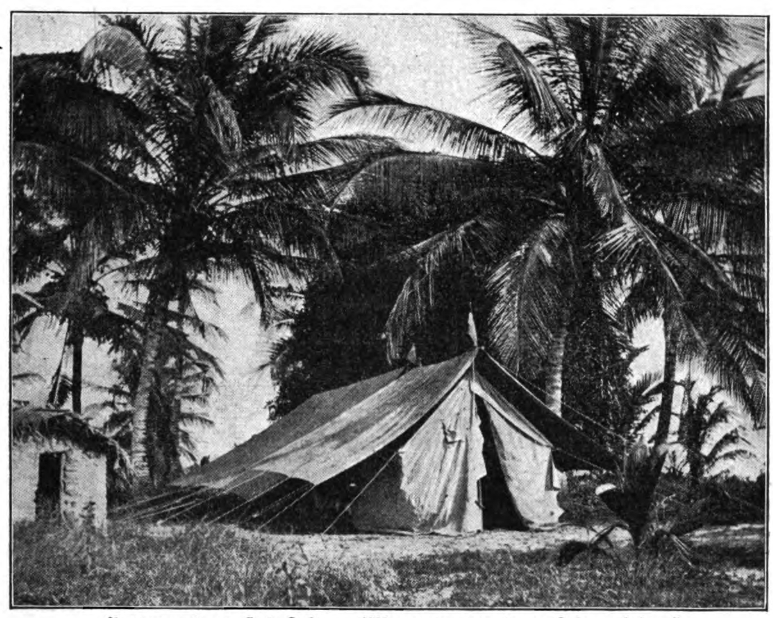
Unser kleiner Frosch hüpfte zu den Seinen zurück und fragte sie: „Was sagt ihr nun? Wo ist unser großer Feind? Seht, das kommt davon, wenn man versteht sich zu wehren, unser Wasser haben wir behalten und unser Feind ist tot."

„Das ist unsere Geschichte von David und Goliath. Und wenn wir die Engländer kitzeln, sagten die Schwarzen, werden auch sie sich ihren Rüssel blutig schlagen und uns schließlich in Ruhe lassen.“

Die ganze Organisation, die im Frieden sorgfältig hätte vorbereitet werden müssen, mußte jetzt im Augenblick behandelt und entschieden werden. Hierzu gehörte die überaus wichtige Regelung des Verpflegungswesens und des gesamten Nachschubes. Es kam darauf an, die großen, militärisch wichtigen Straßen in erster Linie zu berücksichtigen. Welche Straßen würden das wohl sein? Zunächst stellte sich heraus, wie nachteilig und kurzsichtig es war, daß zwischen unserer Zentralbahn und der Nordbahn keine Schienenverbindung bestand. Der Verkehr zwischen beiden hatte im Frieden zu Schiff sich von Daressalam nach Tanga abgespielt. Jetzt war das wegen der englischen Schiffe unmöglich. An die Wichtigkeit einer militärischen Benutzung der Bahn war natürlich nie gedacht worden. Als Ersatz mußten wir nun eine Etappenstraße zwischen Morogow und Korogwe an der Bahn anbauen. Dieser Weg betrug 8—10 Tagemärsche. Eine zweite Straße von 14 Tagereisen Länge führte von Dodoma über Kondoa-Irangi nach Aruscha am Meruberge, die dritte aus dem reichen Gebiet von Langenburg über Tabora, die Hauptstadt des Wanjamwesilandes, an den Viktoriasee und damit in das Gebiet eines unserer reichsten Stämme, der Wassukuma. Diese Verbindung war auch deshalb bedeutungsvoll, weil sie uns außer dem reichen Viehbestande die Reisernte vom Viktoriasee zuführte. Andere Linien verbinden die Mittellandbahn mit dem reichen Gebiet von Kondoa-Irangi und sogar Langenburg, welches uns einen großen Teil des Bedarfs an Weizenmehl lieferte. Die Etappenleitung hat im ganzen Hunderttausende von Trägern für die Verpflegungstransporte auf allen diesen großen Straßen benötigt. Es war ein gewaltiger Apparat an Arbeitskräften und Arbeitsleistung erforderlich, um diese Menschenmassen stets in der

richtigen Verteilung zur Hand zu haben, täglich zu verpflegen und ärztlich zu versorgen.

Von den vielen anderen Schwierigkeiten kann hier vielleicht noch eine von besonderer Art erwähnt werden. Das Friedensleben der Europäer in tropischen Kolonien hatte sie schon aus Gesundheitsrücksichten an einen gewissen Komfort gewöhnt. Euro-



Bequemes großes Zelt. „Wie man vor dem Kriege lebte."

päische Verpflegung kann man in Afrika, wenn man auf Safari (Reise) ist, im allgemeinen nicht kaufen. Nur wenige Europäer hatten es gelernt, von Früchten oder Gemüsen aus dem Lande zu leben. Unterkunftsmöglichkeiten gibt es selten. Gegen die Moskitos (Malariamücke) muß man aber geschützt sein. So reiste der weiße Beamte oder Militär kaum mit weniger als 11—15 Trägern, die außer seinem Zelt, Feldbett und Kleidung auch

eine erhebliche Menge an Verpflegung trugen. So große Trägerzahlen für den einzelnen waren aber für eine Truppe, die beweglich sein sollte, eine Unmöglichkeit. Eine weitere Schwierigkeit ergab sich daraus, daß fast jeder Askari einen Boy (Burschen) hatte und sehr viele ihre Frauen mitnahmen, also mit Weib und Kindern reisten. An solchen Disturies (Sitten) zu rütteln, ist bei den naiven Leuten, die bei der Denkweise des Islam noch besonders am Festhalten ihrer alten Überlieferungen bestärkt werden, und die einen sehr großen Stolz und viel Eitelkeit besitzen, besonders schwierig. Es war in einzelnen Fällen für den Kompagnieführer nicht immer leicht, hier einen Mittelweg zu finden.

In dem Tropenkrieg, der uns bevorstand, spielte die ärztliche Versorgung eine Hauptrolle. Der Eingeborene ist im allgemeinen gegen die Malaria immun. Es kommt selten vor, daß ein Askari daran wirklich erkrankt. Manche Volksstämme aber, die in hochgelegenen, malariafreien Gegenden wohnen, wie beispielsweise die Wadschhagga des Kilimandjaro, die deshalb nicht von Jugend auf immun sind, leiden stark an Malaria, sobald sie in die Ebene herunterkommen. Für jeden Europäer wurde gegen die Malariamücke streng auf mechanischen Schutz durch ein Moskitonetz gehalten. Ich habe viele Monate auf dem Boden geschlafen. Das Moskitonetz hat mich auch da in hohem Grade geschützt. Allerdings habe ich doch zehnmal die Malaria gehabt; denn im Felde ist es nicht immer möglich, die Schutzmaßregeln so anzuwenden, wie es vom gesundheitlichen Standpunkt aus erwünscht ist. Um möglichst jede Kompagnie mit einem Arzt versehen zu können, war es uns hoch willkommen, daß eine stattliche Anzahl Sanitätsoffiziere sich zum Studium und zur Bekämpfng der Schlafkrankheit, der Malaria, Dysenterie, kurz aller Tropenkrankheiten in der Kolonie befanden.

Der Betrieb, den diese ganze Tätigkeit der Mobilmachung mit sich brachte, hielt nicht nur uns, sondern auch die Eingeborenen

am Telephon zu Pugu Tag und Nacht in Atem, und es war erstaunlich, mit welcher Gewandtheit hier und anderswo der Eingeborene diese Apparate bediente. Seine große Begabung für Technik hat uns die wertvollsten Dienste geleistet. Natürlich gab es unendlich viele Zwischenfälle bei diesem lebhaften Betrieb auf der Station Pugu. Ich spüre es noch heute einigermaßen in den Gliedern, wie ein großer, mit schönstem Ausstellungsvieh beladener Zug in einen anderen mit voller Fahrt hineinfuhr. Beinahe wäre unter unserem Mobilmachungspersonal ein recht fühlbares Unheil angerichtet worden.

Obgleich wir im August noch in der kühlen Jahreszeit standen, war die Temperatur doch recht „tropisch". Es ist das die drückende, etwas feuchte Hitze, ungefähr die Atmosphäre eines Treibhauses, die dem Europäer jede Arbeit, geschweige denn Marsch und Kampf, unendlich erschwert. Fast alle unsere Pferde erkrankten nach und nach an Tsetse.

Am 8. August vormittags hörten wir in unserem Feldlager Pugu von Daressalam her schweres Artilleriefeuer. Zwei englische kleine Kreuzer „Astraea" und „Pegasus" beschossen den dortigen Funkenturm. Dieser war wichtig für uns, weil die im Bau befindliche Großstation in Tabora noch nicht fertiggestellt war, und wurde von den Engländern aufs Ziel genommen, um uns damit jegliche Nachricht von zu Hause durch die Funkenstation Nauen zu unterbinden.

Der deutsche kleine Kreuzer „Königsberg" war bereits vor mehreren Tagen aus dem Hafen von Daressalam ausgelaufen und versuchte im Golf von Aden Kaperkrieg zu führen. Das kleine Vermessungsschiff „Möwe" wurde von uns gesprengt, und die Mannschaft bedeutete für uns einen wertvollen militärischen Zuwachs. Oberleutnant zur See Horn fuhr mit seinen Matrosen nach Kigoma, bemannte und armierte den kleinen Dampfer „Hedwig von Wißmann". Er jagte auf dem Tanganjikasee den belgischen Dampfer

„Delcommune", den er nach einigen Tagen zusammenschoß und sicherte uns hierdurch die außerordentlich wichtige Beherrschung des Tanganjikasees.

Im Norden des Schutzgebiets standen unsere Truppen in der Gegend von Moschi am Kilimandjaro. Das auf englischem Gebiet liegende Taweta wurde vom Feinde besetzt. Es kam darauf an, diesen wichtigen Punkt, dessen Besitz für den Feind ein wertvolles Ausfallstor gegen unsere Siedlungsgebiete des Nordens bedeutete, schnell zu nehmen. Am 15. August war Taweta genommen und wurde im Laufe der Zeit stark befestigt als Ausgangspunkt für unsere Patrouillenunternehmungen. In den nächsten Tagen gelang es, beim Gouverneur die Verschiebung der Hauptstreitkräfte zur Nordbahn durchzusetzen.

Diese an sich einfachen Märsche erforderten unter den damaligen Verhältnissen erhebliche Vorbereitungen. Es waren wenige Deutsche zu finden, welche die ganzen Gebiete gut kannten. Die Verpflegungs- und Wasserverhältnisse waren ungenügend erforscht. Man konnte daher ohne Vorbereitungen nur kompagnieweise die Märsche machen, und die Geübtheit und Gewandtheit bei Beschaffung der Verpflegung, wie die Truppe sie gegen Ende des Krieges besaß, war damals noch nicht vorhanden. Marsch und Verpflegung einer Kompagnie unter dortigen Verhältnissen verlangten ungefähr dieselben Rücksichten, welche unter deutschen Verhältnissen eine Division erfordert. So waren die einzelnen Kompagnien von den verschiedenen Punkten der Mittellandbahn abmarschiert konzentrisch auf die Nordbahn zu.

Die 17. Feldkompagnie lagerte gerade bei Bagamojo, als ein englischer kleiner Kreuzer erschien und die Zivilverwaltung aufforderte, die Telegraphenstation zu zerstören, widrigenfalls er den Ort beschießen würde. Hauptmann von Chappuis telephonierte sofort mit mir, daß die Zivilverwaltung schon Neigung hätte, mit den Engländern zu verhandeln. Ich befahl ihm, sogleich die

vollziehende Gewalt zu übernehmen und eine Landung des Feindes mit der Waffe zu verhindern. Ein Boot des Kriegsschiffes, das unter Parlamentärflagge an Land anlegen wollte, wurde daher abgewiesen: „Hanna ruksa, nendä säko!“ Hier gibt's nix, scher dich weg!

Die Folge war eine Beschießung des Ortes. Der Kompagnie und den Eingeborenen machte diese großen Spaß, da nichts getroffen wurde.

Ich fuhr mit dem Kommando jetzt den vorausmarschierten Truppen nach, dem Norden zu. Zwei Automobile mußten stehenbleiben, da die Straße zu schlecht war. Hauptmann von Hammerstein und ich fuhren auf Fahrrädern weiter, überholten nach und nach die marschierenden Kompagnien und trafen Anfang September in Korogwe und Moschi ein.

Es galt nun das Verpflegungs- und Nachschubwesen der Truppe im Norden zu organisieren. Diese wichtige Arbeit übernahm Hauptmann Feilke, der langjährige, erfahrene Leiter der Prinz-Albrecht-Plantage in Usambara. Auf dem Kilimandjaro war der Kleinkrieg durch Anlegen von Verpflegungsdepots vorbereitet. Unsere Patrouillen gingen über Taweta hinaus in der Richtung auf die britische Ugandabahn. Es war schon zu zahlreichen kleinen Zusammenstößen gekommen. Die für Fernpatrouillen nötigen Erfahrungen besaßen aber die Truppen in der damaligen Zeit noch nicht. Die ersten Patrouillengänger waren halb verschmachtet an der Ugandabahn angelangt und gefangengenommen worden.

Ich verlegte das Gros der Nordtruppen nach Taweta. Die dortige Eingeborenenbevölkerung schenkte uns durchaus ihr Vertrauen und verkaufte uns ihre Erzeugnisse. Das Verhältnis war ausgezeichnet.

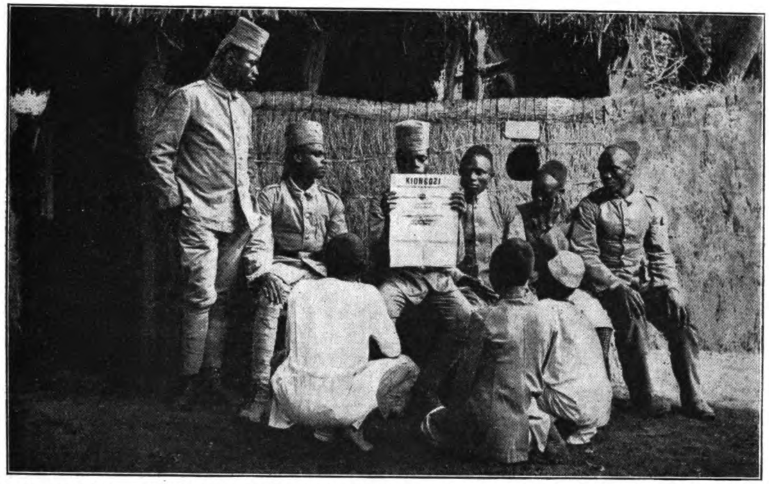
Gleich bei Ausbruch des Krieges waren an vielen Stellen Befürchtungen vor Eingeborenenaufständen aufgetaucht. An der

Zentralbahn entstanden wilde Gerüchte, am Kilimandjaro würde ein Aufstand der Wadschhagga und Überfall der Massai erwartet. Die Behörden hielten auch die große Anzahl der schwarzen Arbeiter auf großen Siedlungen für unzuverlässig. Alle diese Befürchtungen haben sich nicht bestätigt. Während des ganzen Krieges ist kein einziger Eingeborener im deutschen Gebiet aufständig gewesen.

In der nächsten Zeit kam es zu Unternehmungen verschiedener Abteilungen von Kompagniestärke, um den Feind von den Wasserstellen des angrenzenden englischen Gebiets zu vertreiben und ihm Verluste beizubringen und dadurch den Weg für unsere Patrouillenunternehmungen gegen die Uganda- und Magadbahn freizumachen. Bei einem dieser Gefechte hatte Hauptmann Tafel mit seiner Kompagnie einen Zusammenstoß mit englischen und burischen Farmern, guten Reitern und Schützen, die mit dem Leben in der Steppe vertraut waren. Unsere Askari aber gingen ihnen mit aufgepflanztem Seitengewehr so energisch zu Leibe, daß von dem 80 Europäer starken Gegner über 20 tot liegen blieben und sein Gesamtverlust über die Hälfte seiner Kopfzahl betrug.

Bei Tanga waren drei Kompagnien unter Hauptmann Baumstark versammelt, die in dem Grenzgebiet zwischen Jassin und Mombassa viele kleine Buschgefechte gegen die dortigen englischen Grenztruppen führten. Unsere Truppen waren in mehreren befestigten Lagern östlich des Kilimandjaro untergebracht, das Kommando in Moschi, dem Endpunkt der Nordbahn. Die Telephonverbindung zwischen Moschi und Taweta bestand aus einer Feldleitung, deren Draht von den Einzäunungen der Pflanzungen genommen war. Isolatoren waren abgeschlagene Flaschenhälse, die auf Stangen oder an Baumzweigen befestigt wurden. Von den Leistungen unserer Feldpost könnt Ihr Euch ein Bild machen, wenn Ihr bedenkt, daß kein Material für Telegraphenleitungen vorhanden war, überall aber in der ganzen Kolonie Verbindungen gebaut werden mußten. Die Leitungen mußten hoch über die

natürliche Höhe der Eisenstangen gelegt werden, da die Giraffen sonst die Leitungen umliefen. Als Isolatoren kamen, als wir keine Flaschenhälse mehr hatten, Knochen- und Kautschukstücke, schließlich kleine aus Lehm gebrannte Tonklümpchen zur Verwendung. Draht wurde, als der Pflanzungsdraht nicht mehr reichte, aus den Drahtseilen der Dampfpflüge, die auseinandergenommen wurden, beschafft, oder aus auseinander gewickeltem Stacheldraht. Oder aber unsere Patrouillen bekamen Befehl, beim Feinde Kabel



Askari verlesen europäische Kriegsnachrichten aus einer für sie in Kisuaheli herausgegebenen, in Daressalam erscheinenden Kriegszeitung „Kiongozi" („Der Führer").

zu erbeuten. Immerhin sind auf diese Weise über 12000 km Leitungen gebaut worden.

Unser Verkehr mit dem Auslande war seit Kriegsbeginn so gut wie abgeschnitten. Zwar nahmen wir anfangs noch unter günstigen Witterungsverhältnissen gelegentlich die Funksprüche von Nauen auf, sonst aber waren wir bezüglich aller unserer Nachrichten aus der Heimat auf Auffangen fremder Funksprüche angewiesen, und wir mußten uns zur Ergänzung derselben feindliche Post oder

Zeitungen und Briefe erbeuten. Wenn die Reutermeldungen auch das Blaue vom Himmel herunterlogen, so waren doch die Ortsnamen genannt. So legten wir uns Karten der Kriegsschauplätze an und verfolgten mit Begeisterung das stete Vordringen unserer Fronten daheim. Die herrlichen Leistungen unserer deutschen Armee straffften uns das Rückgrat und gaben uns in allen schweren Tagen immer neue Kraft durchzuhalten bis zum Ende.

Dritter Abschnitt

Die Schlacht bei Tanga

„Wenn der Feind gelandet ist, werft ihn hinaus!" — 200 siegreich gegen 2000 — Kampf im Palmenwald — Ein englischer Posten nimmt Reißaus vor mir — Das Wasser der Kokosnüsse als Durststiller — Adui tajari! — Wozu leere Sodaflaschen gut sind — Sie laufen, sie laufen! — Dressierte Bienen? — Der Feind völlig geschlagen — Das war „made in Germany" — Unsere Askari stolzieren trotz Tropenhitze in erbeuteten Sweaters — Eine mißlungene Kriegslist unserer Gegner

Aus englischen Zeitungen erfahen wir, daß die Engländer es auf den Raub unserer Kolonien abgesehen hatten, und daß sie Deutsch-Ostafrika für den wertvollsten Happen hielten. Aus dieser englischen Post ging auch hervor, daß demnächst ein großes indisches Expeditionskorps von 10000 Mann bei uns gelandet würde und daß diese Landung bei Tanga vor sich gehen sollte. Am 2. November 1914 erhielt ich die Meldung, daß vierzehn feindliche Transportschiffe und zwei Kreuzer vor Tanga erschienen seien. Diese verlangten die bedingungslose Übergabe der Stadt. Dr. Auracher, der Bezirksamtmann von Tanga, ging als Parlamentär an Bord eines Kreuzers und verhinderte das angedrohte Bombardement durch die Bemerkung, daß Tanga ein offener und unverteidigter Ort sei. Während die Verhandlungen sich in die Länge zogen, wurde Haupt-

mann Baumstarck mit zwei Kompagnien aus der Nähe sofort auf Tanga in Marsch gesetzt. Ebenso wurden aus der Gegend von Taweta einige Kompagnien auch vom Kilimandjaro im Eilmarsch nach Neu-Moschi entsandt. Zwei Lastautos taten bei dieser Truppenverschiebung wertvolle Dienste. Zwei in Moschi befindliche Kompagnien, die 1. und 6. Fkp., ließ ich sofort auf der Nordbahn, einer 350 km langen Schmalspurbahn, die Reise nach Tanga antreten. Diese Kompagnien erhielten folgenden kurzen Befehl: „Vor Tanga liegen vierzehn Transporter und zwei Kriegsschiffe. Wenn der Feind zu landen versucht, verhindert die Landung, wenn er gelandet ist, werft ihn hinaus! Auf Wiedersehen!" Die beiden Kompagnien fuhren ab und trafen nach zwanzigstündiger Fahrt am Morgen des 3. November in Tanga ein. Dort war der Feind gelandet, und zwar mit 2000 Mann. Die inzwischen eingetroffene Kompagnie Adler hielt mit Mühe dem eindringenden Feinde stand. Die beiden aus Moschi eintreffenden Kompagnien v. Ruckteschell und Poppe griffen sofort im Sturm an.

Das Gelände bei Tanga sind dichte Mohogofelder in hohem Palmenwald, so unübersichtlich, daß man keine 50 m weit zu sehen vermag. Das war gut: für beide Teile. Der Feind sah nicht, wie schwach wir waren, die Unseren sahen nicht, wie stark der Feind war. Der Feind glaubte Tanga unbesetzt und ging unbesorgt von einer Landungsstelle aus in dichten Massen vor. Die Unsern hatten den Befehl: „Wenn der Feind gelandet ist, werft ihn hinaus!" Diesen Befehl führten sie aus. Ohne zu zweifeln, ob er gelingen würde, hatten sie nur den einen Gedanken in Kopf und Herz: Dran und drauf! 5 Uhr früh traf der Zug aus Moschi 3 km vor Tanga ein. In der Morgendämmerung fielen in Tanga Schuß um Schuß immer anwachsend. Keine Zeit war zu verlieren. Aussteigen! Marsch! Marsch! Im Laufschritt am Bahnkörper erreichten die Kompagnien Tanga-Bahnhof, Tanga-Stadt. Flüchtlinge, Frauen mit Kindern kamen den Unsern entgegen und sperrten

fast den Weg. Ein Radfahrer, der aus der Stadt flüchtete, wird unsanft vom Rade geholt, er solle sofort den Kompagnien den Weg weisen. Wo war der Feind, wie sah es aus in der Stadt? Der Radfahrer entpuppte sich als unser Postdirektor Grundmann, der eine Feldleitung außerhalb der Stadt anbringen wollte und dann sehr tätig in den Gefechtstagen mitfocht. Er wies den Unseren den nächsten Weg zum nächsten Feind. Oberleutnant Merensky war vorausgeeilt und hatte Hauptmann Adler die eintreffende Unterstützung gemeldet. Den vorlaufenden Kompagnien pfiff es schon recht hörbar entgegen. Als sie aus den Straßen der Stadt ins Freie kamen, mußten sie sich schnellstens entwickeln. In die Palmen schlugen klatschend die Geschosse, die englischen Schiffsgeschütze dröhnten über die weite Bucht und schossen ziellos ins Blaue. Nur die schönen Palmen hatten schwer zu leiden. Dann auch trafen sie gehörig in die eigenen Truppen. Kompagnie Adler lag am Eisenbahndamm und hatte mit ihren rauchstarken Gewehren den vordringenden Massen standgehalten. Genau zur rechten Zeit trafen die Unsern ein, um die Überflügelung unseres schwachen Häufleins zu wehren. Ruckteschell ging sofort frontal zum Angriff vor, Poppe zur Umfassung rechts. Durch das Mohogogestrüpp über die tiefen Furchen drangen sie Mann an Mann unaufhaltsam vor, bis aus dem Busch ihnen die ersten Inder gegenüberstanden. Gerade noch überlegten sie sich, wie sieht dieser Feind wohl aus? Was sind das für Leute? Sind es Schwarze, sind es Weiße? Sind es Gelbe? Wie ist er gekleidet? Wie erkennen wir ihn? Da sahen sie die großen gelben Gestalten in Khaki mit dem Turban drei Schritt vor sich aus dem Busch auftauchen. Oberleutnant von Ruckteschell, der erste, der in den Feind drang, gab seinem Trompeter, einem schwarzen, schneidigen Unteroffizier, den Befehl: „Blas', Jokindu, blas': ‚Seitengewehr pflanzt auf!'" Dieser setzte sein Horn an den Mund und bläst dem Feinde ins Gesicht, das deutsche Signal, daß es schmetternd dröhnt nach allen Seiten,

daß keiner im Zweifel ist, was er zu tun hat. Heraus, das blanke Seitengewehr! „Blas', Jokindu, blas': ‚Zum Sturm', vorwärts marsch! ‚Zum Sturm', ‚Seitengewehr rechts, marsch, marsch, Hurra!'" Und mit lautem Siegesgeheul rasten unsere guten Schwarzen in die erschreckten Inder, und ihre deutschen blanken Seitengewehre verrichteten furchtbare Arbeit. So ging es voran, in die



Askari im Gefecht an der Meeresküste vorgehend.

dichten Massen des Feindes, daß dieser, von Schrecken erfaßt, an eine große Übermacht glaubte. Als die deutschen Maschinengewehre von zwei Seiten in sie einhämmerten, da fielen sie zahlreich zu dichten Haufen und der Weg wurde frei zum Weiterstürmen. Ruckteschell war, zweimal verwundet, zusammengebrochen, er sah sich um nach einem Kameraden, daß er weiterführe und der Angriff nicht stocke. Da sah er Oberleutnant Auracher, den 2 m langen Bezirksamtmann, der mit einigen Männern Tangas mit-

kämpfte, wie einen großen Klumpen im Grase liegen, auch verwundet. Oberleutnant Merensky hatte gleichfalls einen Schuß, aber brave Unteroffiziere sprangen vor und trugen den Sieg des 3. November davon, so daß der Feind wohl merkte, daß deutsche Männer dort ihre Heimat verteidigten.

Über 200 Tote ließ der Gegner am Vormittag des 3. November liegen und zahllose Verwundete. Nach fünfstündigem Gefecht waren von unseren kaum 200 Mann 2000 des Feindes zurückgeworfen und zur Küste getrieben, wo sie in heller Flucht ihre Schiffe erreichten.

Das war der erste Tag. Der endete gut. Aber es stand uns noch Schwereres bevor. Mit den acht Lokomotiven der Nordbahn schaffte ich alle zur Verfügung stehenden Kompagnien in der Nacht nach Tanga, fuhr selbst mit und erkundete in der Nacht vom 3. zum 4. in hellem Mondschein die Aufstellung für den 4. Tanga war frei vom Feinde. Ich fuhr per Rad mit zwei Begleitern bis an den Hafen vor und sah 400 m vor uns die hell erleuchteten Transportschiffe, in denen großer Lärm herrschte. Es war also kein Zweifel, daß eine Landung unmittelbar bevorstand. Ich bedauerte es sehr, daß unsere Artillerie, wir hatten nämlich auch zwei Geschütze, noch nicht zur Stelle war. Hier im hellen Mondschein, auf so nahe Entfernung, hätten sie trotz der feindlichen Kreuzer vernichtend wirken können. Plötzlich wurde ich in der Nähe des deutschen Hospitals anscheinend von einem indischen Posten, wir konnten die Sprache nicht verstehen, angerufen. Da der Posten keine Antwort bekam, erschrak er und lief davon. Der Tag begann zu grauen. Linker Hand von uns hörten wir die ersten Schüsse fallen. Es war dies eine unserer Offizierpatrouillen, die auf den Feind gestoßen war. Für die Art, wie ich das sicher bevorstehende Gefecht zu führen gedachte, war die Beschaffenheit des Geländes mit ausschlaggebend. Im Norden boten die Häuser der am Hafen gelegenen Europäerstadt Schutz gegen Sicht und daher

auch Schutz gegen das Artilleriefeuer der nahegelegenen Kreuzer. Umgeben war die Stadt von ununterbrochenen Kokospalmen- und Kautschukpflanzungen. Das Gelände war durchaus flach. Es war wahrscheinlich, daß der Feind, mochte er nun am Kap Raskasone allein oder gleichzeitig an mehreren Stellen landen, einen Druck gegen unseren rechten Flügel ausüben würde. Auch für uns war hier südlich von Tanga die Aussicht auf größere Bewegungsfreiheit durch die Beschaffenheit des Geländes gegeben, und so beschloß ich, den Angriff am Ostrand von Tanga anzunehmen und starke Reserven hinter unserem rechten Flügel zum Gegenstoß gegen die feindliche Flanke zu staffeln.

Bei den verschiedenen Aufgaben galt es auch die Eigenart der Truppenteile zu berücksichtigen. In der damaligen Zeit hatte noch jede Kompagnie nach der Art ihrer Zusammensetzung und Ausbildung ein besonderes Gepräge. Die gute 6. Schutztruppenkompagnie Poppe, sorgfältig im Schießen auch mit Maschinengewehren ausgebildet, wurde beauftragt, in einer breiten Front den Ostrand von Tanga zu halten. Rechts rückwärts von dieser, außerhalb Tangas, wurde das Bataillon Baumstarck gestaffelt. Rechts rückwärts wieder von diesem blieben drei gute Kompagnien zu meiner Verfügung. Zwei Kompagnien und die beiden Geschütze waren noch im Anrollen und die Zeit ihres Eintreffens ungewiß. So verblieb die Lage im wesentlichen bis zum Nachmittag. In der heißen Sonne der Küste litten wir nicht wenig unter Durst, stillten ihn aber durch das Wasser der jungen Kokosfrüchte; auch sonstige Getränke gab es damals noch in Tanga. Wir hatten noch Wein und Selterwasser. Sogar warme Würstchen wurden den Truppen von einem Schlächtermeister gebracht. Eine der Schwestern vom Hospital kam mit großen Körben von Obst und allerlei Eßwaren, die sie den Dürstenden und Hungernden in die Frontlinie brachte. Die Vorgänge auf den feindlichen Schiffen wurden genau beobachtet. Man sah jedes Boot, das von ihnen abstieß,

und dessen Besatzung. Ich schätzte die Summe der bis zum Mittag bei Kap Raskasone gelandeten Feinde auf 6000. Aber auch bei dieser noch zu niedrigen Schätzung des Feindes mußte ich mir die Frage vorlegen, ob ich wagen dürfe, bei meinen 1000 Gewehren einen Entscheidungskampf aufzunehmen. Ich habe die Frage aus verschiedenen Gründen bejaht. Einmal war mir von früher, von Ostasien her, die Schwerfälligkeit der englischen Truppenbewegungen und der englischen Gefechtsführung bekannt, und es war sicher, daß diese Schwierigkeiten in dem sehr gedeckten und dem Feinde unbekannten Gelände ins Unendliche wachsen würden. Es war wahrscheinlich, daß die geringste Störung der Ordnung weitgehende Folgen nach sich ziehen würde. Ich hatte die Aussicht, mit meinen Truppen, deren Europäer die Gegend von Tanga gut kannten, deren Askari im Busch zu Hause waren, die Schwäche des Feindes durch geschicktes und schnelles Manövrieren auszunutzen. Fehler macht jeder, wer die größeren macht, verliert. Da der Feind am ersten Tage schon mit seinen vielen Truppen nicht verstanden hatte, unsere schwachen Kräfte zu umgehen, und diese mit ihrem schneidigen Angriff das moralische Übergewicht errungen hatten, warum sollte es am zweiten Tage nicht ebensogut gehen, auch wenn der Feind da bedeutend stärker war?

Schon fing ich an zu zweifeln, daß der Feind am 4. November überhaupt noch angreifen würde, als um 3 Uhr nachmittags ein Askari mir in seiner einfachen und strammen Art die unvergeßliche Meldung machte: „Adui tajari“ (Der Feind ist da). Im nächsten Moment ging das Gewehrfeuer gleichzeitig auf der ganzen Front los, und man konnte auf den raschen Verlauf des Gefechtes mit seinem Hin- und Herwogen nur aus der Richtung des Knallens der Schüsse Schlüsse ziehen. Man hörte, daß das Feuer sich vom Ostrande Tangas her in die Stadt hineinzog. Hier war also die 6. Kompagnie zurückgeworfen. Bis dicht an den Bahnhof

und in die Stadt hinein war der Feind vorgedrungen, der an dieser Stelle mit zwanzigfacher Übermacht vorging. Hauptmann von Prince war mit seinen beiden Europäerkompagnien sofort vorgestürmt und hatte die zurückgehenden, braven Askaris sogleich zum Stehen und Wiedervorgehen gebracht. Das britische, nur aus Europäern, langgedienten Mannschaften, bestehende Lancashireregiment, 800 Mann stark, wurde mit schweren Verlusten zurückgeworfen. Von unseren Maschinengewehren sind ganze Kompagnien reihenweise niedergemäht worden. Der stramm vorgehenden indischen Brigade, Kashmirschützen, wurden die von ihr genommenen Häuser in hartnäckigem Straßenkampf entrissen. Aber auch südlich von Tanga hat Hauptmann Baumstarck seine Kompagnien an der Front eingesetzt. Nach etwa einstündigem Gefechte beobachtete ich, wie hier die Askari durch die Palmen bis an die Straße Tanga—Pangani zurückgingen. Die Europäer des Kommandos in meiner Begleitung liefen sofort hin und brachten die Leute zum Stehen. Ich sehe noch heute den temperamentvollen Hauptmann von Hammerstein vor mir, wie er voller Empörung den zurückgehenden Askari leere Sodaflaschen an den Kopf warf. Es waren ja schließlich zum großen Teil junge, gerade erst ausgebildete Kompagnien, die hier fochten, welche durch das starke feindliche Gewehrfeuer verblüfft waren. Auch waren ihre Führer zum Teil gefallen und so meinten sie, nicht mehr standhalten zu können, wenn sie den starken feindlichen Andrang sahen. Aber als wir Europäer uns vor sie hinstellten und sie auslachten, kamen sie schnell wieder zu sich und sahen, daß eben nicht jede Kugel traf. Aber im ganzen war der Druck, der gegen unsere Front ausgeübt wurde, doch so stark, daß ich glaubte, mit der Herbeiführung der Entscheidung nicht mehr länger warten zu können und den Gegenstoß herbeiführen zu müssen. Hierzu stand allerdings nur eine einzige Kompagnie zur Verfügung, aber es war die gute 13. Feldkompagnie. Die 4. Kompagnie, deren Ankunft ich von Minute zu Minute sehnsüchtig erwartete,

war noch nicht eingetroffen, so mußte es mit der 13. allein geschehen. Diese bekam den Befehl, sofort den Feind an seiner Flanke zu packen! An seiner ungesicherten Flanke mußte ihn der Gegenstoß vernichtend treffen. Jedem Teilnehmer wird der Moment unvergeßlich sein, als die 13. Kompagnie mit ihrem Dauerfeuer einsetzte und den sofortigen Umschwung des Gefechtes herbeiführte. Die ganze Front löste sich auf und stürzte mit jubelndem Hurra vorwärts. Da kam auch die 4. herbei und half der 13. bei ihrem vernichtenden Verfolgungsfeuer. In wilder Flucht floh der Feind in dicken Klumpen davon, und unsere Maschinengewehre, aus Front und Flanke konzentrisch auf ihn wirkend, mähten ganze Kompagnien Mann für Mann nieder. „Wana kimbia, wana kimbia“ (Sie laufen, sie laufen!), schrien die Askari und tobten mit lautem Geschrei hinter den Feinden her.

Das ganze Gefechtsfeld war übersät mit Toten. Mehrere Askari kamen freudestrahlend heran, über den Rücken ganze Bündel erbeuteter englischer Gewehre und in jeder Faust einen oder mehrere gefangene Inder. Die Handfesseln aber, die wir bei diesen vorfanden zum Gebrauch für deutsche Gefangene, wandte niemand von uns ihnen gegenüber an. Man stelle sich diesen Anblick vor: im dichten Walde alle Truppenteile, vielfach sogar Freund und Feind durcheinander gemischt, die verschiedenen Sprachen durcheinander geschrien, deutsch, englisch, indisch, arabisch, abbessinisch, sudanesisch, nubisch, Kisuaheli und dazu die rasch hereinbrechende tropische Dunkelheit, und dann wird man verstehen, daß die von mir eingesetzte Verfolgung gänzlich mißglückte. Ich hatte mich auf dem rechten Flügel befunden und schnell die zunächst erreichbaren Teile in der Richtung auf das Kap Raskasone, zu energischem Nachdrängen eingesetzt. Dann hatte ich mich auf den linken Flügel begeben und dort fand ich von unseren Leuten fast nichts vor. Erst nach längerer Zeit hörte ich in der Nacht Schritte von Nagelstiefeln einer Askari-Abteilung, und ich war froh, endlich eine Truppe

zu haben, wurde aber etwas enttäuscht, als es eine Abteilung des rechten Flügels war, die die Richtung nach Raskasone verfehlt hatte und so auf unseren linken Flügel geriet. Aber nicht genug mit diesen Reibungen. Auf unerklärliche Weise glaubten die Truppen auf einen Kommandobefehl wieder in das alte Lager von Tanga abrücken zu sollen, und erst im Laufe der Nacht gewann ich am



Askariverfolgung am Meer hinter flüchtendem Gegner, der sich einschifft.

Bahnhof in Tanga die Klarheit darüber, daß fast alle Kompagnien dahin abmarschiert und kaum jemand mehr auf dem Gefechtsfeld zu finden war. Sie erhielten alle selbstverständlich den Befehl zur sofortigen Rückkehr. Leider aber war hierdurch doch eine solche Verzögerung eingetreten, daß es nicht möglich war, die Geschütze der Batterie Hering noch in der Nacht im Mondenschein gegen die Schiffe in Wirkung zu bringen. Erst am Morgen des 5. November trafen die Truppen, deren starke Erschlaffung

ja begreiflich war, wieder in Tanga ein und besetzten die Stellung des vorigen Tages.

Im Laufe des Tages wurde uns allen klar, daß die Niederlage des Feindes eine gewaltige gewesen war. Zwar wußten wir zunächst nicht, wie hoch die Verluste sein konnten, aber die vielen Stellen, wo Hunderte und wieder Hunderte von gefallenen Feinden lagen, gaben uns einen Begriff von der Masse der Toten. Es waren, wie wir später erfuhren, weit über 2000 Mann. Größer noch war die moralische Einbuße des Feindes. Er fing beinahe an, an Geister und Spuk zu glauben. Im Januar 1919 wurde ich in Daressalam von einem englischen General ernsthaft gefragt, ob wir bei Tanga dressierte Bienen verwendet hätten, aber ich kann jetzt wohl verraten, daß bei einer unserer Kompagnien im entscheidenden Moment ein Maschinengewehr durch diese dressierten Bienen außer Gefecht gesetzt wurde. Wilde Bienen, die durch die Schiffsartillerie aus den Palmen geschossen waren und sich in großer Zahl über alles kämpfende Volk stürzten, hielten die Engländer für von uns eigens zu diesem Zweck gezüchtet und im entscheidenden Moment auf sie losgelassen. Wir aber haben unter dieser Art der Dressur genau so gelitten wie die Engländer.

Der Feind fühlte sich vollständig geschlagen und war es auch. In wilder Aufregung waren seine Truppen geflohen, Hals über Kopf in die Leichter gestürzt. Die Möglichkeit eines erneuten Kampfes wurde überhaupt nicht erwogen. Aus Gefangenenaussagen und offiziellen englischen Schriftstücken ging hervor, daß das gesamte englisch-indische Expeditionskorps, 8000 Mann stark, von unseren wenig über 1000 Mann starken Truppen vernichtend geschlagen war. Ein englischer Parlamentär, der abends erschien, um über die Verwundeten zu verhandeln, gratulierte uns zu diesem Siege mit den Worten: „Das war made in Germany."

Die Beute an Waffen gestattete mir, drei Kompagnien modern zu bewaffnen. Die 16 erbeuteten Maschinengewehre waren

uns hierbei besonders willkommen. Der Geist der Truppen und das Vertrauen in die Führer hatte sich mächtig gehoben. Auch das dauernde Feuer der Schiffsgeschütze, das in dem ganz unübersichtlichen Gelände wirkungslos gewesen war, hatte in den Augen unserer Schwarzen seine Furchtbarkeit durchaus verloren. Die Materialbeute war erheblich. Außer den 600 000 Patronen hatte der Feind sein gesamtes Telephongerät sowie Bekleidung und Ausrüstung liegen lassen, so daß wir auf mindestens ein Jahr unseren eigenen technischen Anforderungen und denen an Bekleidung von Europäern und Askari sowie deren Ausrüstung mit warmen Mänteln und wollenen Decken genügen konnten. Die Engländer hatten sogar, weil sie wußten, daß der Kilimandjaro mit Schnee bedeckt und mit Gletschern gekrönt war, sich Sweater und Skimützen mitgebracht, die unsere Askari, neugierig und stolz auf diese neue Bekleidung, trotz der Tropenhitze in den nächsten Tagen sich anzogen. Unsere eigenen Verluste waren an Zahl gering. Etwa 15 Europäer, unter ihnen auch der treffliche Hauptmann von Prince, und 54 Askari waren gefallen. Die Europäer wurden in einem würdigen Grab im Schatten eines prachtvollen Bujubaumes bestattet. Die Schwarzen durften ihre bei Beerdigungen eigenen Gebräuche ihren Kameraden erweisen und beerdigten dieselben mit großer Feierlichkeit und vielen Zeremonien in der vorgeschriebenen Weise. Sie graben ihre Gräber so, daß der Kopf des Toten nach Osten liegt, hüllen ihn in Decken, und seine Freunde betten ihn sauber gewaschen unter üblichen Gebeten in die mit grünem Laube ausgekleidete Grube. Dort bekommt er eine Schale mit Verpflegung hineingestellt und wird dann in derselben Weise wie bei uns langsam mit Erde zugedeckt, indem jeder seiner Freunde einige Handvoll Erde mit guten Wünschen und Sprüchen auf ihn legt. Dann schütten sie einen Hügel auf das Grab, beten lange Stunden an demselben und stellen auch oben hinein eine Schüssel mit Reis und eine Schale mit Wasser, damit

der Tote auf seiner Reise ins Jenseits seine Wegzehrung nicht vermißt. Das Grab wird mit Steinen eingefaßt. Ihre ganze Sorge und Gewissenhaftigkeit bei diesen Beerdigungen entstammt dem Glauben, daß der Tote für sie noch weiter lebt, an allen ihren Erlebnissen teilnimmt und auf ihre Liebe und Fürsorge und ihr Gedenken angewiesen ist, sich aber für jede Vernachlässigung an seiner Sippe rächt. Die Pflege dieser schönen Sitte ermöglichten wir ihnen bei jeder Gelegenheit, aber nicht immer war es möglich, nach den Gefechten die treuen Kameraden in dieser Weise beerdigen zu lassen.

Die Aufräumung des Gefechtsfeldes und die Bestattung der Toten erforderte mehrere Tage angestrengtester Arbeit für die ganzen Truppen. Die Straßen waren buchstäblich besät mit Gefallenen und Schwerverwundeten. Sie flehten einen in oft unverständlicher Sprache um Hilfe an, die ihnen trotz bestem Willen nicht immer gleich gewährt werden konnte. Auf unserem in Tanga gelegenen Verbandplatze hatte unser männliches und weibliches ärztliches Pflegepersonal im Feuer auch der schweren Schiffsgeschütze Freund und Feind gewissenhaft versorgt. Mehrere Male schlugen Granaten in das zum Lazarett verwandelte Kasino ein.

Trotz der zweifellosen Niederlage von Tanga war es doch wahrscheinlich, daß die britische Zähigkeit diese Entscheidung nicht als endgültige hinnehmen würde, und da der Feind uns auch nach seiner Niederlage noch um ein Mehrfaches überlegen war, so war ein Landungsversuch an anderer Stelle nicht unwahrscheinlich. Eine Fahrt zu Rad in nördlicher Richtung am 6. November an die Mansabucht überzeugte mich aber, daß die feindlichen Schiffe hier offenbar nur zum Zweck der Pflege ihrer Verwundeten und Beisetzung ihrer Toten eingelaufen waren und keine Landung beabsichtigten. Sie schossen mehrfach ihren Salut und versenkten ihre verstorbenen und gefallenen Kameraden. Darauf fuhren die Schiffe in der Richtung nach Sansibar ab.

Inzwischen war es klargeworden, daß der Angriff des Feindes auf Tanga keine Einzelunternehmung, sondern in größerem Rahmen gleichzeitig mit anderen gedacht war. Nordwestlich des Kilimandjaro, am Longidoberg, den Major Kraut mit drei Askarikompagnien und einer berittenen Europäerkompagnie besetzt hatte, erschienen im Morgennebel des 3. November überraschend englische Truppen, gerade als am Longido heliographisch der Befehl eintraf, schleunigst nach Moschi zu rücken, um in Tanga mitzuhelfen. Der etwa tausend Mann starke Feind hatte den in der freien Steppe gelegenen mächtigen Berg unter Führung von Massais erstiegen, die unseren Posten zuriefen: „Wir sind Leute von Major Kraut." Aber unseren sich rasch entwickelnden drei Kompagnien gelang es, den Feind im felsigen Gelände zu umfassen und rasch zurückzuwerfen. Eine feindliche berittene Europäerabteilung wurde unter wirksamem Feuer mit starken Verlusten zurückgetrieben, so daß dieser Angriff ebenfalls vollständig scheiterte. Tanga und Longido, zu gleicher Zeit geplante feindliche Unternehmungen, endeten mit einer gründlichen Niederlage der Engländer und einem entscheidenden Erfolg auf deutscher Seite.

Vierter Abschnitt

Gefecht von Jassini

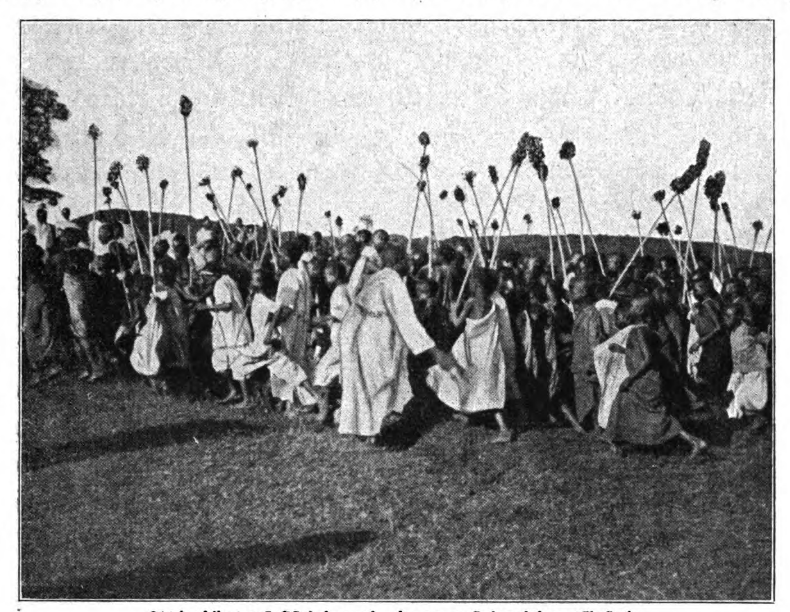
Schwarze Kriegsfreiwillige — „Ich glaube, der General stammt aus einer Landbriefträgerfamilie" — Reis, Bananen, Ananas, Zuckerrohr — Ein ausgehungerter Patrouillengänger — „Ich kann nicht mehr" — Ein Löwe 15 Schritt vor mir — Befehl zum Angriff — Meine letzten Reserven werden eingesetzt — Ein Schuß durch meinen Hut, einer durch meinen rechten Arm — Ein mißglückter Ausfall — Der Feind hißt die weiße Fahne — Funkspruch aus der Heimat: „Das Vaterland ist stolz auf seine Söhne"

Nach dem entscheidenden Erfolg von Tanga wurden die Truppen schnell wieder in die Gegend von Neu-Moschi abtransportiert, da das Kilimandjarogebiet stets bedroht war. Der Jubel der

Ansiedler der Nordgebiete, die ja der Hauptteil der bei Tanga fechtenden Europäer waren, war unbeschreiblich. Blumengeschmückt fuhr der erste Zug, der die Europäerkompagnie trug, wieder in Neu-Moschi ein, und am Fuß unseres deutschen Riesenberges wurden bei mancher fröhlichen Siegesfeier die Erfolge bei Tanga und am Longido und die weittragenden Folgen derselben eifrigst erörtert. Vielen wurde es nach diesen ersten größeren und glücklich verlaufenen Gefechten erst klar, daß es doch bedeutend besser wäre, sich tüchtig seiner Haut zu wehren, als sich ängstlichen Befürchtungen und unfruchtbaren Zukunftssorgen hinzugeben. Nicht nur unseren Europäern wurde durch die Novemberereignisse der Mut gestärkt, vor allem auch die Schwarzen bekamen gehörigen Respekt vor der kleinen deutschen Truppe, und von allen Seiten kamen die Besten ihres Stammes und meldeten sich freiwillig zum Heeresdienst. So hatte man nun endlich allerseits begriffen, daß es sich auch für uns lohnte, im Weltkriege mitzuhandeln, vor allem, daß uns keine andere Wahl blieb. Kurz der Erfolg von Tanga wirkte belebend auf die Entschlossenheit der ganzen Kolonie zum Widerstande. Das Kommando nahm seine geschäftliche Tätigkeit wieder im Bahnhof in Neu-Moschi auf. Bei der Knappheit des Personals konnten wir es uns nicht leisten, für die verschiedenen Funktionen auch verschiedene Persönlichkeiten zu haben. Wie der Offizier des Kommandos gelegentlich als Schütze oder Radfahrer einspringen mußte, so mußte auch der Intendant ordonnanzieren, der Schreiber im Gefecht mit schießen oder als Gefechtsordonnanz tätig sein. Aber obgleich fast niemand innerhalb des Kommandos für seine Arbeit vorgebildet oder vorbereitet war, so vollzog sich das Zusammenarbeiten doch harmonisch und erfolgreich. Es wurde vom besten Geiste, von der Liebe zur Sache und kameradschaftlichem Zusammenarbeiten getragen.

Von Moschi aus begab ich mich des öfteren sowohl nach Taweta wie zum Longido, östlich und westlich des Kilimandjaro, um

alles, was dort an Vorbereitungen und Erkundungen geschah, immer wieder selbst in Augenschein nehmen zu können und keine Gelegenheit zu versäumen, dem Feinde irgendeinen Schaden zuzufügen. Auf diesen Erkundungstouren konnte man nur teilweise Autostraßen benutzen und mußte viel auf den Beinen sein, so daß auch recht erhebliche Fußmärsche für mich und meine Begleitung



Askarikinderfestspiel nach einem erfolgreichen Gefecht.

zustande kamen. Als ich eines Tages vom Kilimandjaro querfeldein in die Gegend des Meruberges und wieder zurück eine Erkundungstour machte, blieben einige meiner Begleiter erschöpft zurück, und ich hörte später, wie einer derselben sich entrüstet über diese Zumutungen an Märschen seinen Freunden gegenüber beklagt hatte mit den Worten: „Das ist zuviel verlangt für einen normalen Menschen; diese Lauferei hört ja überhaupt nicht auf. Ich glaube, der General stammt aus einer Landbriefträgerfamilie.“

Ich war meinen Beinen recht dankbar, daß sie die guten Eigenschaften eines deutschen Landbriefträgers in Afrika zu haben schienen.

Interessieren werden die Marschleistungen unserer Patrouillen, die zur Ugandabahn hin und zurück fast 200 km zu gehen hatten und das unter Umständen, der Wasserknappheit wegen, in vier bis fünf Tagen geleistet haben. Beschwerlich waren die großen Märsche für unsere Trägerkarawanen und die Lastentransporte. Wenn wir auch nur wenige Kraftfahrzeuge, nämlich drei Personenwagen und drei Lastautos im ganzen zur Verfügung hatten, so bedeutete das für unsere Verhältnisse doch etwas Wesentliches. Für den Verkehr von Neu-Moschi nach Taweta leistete ein Auto soviel wie 600 Träger, die außerdem selbst Verpflegung beanspruchten. Die Engländer haben den Lastentransport von den Schultern der Träger und Tiere genommen und ihn mit Automobilen bewerkstelligt, wo immer sie konnten. Dieser Grundsatz war um so praktischer, als Menschen und Tiere unter den Tropenkrankheiten litten, während Mücken gegen Automobile ja machtlos sind. Da wir aber nur wenige Kraftwagen hatten, mußten wir immer wieder auf Träger zurückgreifen. Noch heute sehe ich die Freude des damaligen Intendanten, als eine Trägerkarawane von 600 Wasukuma vom Viktoriasee am Kilimandjaro anlangte und uns den hier dringend benötigten Reis brachte. Für diesen Marsch brauchten die Träger meistens 30 Tage, und da der Mann täglich 1 kg Verpflegung benötigt, selbst aber höchstens 25 kg trägt, so futterte er eigentlich in der Zeit einer solchen Reise mehr, als er selbst zu tragen imstande war. Daher müssen diese Märsche schon sehr überlegt eingerichtet werden und durch gut besiedelte und verpflegungsreiche Gebiete führen, wenn überhaupt solche Transporte von Wert sein sollen. Dies zeigt mit die Schwierigkeiten des Nachschubs und der Verpflegung, die wir mit in Kauf nehmen mußten. Der Intendant Hauptmann Feilke verstand es aber auch meisterhaft, mit den Leuten umzugehen und für sie zu sorgen. Die

Träger fühlten sich gut aufgehoben, und das Wort „Kommando“, das sich einzelne als Eigennamen beilegten, gewann an Verbreitung und ungeheure Bedeutung. Wenn z. B. irgendeiner sich irgendwo unnütz gemacht hatte und zur Rechenschaft gezogen werden sollte und man ihn fragte, wo er herkomme und wo er hingehöre, so glaubte er, mit dem Zauberwort „Kommando“ sei alles entschuldigt und erledigt.

In den Zeiten unserer Seßhaftigkeit in Neu-Moschi war auch die wirtschaftliche Seite des Lebens angenehmer. Viele Europäer zum Teil in den Nordgebieten zu Hause, beschafften sich den Hauptanteil ihrer Verpflegung selbst. Reis, Weizenmehl, Bananen, Ananas, europäisches Obst, Mehl und Kartoffeln flossen reichlich von den Pflanzungen an die Truppen. Zucker beschafften die zahlreichen Fabriken aus Zuckerrohr, und Salz wurde in der Hauptsache von der an der Zentralbahn gelegenen Saline Gottorp geliefert. Die deutschen Pflanzungen bauten Truppenverpflegung an. Die großen Etappenstraßen wurden immer weiter ausgebaut, um die aus dem Süden stammenden Erzeugnisse nach dem Norden heranführen zu können. Mindestens 8000 Träger waren allein auf der Strecke zwischen der Mittellandbahn und der Nordbahn täglich unterwegs.

Durch zahlreiche Zuwendungen von Privaten wurden wir geradezu verwöhnt. Wenn einer von uns an der Nordbahn entlang fuhr, an der es selbst im Frieden für Geld und gute Worte unmöglich war, sich etwas Verpflegung zu beschaffen, so war jetzt fast an jeder Station jemand, der für uns sorgte. Eines Tages traf aus der Gegend vom Longido ein von anstrengender Patrouille recht ausgehungert zurückkehrender Oberleutnant beim Kommando in Neu-Moschi ein. Nachdem er abends von 7—11 nach unseren Begriffen reichlich verpflegt worden war und gut Abendbrot gegessen hatte, bat er schüchtern, ihm das Ganze doch noch einmal zu servieren. Er trat am nächsten Morgen einen kurzen Urlaub zu seiner

Pflanzung an. Nach dem Frühstück gaben wir ihm Kaffee, Brot, Butter, Fleisch in den Zug und hatten die verschiedenen Bahnstationen angewiesen, sich dieses gänzlich verhungerten Patrouillenmannes anzunehmen. So wurde ihm nach einer halben Stunde Bahnfahrt in Kahe von der dortigen Bahnhofswache von neuem Frühstück gereicht. Nach einer weiteren halben Stunde in Lembeni hatte die reizende Frau des dortigen Bahnhofskommandanten ihm einen Kuchen gebacken. In Same, wieder eine halbe Stunde weiter, versorgte ihn der dortige Rekrutenfeldwebel Reinhard mit einer guten Suppe und einem Beefsteak. In Makanja brachte ihm der Wachthabende, ein Pflanzer aus der Umgegend, selbstbereitete Schokolade und sechs Ochsenherzen (es ist das eine etwa melonengroße Frucht). In Buiko (jede Station etwa eine halbe Stunde von der anderen entfernt) hatte der Betriebsdirektor der Nordbahn, Kühlwein, der uns so oft auf unserer Durchreise erfrischt hatte, ein solennes Essen von fünf Gängen bereitet und in Mombo, wo der Nachschub aus den Usambarabergen zusammenströmte, und wo wir in der Hauptsache unsere Betriebswerkstätten eingerichtet hatten, erwartete unseren Schützling ein nahrhaftes Vesperbrot mit Kaffee und allen Zutaten, als wir von ihm ein Telegramm erhielten: „Bitte, Weiteres abbestellen, ich kann nicht mehr.“ Soviel verständnisvoller Scherz für die Stimmung eines ausgehungerten Leutnants in dieser andauernden Bewirtung liegt, so zeigt sie doch das innige Zusammenarbeiten aller Teile der Bevölkerung mit der Truppe und das Bestreben, uns jeden Wunsch an den Augen abzulesen.

So ging es uns damals ganz gut, und unsere Stimmung entlud sich zuweilen in poetischer Form, zum Beispiel so:

„Frisch ist das Herz, straff ist der Mut;
Schlapp ist allein der Tropenhut.“

Das wurde unser Wahlspruch.

Auch sonst suchten wir, wenn der Dienst es irgend gestattete, einen anderen Geschmack in den Mund zu bekommen. Oft haben wir uns in der Umgegend von Moschi des Sonntags zu fröhlicher Treibjagd zusammengefunden. Träger und Askari hatten bald ihre Rolle als Treiber begriffen und trieben in musterhafter Ordnung durch den dichtesten Busch uns das Wild zu, das sie mit lautem hufu, hufu, auf deutsch: „da ist er!" ankündigten. Die Strecke dürfte, was Vielseitigkeit anbetrifft, bisher bei europäischen Jagden kaum erreicht worden sein. Hasen, verschiedene Zwergantilopen, Perlhühner, verschiedene Verwandte des Rebhuhns, Enten, Buschböcke, Wasserböcke, Luchse, verschiedene Arten Wildschweine, kleine Kudus, Schakale und eine Menge anderes Wild kamen vor. Ich entsinne mich, daß einmal zu meiner größten Überraschung auf 15 Schritt lautlos ein Löwe vor mir erschien. Leider hatte ich die Flinte in der Hand, und ehe ich die auf meinen Knien liegende Büchse in Anschlag bringen konnte, war er ebenso lautlos verschwunden. Die Jagd gab in den waldreichen Gebieten des Kilimandjaro, mehr aber noch östlich von Taweta einen willkommenen Zuschuß zu unserer Fleischversorgung. Im wesentlichen beruhte diese natürlich auf den Viehbeständen, die aus dem Gebiete des Kilimandjaro und Meru von den Massai, oder auch aus den Gebieten des Viktoriasees für die Truppen nutzbar gemacht wurden.

Als wir in unserer Missionskirche in Neu-Moschi und später in unserer Messe am Bahnhof das Weihnachtsfest 1914 feierten, begann sich die Lage nördlich von Tanga doch so zuzuspitzen, daß etwas Entscheidendes geschehen mußte. Unsere Patrouillen, welche dort auf britischem Gebiet standen, waren Ende Dezember allmählich zurückgedrückt worden und hatten sich südlich der Grenzpflanzung Jassini auf deutschem Gebiet gesammelt. Es machte den Eindruck, als ob der Feind allmählich längs der Küste auf Tanga vordringen wollte. Um die Verhältnisse an Ort und Stelle zu erkunden, fuhr

ich Mitte Januar selbst dorthin. Das Gelände um Jassini herum besteht aus einer meilenlangen Kokospalmenpflanzung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, in die Sisal, eine mit spitzen Stacheln versehene Agavenart, hineingepflanzt war. Dieser Sisal, der ein dichtes Unterholz zwischen den hohen Palmen bildete, war an vielen Stellen mit seinen stacheligen Blättern so zusammengewachsen, daß man sich nur hindurchzwängen konnte, wenn man eine Menge recht unangenehmer Stiche erduldete. Jassini liegt am Meer, und da der Januar, im Gegensatz zu Deutschland, dort der heißeste Monat ist, war die Temperatur recht mollig, weil die Hitze feucht ist. Es schien so, als ob es sich bei Jassini nur um einen vorgeschobenen Posten handelte und daß die Hauptmacht der feindlichen Truppen sich weiter nördlich befand. Am 16. Januar 1915 waren unsere von Neu-Moschi kommenden Kompagnien bei Tanga ausgeladen und sogleich in Richtung auf Jassini anmarschiert. Am 17. Januar abends waren die Streitkräfte, im ganzen neun Kompagnien mit zwei Geschützen, 11 km südlich Jassini versammelt, und der Befehl zum Angreifen wurde für den nächsten Morgen gegeben. Major Kepler wurde mit zwei Kompagnien rechts umfassend, Hauptmann Adler mit zwei Kompagnien links umfassend gegen das Dorf Jassini angesetzt, nordwestlich unser Araberkorps, Hauptmann Otto mit der 9. Kompagnie frontal auf der Hauptstraße gegen Jassini. Ihm folgte unmittelbar das Kommando, dahinter das Gros, aus der Europäerkompagnie, drei Askarikompagnien und zwei Geschützen bestehend. Das Ganze war so gedacht, daß beim ersten Tagesgrauen der Angriff gleichzeitig gegen Jassini zu erfolgen hatte und alle Kolonnen sich durch energisches Vorgehen gegenseitig entlasten sollten. Noch vor Anbruch des Tageslichtes fielen die ersten Schüsse bei der Kolonne Kepler, wenige Minuten später begann das Gefecht auch bei der Kolonne Otto und wurde dann allgemein. Es war nicht möglich, ohne jede Übersicht in dem endlosen Palmenwald sich auch nur ein

annäherndes Bild zu machen von dem, was eigentlich los war. Wir waren aber bereits so dicht an der feindlichen Stellung von Jassini, daß der Feind überrascht war trotz seines ausgezeichneten Kundschafterdienstes. Von unserem schnellen Anmarsch und unserem Angriff mit so starken Truppen hatte der Feind, wie sich später herausstellte, keine Ahnung gehabt. Kolonne Otto warf eine ihr gegenüber verschanzte Postierung schnell zurück, und das Kommando begab sich nun links ausholend durch den Wald, wo zunächst eine, dann zwei Kompagnien zu umfassendem Vorgehen gegen Jassini angesetzt wurden. Hierbei war es auffällig, daß wir auf nahe Entfernung, höchstens 200 m ein sehr wohlgezieltes Feuer erhielten. Es stellte sich später heraus, daß der Feind in Jassini keine schwachen Vorposten hatte, sondern sich hier vier indische Kompagnien in einem stark ausgebauten und vortrefflich gedeckten Fort eingenistet hatten. Der hinter mir gehende Hauptmann von Hammerstein brach plötzlich zusammen; er hatte einen Schuß in den Unterleib bekommen. So nahe mir dies natürlich ging, mußte ich im Augenblick den Schwerverwundeten in ärztlicher Hand zurücklassen. Nach wenigen Tagen riß der Tod dieses ausgezeichneten Offiziers eine schwer auszufüllende Lücke in die Tätigkeit unseres Stabes.

Das Gefecht war sehr heftig geworden, und zwei unserer Kompagnien hatten, obgleich die beiden Kompagnieführer, Oberleutnants Gerlich und Spalding, gefallen waren, im glänzenden Sturmlauf die festen Pflanzungswege von Jassini rasch genommen und sich nun unmittelbar vor der feindlichen Stellung eingenistet. Bald wurde das Eintreffen der feindlichen Hauptkräfte fühlbar. Aus nordöstlicher Richtung trafen starke feindliche Kolonnen ein und erschienen plötzlich dicht vor unserer an der Befestigung von Jassini liegenden Kompagnie. Der Feind machte sehr energische Angriffe an dieser Stelle und wurde jedesmal zurückgeworfen. Von Norden und Nordwesten her griffen gleich-

falls feindliche Kolonnen ein. Gegen die westlichen hatte das Araberkorps seine Aufgabe schlecht erfüllt. Schon am Tage vorher hatten mich viele der Araber bestürmt, sie doch zu entlassen, und als sie jetzt im dichten Versteck an der feindlichen Anmarschstraße den Gegner erwarten mußten, war ihnen die Spannung zu groß, und statt überraschend ein vernichtendes Feuer abzugeben, schossen sie blind in die Luft und rissen dann aus. Glücklicherweise trafen diese feindlichen Kolonnen dann aber auf Hauptmann Adlers beide Kompagnien und wurden blutig zurückgewiesen. Das ganze Gefecht hatte sich bis dahin als ein tatkräftiges Vorstürmen entwickelt. Auch die letzten Reserven, die Europäerkompagnien waren auf ihre dringende Bitte eingesetzt worden. Gegen Mittag war das Gefecht vor der starken feindlichen Befestigung an allen Stellen zum Stehen gekommen. Wir hatten tatsächlich kein Mittel, gegen diese Befestigungen etwas Ausreichendes zu unternehmen. Auch unsere alten Feldgeschütze, die wir auf 200 m in Stellung brachten, erzielten keinen durchschlagenden Erfolg. Die Hitze war unerträglich, und wie bei Tanga löschte alles den Durst mit jungen Kokosfrüchten. Um die Vorgänge bei der Kolonne Kepler zu erkunden, begab ich mich mit Leutnant Bleek, der die Gegend gut kannte, zum rechten Flügel. Auf dem Sande eines zur Zeit der Ebbe trockenen und weit übersichtlichen Meeresarmes gerieten wir in ein sehr wohlgezieltes Feuer. Die Geschosse schlugen aus 300 m Entfernung dicht bei uns ein und konnten bei den deutlich sichtbaren Sandspritzern gut korrigiert werden. Der Sand war so tief und die Hitze derartig groß, daß man nur wenige Schritte laufen oder rasch gehen konnte. In der Hauptsache mußten wir langsam ungedeckt gehen und das feindliche Feuer über uns ergehen lassen. Glücklicherweise tat uns dieses aber keinen ernsthaften Schaden, obgleich ein Schuß durch meinen Hut und einer durch meinen rechten Arm zeigte, daß es wenigstens gut gemeint war. Bei der Rückkehr vom rechten Flügel war

der Durst und die Erschlaffung so groß, daß zwischen einigen, sonst nicht feindlich gesinnten Herren ernstliche Meinungsverschiedenheiten wegen einer Kokosnuß entstanden, obgleich von den massenhaft vorhandenen Bäumen weitere Nüsse unschwer zu erlangen waren. Auf der kleinen Pflanzungsbahn Jassini-Totohowu wurden unausgesetzt Verwundete zurückgefahren und Munition gebracht. Die Gurtfüller der Maschinengewehre, an den Stämmen der Palmen befestigt, arbeiteten unausgesetzt. Wir hatten bereits erhebliche Verluste erlitten, und mancher Wunsch wurde ausgesprochen, das Gefecht abzubrechen, da die Einnahme der feindlichen Festung ja doch aussichtslos erscheine. Wenn man aber bedachte, in welcher unangenehmen Lage der in seiner Befestigung eingeschlossene Feind war, der kein Wasser hatte und alle Betätigungen des täglichen Lebens dort verhältnismäßig eng zusammengedrängt in glühender Sonne und feindlichem Feuer verrichten mußte, so schien doch beim zähen Festhalten unsererseits Erfolg noch weiterhin erreichbar. Wie immer in solchen kritischen Lagen tauchten alle möglichen Gerüchte auf. Die Besatzung der feindlichen Befestigung sollte aus südafrikanischen Europäern, hervorragenden Scharfschützen bestehen. Einige wollten genau ihre Sprache verstanden haben. Es war auch wirklich immer noch recht schwer, sich ein klares Bild zu machen. Meine Ordonnanz, der Ombascha (Gefreite) Rajabu war sofort zu näherer Erkundung bereit, kroch dicht an die feindlichen Linien heran und fiel dort. Der Schwarze, an sich leicht erregbar, war es in dieser kritischen Lage, besonders als es Nacht wurde, doppelt, und ich mußte die Leute mehrfach ernstlich schelten, wenn sie blind in die Luft knallten. In der Frühe des 19. Januar lebte das Feuer zu größter Heftigkeit wieder auf. Der Feind, auf allen Seiten eingeschlossen, machte einen mißglückten Ausfall und zeigte kurz darauf die weiße Fahne. Vier indische Kompagnien mit europäischen Offizieren und Chargen fielen in unsere Hand. Wir alle bemerkten den kriegerischen Stolz, mit

dem unsere Askari auf den Feind blickten. Ich habe nie gedacht, daß unsere schwarzen Kerls so vornehm aussehen könnten.

Freund und Feind hatten sich in anstrengender Lage befunden und waren der Erschlaffung ihrer Nervenkraft nahe. So pflegt es bei jedem ernsthaften Gefecht zu sein. Die Askari lernten aber jetzt, daß man das eigene Mißbehagen bezwingen muß, um das zum Sieg erforderliche Übergewicht über den Feind zu erlangen.

Den Verlust des Feindes schätze ich auf mindestens 700 Mann. Die erbeuteten Papiere ergaben ein klares Bild über seine Stärke, die mehr als das doppelte unserer eigenen betrug. Hiernach hatte der britische Führer General Tighe mehr als zwanzig Kompagnien bei Jassini versammelt. Sie sollten in Richtung auf Tanga durchdrücken.

Der Feind zog sich jetzt in sein befestigtes Lager nördlich der Landesgrenze zurück. Ihm gegenüber wurde als Rückhalt für unsere sofort einsetzenden Patrouillenunternehmungen eine Abteilung von wenigen Kompagnien bei Jassini belassen. Der Hauptteil der Truppen zog wieder in das Gebiet des Kilimandjaro. Unsere Verwundeten wurden mit Hilfe von Rikschas gleich zur Bahn abtransportiert. Diese Rikschas sind kleine, von einem Mann gezogene federnde Karren, die in den Städten Afrikas die Rolle von Droschken spielen. Bei ihrem Rückmarsch wurde die Truppe von der Pflanzerbevölkerung verpflegt und erfrischt. Nach den ungeheuren Strapazen, die das Gefecht bei Jassini mit den andauernden Gewaltmärschen und der unleidlichen Hitze und den Tag und Nacht währenden Gefechten mit sich gebracht hatte, belebte sich das schwefelhaltige kleine Flüßchen Sigi, an dem wir vorbeimarschierten, schnell mit hunderten von weißen und schwarzen badenden Gestalten. Alle Mühsal war vergessen, und die Stimmung stieg aufs höchste, als gerade in diesem Augenblick nach längerer Pause wieder einmal ein Funkspruch aus der Heimat aufgenommen

wurde. Er zeigte uns, daß die Meldung von dem Gefecht bei Tanga soeben in Deutschland eingetroffen sein mußte, und enthielt die Anerkennung Seiner Majestät für den dort errungenen Erfolg. „Das Vaterland ist stolz auf seine Söhne."

Fünfter Abschnitt

Kleinkrieg

Eifrige Patrouillentätigkeit — Tausende von Zebras, Gnus und anderem Wilde — Wir belauschen die feindlichen Ferngespräche — Buren als Lehrmeister im Buschkriege — „Hands up" — Das dumme Gesicht des englischen Kapitäns — Klein, Zitzmann, Gerke, 3 schneidige Patrouillengänger — Ein voller Erfolg, aber die eigene Verpflegung zerstört — Ein schwieriger Heimweg — Der schwerverwundete Klein 6 Tagemärsche von seinem Kameraden getragen — Dem Untergang nahe — Gerettet!

Unser mit neun Kompagnien ausgeführter Angriff hatte bei Jassini zwar zu einem vollen Erfolg geführt, aber er zeigte mir, daß so schwere Verluste, wie auch wir sie erlitten hatten, nur ausnahmsweise ertragen werden könnten. Das feste Anpacken des Feindes an einer Stelle war zwar immer die beste Sicherung für das übrige Schutzgebiet, aber wir mußten mit unseren Kräften haushalten, um eine lange Dauer des Krieges zu ertragen. Für unsere Gefallenen gab es keinen Ersatz. Auch der Verbrauch von zweihunderttausend Patronen zeigte mir, daß ich mit den vorhandenen Mitteln höchstens noch drei derartige Gefechte führen konnte. In der Hauptsache mußten wir Kleinkrieg führen, und größere Schläge durften nur Ausnahmen sein.

Also wurden Patrouillenunternehmungen gegen die Ugandabahn eifrig ins Werk gesetzt. Mit größeren Truppenkörpern hatte sich bisher gegen die Ugandabahn nichts durchführen lassen. Es galt in mehrtägigen Märschen die weite wasser- und menschenarme Steppe zu durchschreiten, die außer gelegentlichen Ergebnissen der Jagd keine Verpflegung bot. Es war also nötig, nicht nur Ver-

pflegung, sondern auch Wasser mitzutragen. Hierdurch begrenzte sich aber die Stärke der marschierenden Abteilung. Es gehört für solche Expedition durch verpflegungs- und wasserloses Gebiet viel Erfahrung und eine Schulung der Truppen, wie sie im damaligen Stadium des Krieges noch nicht vorhanden war und auch nicht vorhanden sein konnte. Für den Durchmarsch durch eine Steppe war eine Kompagnie schon zuviel, und wenn sie dann nach mehrtägigem Marsch ihr Objekt, sagen wir einen Punkt der Ugandabahn, wirklich erreicht hatte, so konnte der Verpflegungsnachschub auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden, und die Kompagnie hatte wieder umkehren müssen. Es blieb also nichts anderes übrig, als den gewählten Zweck durch kleine Abteilungen, also durch Patrouillen zu erreichen. Auf diese Patrouillen wurde in der Folgezeit der allergrößte Wert gelegt.

Zunächst gab es Schleichpatrouillen, das waren nur drei bis vier Mann, die nicht zu kämpfen, sondern nur zu erkunden hatten. Für die Ugandabahn bildete sich eine besondere Art von Patrouillen, die sogenannten Sprengpatrouillen heraus.

Afrikas weite Gefilde sind östlich und westlich des Kilimandjaro von ganz verschiedener Art. Im Osten dichter Dornbusch, abwechselnd mit Baumsteppe und eine Heimat der gefährlichen Tsetsefliege. Im Westen ist die Steppe baumlos. Unendlich ziehen sich die grasbewachsenen Hügel, und blau schimmern in der Ferne der Meruberg und seine Nachkommen. Für berittene Truppen ein Prachtgelände; da keine Tsetse dort Unheil stiftet, sind diese Steppen eine Heimstätte für zahlloses Wild, und Vieh- und Pferdezucht gedeihen vortrefflich. Ich entsinne mich eines Tages, wie ich zum erstenmal in jene Gegenden kam, hatte ein dortiger Farmer mir von einer mehrere Tausend Stück großen Wildherde gesprochen. Ich hielt das für eine Übertreibung und fragte ihn, wie das möglich wäre, daß Wild in solchen Mengen vorkäme. Er erbot sich, uns zu führen, und ritt über die kahlen, weiten

Hügel uns voraus. Kaum eine Stunde weit, da hielt er und zeigte mit der Hand voraus. Einige hundert Meter entfernt sahen wir einen flachen großen Hügel, wie besät mit grauen Rücken; weiß und schwarz gestreift, bewegte sich die ganze Masse, und plötzlich sah es aus, als ob das ganze Land sich bewegte. Viele Tausende von Zebras, Gnus und anderem Wild durcheinander, gingen in langsamer Bewegung, von uns aufgeschreckt, davon. Da merkten wir, was Waldreichtum ist, und sahen ein, was für ein herrliches und wertvolles Land unser Ostafrika sei.

Den Engländern waren die gesunden Steppen im Westen des Kilimandjaro hochwillkommen, um ihre berittenen Farmer- und Burenformationen dort gegen uns aufzustellen. Überall an der Grenze saßen sie kompagnieweise in befestigten Stellungen, zu Einfällen bereit. Von unserem Lager vom Engare Nairobi aus umritten kleinere Abteilungen von acht bis zehn Mann, aus Europäern und Askari gemischt, diese feindlichen Lager, die sich bis zum Longido vorgeschoben hatten, und legten sich an ihre rückwärtigen Verbindungen. Aus der Tangabeute standen Telephonapparate zur Verfügung, die sie an die englischen Leitungen anschlossen, und dort warteten sie dann ab, belauschten die Gespräche, und wenn größere oder kleinere feindliche Abteilungen oder Ochsenwagentransporte vorbeizogen, wurde der Feind aus 30 m Entfernung aus dem Hinterhalt beschossen, Gefangene und Beute gemacht, und nach geglücktem Fang verschwand unsere Patrouille in der endlosen Steppe. So wurden damals Gewehre, Munition, Kriegsbedarf aller Art erbeutet. Da wir nicht genügend Vorräte hatten, war es nötig, unseren Bedarf beim Feinde zu decken.

Einige unserer Buren hatten sich schon vor dem Kriege naturalisieren lassen und fochten mit großer Begeisterung auf deutscher Seite gegen ihre alten Feinde. Diese waren vom südafrikanischen Feldzug her im Buschkrieg geübt und kannten die Stärken und Schwächen des Gegners. Sie lehrten die Unseren das erfolgreiche

Handwerk des Pferdestehlens, das Beschleichen der feindlichen Lager und dergleichen wichtige Kunststücke mehr. Einmal hatten zwei von ihnen beobachtet, wo Engländer die Pferde einer berittenen Grenzkompagnie täglich zur Tränke führten. Dann ritten sie mit zwei deutschen Kameraden von unserem Lager aus, schickten die beiden Gehilfen mit den vier Pferden zurück, versteckten sich mit zwei Sätteln auf dem Kopf in der Nähe der Wasserstelle. Als am nächsten Morgen die Pferde wieder zur Tränke geführt wurden, traten sie, Gewehr schußbereit, vor den erstaunten Engländer: „Hands up!“ (Hände hoch!) Wo sind die vier Pferde, gestern waren es 61, heute sind es nur 57? Der Engländer, dem vor Schreck die Tonpfeife aus dem Mund fiel, entschuldigte sich, vier Pferde seien krank, alle übrigen aber gut und brauchbar. Er mußte das Leitpferd kennzeichnen, das zusammen mit dem nächstbesten von den Buren gesattelt wurde. Der tüchtige Pferdehüter mußte auf einem ungesattelten Platz nehmen. Darauf ging die Galoppade in weitem Bogen um das feindliche Lager herum, und die 57 Pferde trafen am nächsten Tage bei unserer Vorpostenkompagnie ein. Trotzdem der Engländer durch seinen heftigen Ritt auf ungesatteltem Pferde nicht wenig mitgenommen war, hat er doch seinen Humor nicht verloren und rief aus: „Jetzt möchte ich doch wirklich das dumme Gesicht meines Kapitän sehen, wenn er nach Hause gehen muß. Donnerwetter, das war ein verdammt gutes Stück Arbeit von euch!“

Die so gemachte Beute, durch eine Anzahl noch sonst aufgetriebener Pferde und Maultiere verstärkt, ermöglichte die Aufstellung einer zweiten berittenen Kompagnie. Die Zusammensetzung der nunmehr vorhandenen zwei berittenen Kompagnien, aus Europäern und Askari gemischt, hatte sich bewährt und gab uns das geeignete Material, die weiten, nördlich des Kilimandjaro gelegenen Steppengebiete mit starken mehrtägigen Patrouillen abzustreifen, auch bis zur Ugandabahn und zur Magadbahn vorzu-

dringen, Brücken zu zerstören, Bahnposten zu überfallen, Minen am Bahnkörper anzubringen und überraschende Unternehmungen aller Art bei den Landverbindungslinien zwischen der Bahn und den feindlichen Lagern auszuführen. Natürlich ging es auch dabei für uns nicht ohne Verluste ab. Eine Patrouille hatte in der Nähe der Magadbahn einen glänzenden Überfall auf zwei Inderkompagnien ausgeführt, dann aber ihre Reittiere, die im Versteck zurückgelassen worden waren, durch das feindliche Feuer verloren. Den weiten viertägigen Rückweg durch die Steppe mußten sie zu Fuß und ohne Verpflegung zurücklegen und wären wahrscheinlich verhungert, wenn sie nicht an einen Massaikral gelangt wären und Vieh sowie Wasser und auf der Jagd einen Elefanten erbeutet hätten, an dem sie einige Tage herumfuttern konnten. Aber mit den Erfolgen regte sich auch die Unternehmungslust. Immer zahlreicher meldeten sich Patrouillen mit den abenteuerlichsten Zielen und Absichten. So arbeitete man im Westen des Kilimandjaro. Im Osten war es wegen der Tsetsefliege unmöglich, mit berittenen Truppen die Bahn zu erreichen. Dort mußte man sich also tagelang durch den dichten Busch hindurcharbeiten. Mancherlei Umstände erschwerten unseren tapferen Truppen in dieser unwirtlichen Gegend ihre Arbeit. Die Sprengpatrouillen brauchten von unserer Usambarabahn bis zur englischen Ugandabahn häufig acht Tage. Die Schwierigkeiten der Wasserversorgung waren sehr groß, und daher mußte die Zahl der Teilnehmer äußerst beschränkt werden. Ein oder zwei Europäer, zwei bis vier Askari, fünf bis sieben Träger, insgesamt mindestens acht bis zehn Mann, ausgerüstet mit dem notwendigsten Sprengmaterial, Proviant und Wasser, legten täglich sechs bis acht Marschstunden nach dem Kompaß ohne Weg durch die dornige Steppe zurück. Sie rasteten über Mittag im kümmerlichen Schatten und marschierten möglichst bei Nacht. Sie mußten sich durch die feindlichen Sicherungen hindurchschleichen, wurden aber doch vielfach von eingeborenen Spähern

verraten. Trotzdem erreichten sie meistens ihr Ziel und waren manchmal zwei Wochen unterwegs. Für so wenige Leute war ein Stück Wild oder eine geringe Beute dann ein erheblicher Verpflegungszuwachs. Trotzdem waren die Strapazen und der Marsch in der brennenden Sonnenhitze so groß, daß mehrfach Leute verdurstet sind und auch Europäer Urin getrunken haben. Schlimm stand es, sobald einer krank oder verwundet war. Es war dann oft auch beim besten Willen nicht möglich, ihn zu transportieren, und es sind Fälle vorgekommen, daß ein verwundeter Askari im vollen Bewußtsein dessen, daß er rettungslos verloren und den zahlreich vorhandenen Löwen preisgegeben war, nicht klagte, wenn er verwundet im Busch liegengelassen werden mußte, sogar von sich aus Gewehr und Patronen den Kameraden mitgab, um wenigstens diese nicht verloren gehen zu lassen.

Mehr und mehr vervollkommnete sich allmählich dieses Patrouillenwesen, die Vertrautheit mit der Steppe wuchs, und neben der Spreng- und Schleichpatrouille entstand die Kampfpatrouille. Diese, 20—50 Askari stark, manchmal mit ein bis zwei Maschinengewehren ausgerüstet, zogen auf den Feind los und suchten ihn zu packen und ihm im Kampf Verluste beizubringen. Im dichten Busch kam es hierbei zu so nahen und überraschenden Zusammenstößen, daß unsere Askari manchmal buchstäblich über den liegenden Feind hinweggesprungen sind und so von neuem in dessen Rücken gelangten. Der Einfluß dieser Unternehmungen auf die Selbständigkeit und Tatendrang war bei Europäern und Farbigen so groß, daß sich schwer eine Truppe mit besserem soldatischen Geiste finden dürfte. Auch unsere Technik lag nicht säumig. Geschickte Feuerwerker und viele Waffenmeister waren unausgesetzt tätig, um im Verein mit den Ingenieuren der Fabriken geeignete Apparate für die Bahnsprengungen zu konstruieren. Mancher dieser Apparate zündete, je nachdem er eingestellt war, sofort, oder nachdem eine bestimmte Zahl Achsen darüber gefahren waren.

Unser Zweck war natürlich in erster Linie Lokomotiven zu zerstören. Gegen die sofort zündenden Apparate schützten sich die Engländer in der Weise, daß sie vor der Lokomotive ein oder zwei mit Sand beladene Wagen fahren ließen. So mußten mindestens vier bis sechs Achsen über die Sprengung hinweglaufen, bis schließlich die Maschine selbst mit der siebenten oder achten Achse die Sprengladung zur Entzündung brachte.

Ich möchte von einer Patrouille erzählen, die es besonders gut machte, aber auch besonderes Pech dabei hatte. Drei Unteroffiziere, die Feldwebel Klein, Zitzmann und Gerke, waren losgezogen und hatten sich sorgsam vorbereitet. Nach sechs Tage langem Marsch, ohne Weg und Steg, hörten sie schließlich den Pfiff einer Lokomotive und machten sich im Busch bereit, bei der Ankunft des nächsten Zuges eine Sprengung vorzunehmen. Da an der Stelle, wo sie an die Bahn gekommen waren, die Engländer den freigeschlagenen Bahnkörper scharf bewachten, mußten sie die Nacht abwarten, und konnten nicht, wie beabsichtigt, ihre Sprengapparate unter den Schienen einbauen, sondern mußten die elektrische Sprengung wählen. Das ist eine Sprengpatrone, die mit langer Leitung im letzten Moment, wenn der Zug herankommt, an die Schiene gelegt und dann aus dem Gebüsch heraus gezündet wird. Sie hatten sich ihre Aufgabe genau eingeteilt. Einer sollte beim Herannahen des Zuges die Sprengkapsel an die Schienen legen, einer wollte im Gebüsch verborgen auf den Pfiff des ersten die elektrische Zündung andrehen. Der dritte stand weiter abseits bei den Trägern, um aufzupassen, daß diese nicht davonliefen. Von fern hörte man das Rollen eines heranbrausenden Zuges. Die Lichter kamen näher und näher. Klein stürzt vor und wirft die Sprengkapsel an der Zündschnur der schnaubenden Lokomotive vor die Räder. Gerade noch hat er Zeit, die Signalpfeife im Munde, einige Sätze seitwärts zu springen. Grell ertönt sein Pfiff durch die Nacht. Gerke dreht den Schlüssel zur

Zündung. Wie ein Donnerschlag ertönt es meilenweit im Umkreis. Eine hohe Feuersäule schießt aus dem Kessel der Maschine. Diese bäumt sich wie verwundet auf und stürzt geborsten seitlich in den Graben. Mit betäubendem Krachen in- und übereinander schieben und türmen sich die Wagen. Ein Schrei aus Hunderten von Kehlen zerreißt die Stille der Nacht. Die Truppen dieses Transportes werden nicht mehr gegen uns zu Felde ziehen. Unsere drei haben ihre Arbeit getan. Jetzt suchen sie sich und suchen die Träger. Da lagen die großen Wasserflaschen zerschlagen und das Wasser ausgelaufen. Da lag ihre Verpflegung umhergestreut, und die Träger waren fort. Der Schreck hatte sie verjagt. Zitzmanns Warnungen und seine Aufsicht hatten nichts geholfen. Wie weggeblasen waren sie. Die Detonation war ihnen in die Knochen gefahren, daß sie alles weggeworfen und sich jeder in einer andern Richtung geflüchtet hatten. Unsere drei fanden sich zusammen und hielten Rat. Die beiden Askari waren auch wieder da. Keine Zeit war zu verlieren. Hilfszüge kamen sofort herbei und feindliche Abteilungen durchstreiften die Umgegend der Unglücksstätte. Man hörte sie Salven schießen in dunkler Nacht. Nach dem Sternenhimmel richteten sich unsere fünf Tapferen. Ohne Wasser und mit dem, was sie noch hatten auffsammeln können an Lebensmitteln, machten sie sich auf den Heimweg. Das Kreuz des Südens gab ihnen die Richtung. So wanderten sie Stunde um Stunde. Immer dichter wurde der Dorn. Immer langsamer drangen sie durch. Da plötzlich aus nächster Nähe ein Schuß. Alle fahren herum, das Gewehr bereit. „Was gibt's?" „Wer da?" Sind sie verfolgt? Schwer verwundet liegt Klein am Boden. Zitzmann, Gerke und die beiden Askari durchsuchen das Gebüsch, bereit, jeden Augenblick auf den nahen Feind zu stoßen und ihr Leben teuer zu verkaufen. Aber niemand ist zu sehen. Sie lauschen gespannt, nur ihren eigenen Schritt hören sie. Woher kam der Schuß? Da ruft Klein sie zurück. Aus seiner Tasche

holt er den Revolver. Ein Dorn hatte ihn entsichert und den Schuß gelöst, der ihm durch den Oberschenkel ging. Was nun? Durstig, müde und hungrig galt es jetzt noch den verwundeten Kameraden zu tragen. Sechs Tagemärsche! Zitzmann übernahm die Führung. Mit dem Seitengewehr schlugen sie aus dem Dorn eine Tragstange. Aus einer Askari-Zeltbahn machten sie eine Hängematte, rissen sich Fetzen vom Hemd und verbanden den Kameraden. Die Askari nahmen die Last auf ihre Schultern und fort ging's Schritt für Schritt durch den dicken Busch. Mit dem Seitengewehr hieb der vorderste die Zweige des gelbgrauen Dornes und der blaugrünen Kandelabereuphorbie aus dem Wege. Einen Kilometer schafften sie in der Stunde. Dreißig Stunden waren sie unterwegs. Ihre Verpflegung war zu Ende, Zunge und Gaumen trocken. Da sahen sie vor sich ein Bergmassiv wie eine Pyramide aus der Steppe ragen. Zitzmann tröstete und nahm die Richtung dorthin: das sei ein Berg, der sicher Wasser hätte. Und richtig. Wie blaue kleine Adern rieselte es vom Fels. Sie lagerten im Busch und schickten die beiden Askaris auf Suche nach Wasser. Diese trafen auf Eingeborene, die ihnen für Geld und gute Worte glaubten, daß sie Engländer seien, und ihre Feldflaschen füllten. Auch erfuhren sie, daß der Berg von einem englischen Posten besetzt sei. Daher war es geraten, schnellstens von dannen zu ziehen. Ein paar Maiskolben steckten sie sich noch ein, und weiter ging's. Dies Bergmassiv war der Kassigao, von dem Ihr später noch hören sollt. Von der deutschen Grenze lag er 80 km entfernt, und bis zur nächsten Ansiedlung waren es weit über 100 km. Es läßt sich nicht beschreiben, unter welchen Qualen und Entbehrungen unsere kleine Gesellschaft diesen endlosen Weg zurücklegte. Bei Tage die erbarmungslose Glut der sengenden Tropensonne. Unter den Dornen, die ihnen die Kleider zerrissen, kein Schatten. Und nirgends Wasser. Und nirgends eine Frucht. Dazu das Tragen des schwer-

verwundeten Kameraden und das Nachlassen der Kräfte von Stunde zu Stunde. Zitzmann mußte sowohl Klein wie Gerke davor bewahren, daß sie sich aus Verzweiflung ein Leid antaten. Die beiden Schwarzen duldeten still und trugen ihre schwere Last mit ihren letzten Kräften. Bisweilen fanden sie Blätter, Gräser oder Wurzeln, an denen sie kauten, um den ausgedörrten Gaumen wieder mit Speichel zu netzen. Als sie auf den ersten Menschen stießen, da konnten sie kaum sprechen und machten Zeichen, daß man ihnen zu trinken bringe. Die Unseren erkannten sie nicht, so erschöpft und entstellt waren sie; man hielt sie für Engländer, die sich verirrt hätten. Es dauerte lange, bis sie sich von diesen Strapazen erholt und bis sie imstande waren, zu erzählen, was sie ausgerichtet und was sie dann erduldet hatten.

Diese drei haben die andern nicht abgeschreckt, sondern Schule gemacht. Sie selbst und eine große Anzahl andere zogen zu vielen Malen dieselben und andere Wege und kamen stets mit gutem Erfolge und oft mit reicher Beute wieder heim.

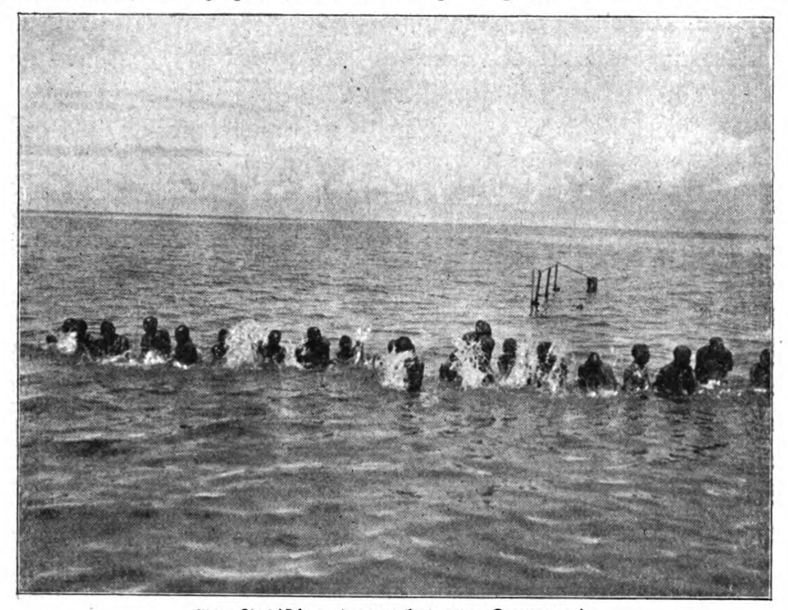
Sechster Abschnitt

Selbsthilfe

Die „Königsberg" in der Rufidji-Mündung — Ankunft eines Hilfsschiffes — Eine gelungene List — Das Schiff wird unter Aufsicht der feindlichen Kreuzer ausgeladen — Freudige Nachrichten aus der Heimat — Nervosität der Engländer — Wir spielen Robinson — Die ersten selbstgebauten Stiefel — Der Lettow-Schnaps — Ungeahnte Hilfe zur rechten Zeit — Zerstörung von 20 englischen Eisenbahnzügen — Der Freund als Feind — Die grüne Fahne des Propheten — Der hygienische Strumpf — Die englische Bahn fliegt an allen Ecken und Enden in die Luft — Der patriotische englische Lokomotivführer fährt nur für 20 000 Mark! — Wassermangel — Graf Matuschka und die Wünschelrute — Die ersten Flieger — Ndege ulaya, europäischer Vogel — Der neue Gott der Engländer — Wir schießen den neuen Gott ab

Dieser Kleinkrieg zu Lande hatte auch seinesgleichen zu Wasser. Unser kleiner Kreuzer „Königsberg" war zu Anfang des Krieges

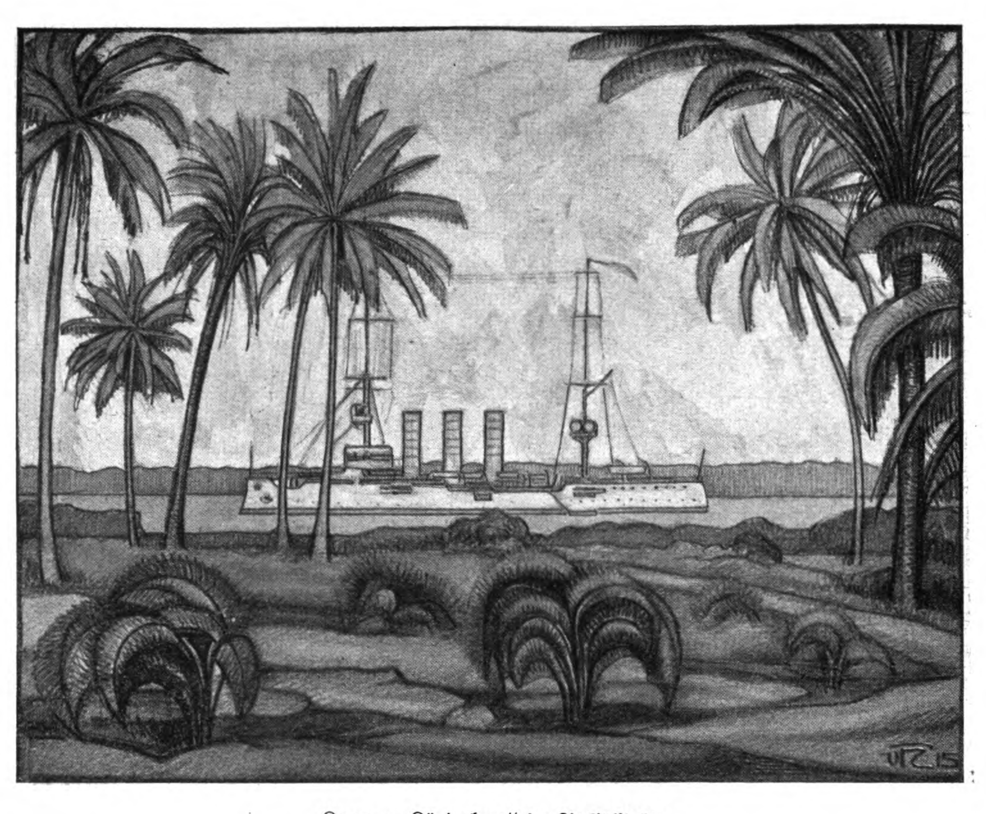
aus dem Hafen von Daressalam ausgelaufen und hatte am 29. September 1914 bei Sansibar den englischen Kreuzer „Pegasus“ überrascht und zusammengeschossen. Darauf waren mehrere große feindliche Kreuzer eingetroffen, die eifrig nach der „Königsberg“ suchten. Die „Königsberg“ hatte im Golf von Aden Kreuzerkrieg geführt und einige englische und andere feind-



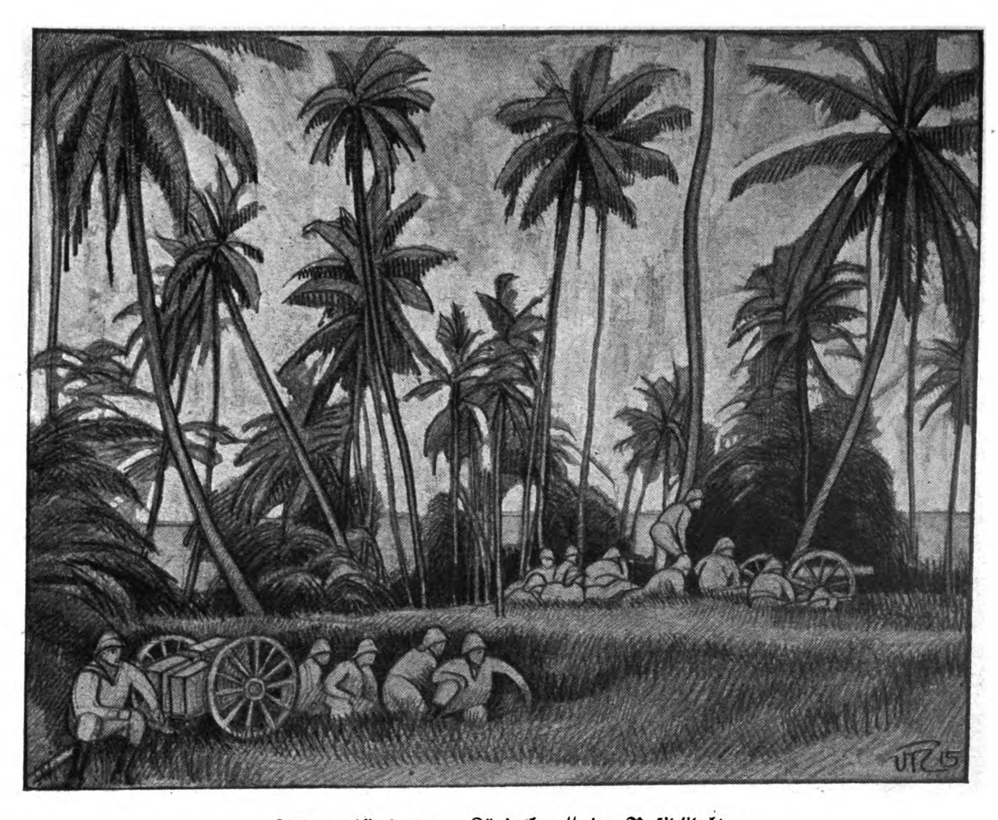
Im Indischen Ozean badende Kompagnie.

liche Schiffe aufgebracht und versenkt. Durch Kohlenmangel war sie gezwungen, sich an die deutsche Küste zurückzuziehen, und hatte sich in der Rufidjimündung versteckt. Das ostasiatische englische Geschwader war auf der Suche nach ihr. Dadurch hatte die „Emden“ die Möglichkeit, verhältnismäßig ungestört ihre bekannten und erfolgreichen Kreuzerfahrten auszuführen. Der Aufenthalt der „Königsberg“ war dem Feinde bekanntgeworden. Die Flußmündung des Rufidji bildet ein weit verzweigtes und sehr unüber-

sichtliches Delta, dessen Inseln mit dichtestem Busch bewachsen sind. Alle die kleinen Mündungen der einzelnen Wasserarme wurden von der Abteilung Delta, einer aus Marinemannschaften und eingezogenen Europäern sowie Askari gebildeten Schutztruppenabteilung von etwa 150 Gewehren, einigen leichten Geschützen und Maschinengewehren unter dem Korvettenkapitän Schoenfeld verteidigt. Die vielfachen Versuche des Feindes, mit kleinen Fahrzeugen in die Flußmündungen hineinzufahren, wurden stets mit erheblichen Verlusten für den Gegner abgeschlagen. Der „Adjutant", ein kleiner Dampfer, den die Engländer als „gute Prise" genommen und armiert hatten, wurde ihnen bei dieser Gelegenheit wieder abgenommen und diente uns später als Hilfskriegsschiff auf dem Tanganjikasee. Ein geschickter Ingenieur hatte ihn auseinandergenommen, die einzelnen Teile mit der Mittellandbahn nach Kigoma befördert und dort wieder zusammengesetzt. An der Rufidjimündung wurde ein englisches Flugzeug abgeschossen, und ein größeres Sperrschiff, welches die Engländer in der nördlichsten Rufidjimündung versenkt hatten, um das Fahrwasser zu sperren, hatte seinen Zweck nicht erfüllt. Dann brachten die Engländer zwei flachgehende, mit schweren Geschützen besetzte Kanonenboote nach der Rufidjimündung, und Anfang Juli erfolgte ihr erster Angriff von vier Kreuzern, anderen armierten Schiffen, und zwei Flußkanonenbooten. Die feindlichen Schiffe beschossen unter Feuerbeobachtung die „Königsberg", die im Fluß vor Anker lag. Dieser Angriff wurde abgeschlagen. Aber bei seiner Wiederholung am 11. Juli hatte die „Königsberg" schwer zu leiden. Die Bedienungsmannschaften der Geschütze wurden außer Gefecht gesetzt. Der schwerverwundete Kommandant ließ die Verschlüsse der Geschütze über Bord werfen und das Schiff sprengen. Der an sich schmerzliche Verlust der „Königsberg" hatte wenigstens für den Kampf an Land das Gute, daß die gesamte Mannschaft und das wertvolle Material nunmehr der Schutztruppe zur Verfügung stand. Auch



Kreuzer „Königsberg“ im Rufidjidelta.



Küstenartillerie der „Königsberg“ im Rufidjidelta.

hatte die Blockade den Engländern große Mühe durch den schweren Wachtdienst der zahlreichen großen Kreuzer, die ständig vor der Rufidjimündung auf und ab fuhren, verursacht.

Korvettenkapitän a. D. Schoenfeld, der an der Rufidjimündung an Land den Befehl hatte, machte sich dann sofort mit großer Umsicht daran, die über Bord geworfenen Geschützteile wieder heraufzuholen. Unter seiner Leitung wurden die zehn Geschütze der „Königsberg" gehoben und wieder feuerbereit gemacht. Die Geschütze haben in ihren gegen Sicht gedeckten Stellungen an Land verschiedenen Orts vortreffliche Dienste geleistet, und trotz der zahlreichen Beschießungen durch feindliche Schiffe ist nicht ein einziges beschädigt worden.

Im April 1915 traf überraschend die Nachricht von der Ankunft eines Hilfsschiffes ein. Dieses wurde bei seiner Einfahrt in die Mansabucht nördlich von Tanga von einem englischen Kreuzer gejagt und beschossen. Der Führer mußte es auf Strand setzen.

Die Ankunft des Hilfsschiffes rief eine gewaltige Begeisterung hervor, zeigte sie doch, daß tatsächlich noch eine Verbindung zwischen uns und der Heimat bestand. Alle lauschten gespannt den Erzählungen des Führers, Oberleutnant zur See Christiansen, als dieser sich bei mir in Neu-Moschi meldete. Er war, als das Hilfsschiff an der Küste auf Grund gesetzt wurde, über Bord gesprungen und durch eine englische Granate leicht verwundet. Seine Erzählungen waren die ersten Berichte eines Augenzeugen aus der Heimat und machten auf alle den größten Eindruck. Auch die Erzählung, wie sie sich durch die englische Blockade durchgeschlagen hatten, und mit den verschiedensten Listen, als norwegisches Holzschiff den feindlichen Verfolgern glücklich entronnen waren, dann in letzter Stunde gerade noch zu rechter Zeit an die deutsche Küste kamen und, um ihre Ladung in Sicherheit zu bringen, ihre Bodenventile aufrissen und ihre an Deck befindliche Holzladung in Brand steckten,

um den Engländern vorzutäuschen, daß das Schiff in Brand geschossen sei, war hochinteressant. Die englischen Blockadeschiffe hielten damit den Hilfskreuzer für erledigt. Wenn aber dann feindliche Schiffe zeitweilig außer Sicht waren, stürzten sich unsere Mannschaften, die für die Taucherarbeit am Ufer bereit lagen, augenblicklich an die Arbeit und holten Kiste auf Kiste aus dem im flachen Wasser liegenden Schiffsrumpf an Land. Die Schwarzen waren dazu ausgezeichnet geeignet und setzten ihren Ehrgeiz darein, solange wie irgend möglich unter Wasser zu bleiben. Auf diese Weise gelang es, in etwa vier Wochen das Schiff zu löschen.

Leider aber stellte sich heraus, daß die Patronen durch das Seewasser stark angegriffen waren. Pulver und Zündhütchen zersetzten sich mehr und mehr, und damit wuchs die Zahl der Versager. Es blieb nichts anderes übrig, als die gesamte Munition auseinanderzunehmen, das Pulver zu reinigen und zum Teil neue Zündhütchen einzusetzen. Monatelang waren in Moschi alle irgendwie aufzutreibenden Europäer, Askari und Träger von morgens bis abends mit der Wiederherstellung von Munition beschäftigt. Die von früher vorhandenen, unbeschädigten Patronen wurden ausschließlich für die Maschinengewehre zurückbehalten. Von der bearbeiteten Munition wurden diejenigen Patronen, die etwa zwanzig Prozent Versager hatten, für Gefechtszwecke, die noch schlechteren für Übungszwecke verwendet.

Alles was Christiansen erzählte von dem gewaltigen Kampf in der Heimat, von dem Geist der Opferfreudigkeit, von der unbegrenzten Unternehmungslust, von denen die Kriegshandlungen der deutschen Truppen getragen waren, das fand auch in unseren Herzen ein begeistertes Echo. Viele von denen, die den Mut hatten sinken lassen, richteten sich auf, hörten sie doch, daß das unerreichbar Scheinende geleistet werden kann, wenn ein entschlossener Wille dahinter steht.

Ein anderes Mittel, auf den Geist der Truppe zu wirken,

war die Handhabung von Beförderungen. Allgemein konnten diese nur zum Unteroffizier und innerhalb der Unteroffizierdienstgrade ausgesprochen werden, während eine Beförderung zum Offizier, die in vielen Fällen ja wohl verdient gewesen wäre, meine Zuständigkeit überschritten hätte. Es wurde in den einzelnen Fällen sehr scharf abgewogen, ob auch eine wirkliche Leistung vorlag. So wurden unverdiente Beförderungen vermieden, die den Geist der Truppe verderben. Im großen und ganzen waren wir aber darauf angewiesen, die Pflege moralischer Faktoren weniger durch Belohnungen als in anderer Richtung zu suchen. Kriegsorden kannten wir in Afrika überhaupt nicht. Nicht den persönlichen Ehrgeiz des Einzelnen, sondern ein von Vaterlandsliebe diktiertes echtes Pflichtgefühl und eine sich mit der Zeit immer mehr stärkende Kameradschaft mußten wir anrufen und rege halten. Vielleicht hat gerade der Umstand, daß dieser dauerhafte und reine Ansporn zum Handeln nicht durch andere Motive getrübt wurde, Europäern und Askari die Zähigkeit und Schwungkraft verliehen, welche die Schutztruppe bis zum Schluß ausgezeichnet haben.

Die Engländer waren am Kilimandjaro nicht untätig. Vom Olderoboberge, der 12 km östlich von Taweta von einem deutschen Offiziersposten besetzt war, wurde eines Morgens ein Angriff durch zwei indische Kompagnien telephonisch gemeldet. Hauptmann Koehl und der österreichische Oberleutnant Freiherr von Unterrichter setzten sich von Taweta aus sofort in Marsch und griffen die beiden Kompagnien, die sich an den steilen Abhängen des Olderoboberges festgebissen hatten, von beiden Seiten so scharf an, daß der fliehende Feind 20 Mann tot liegen ließ, ein Maschinengewehr und 70 000 Patronen in unsere Hand fielen. Auch andere im Nordosten des Kilimandjaro sich abspielende Gefechte verliefen für uns durchweg günstig.

Auch die jungen Askari der 60 Mann starken Abteilung Bock vertrauten ihrem Führer, dem über 60 Jahre alten Oberstleutnant

von Bock, unbegrenzt. Ich erinnere mich, daß ein Verwundeter, der von ihm nach Neu-Moschi kam und hier eine Meldung machte, es ablehnte, sich ärztlich behandeln zu lassen, um keine Zeit zur Rückkehr zu seinem Führer zu verlieren. In mehreren Gefechten, manchmal gegen zwei feindliche Kompagnien, warfen diese jungen Leute den Feind zurück. Es ist bezeichnend, daß sich bei den Engländern Sagen um diese Kämpfe woben. Der britische Oberbefehlshaber beklagte sich brieflich bei mir, daß eine deutsche Frau an diesen Kämpfen teilnähme und unerhörte Grausamkeiten an den Verwundeten beginge, was natürlich jeder Begründung entbehrte, und uns nur bewies, wie nervös die Engländer bereits geworden waren.

Trotz der großen Beute von Tanga war es klar, daß bei der voraussichtlich langen Dauer des Krieges die Vorräte unserer Kolonie sich bald aufbrauchen mußten. Die Frauen unserer Askari am Kilimandjaro fingen auf einmal an, seidene Stoffe zu tragen. Das war keineswegs ein Zeichen von besonderem Luxus, sondern die Bestände der Inderläden an Baumwollbekleidung gingen zu Ende. Wir mußten im Ernst daran denken, selbst Neues zu schaffen, um das zahlreich vorhandene Rohmaterial zum fertigen Fabrikat zu gestalten. Es hat sich nun ein eigenartiges, an die Erfindungskräfte eines Robinson erinnerndes Leben entwickelt. Baumwollenfelder gab es reichlich; populäre Bücher wurden hervorgeholt, die über die allgemeine Kunst der Handspinnerei und Weberei Auskunft gaben. Von weißen und schwarzen Frauen wurde mit der Hand gesponnen. Auf den Missionen und bei praktischen Handwerkern wurden Spinnräder und Webstühle gebaut. Bald entstand so der erste brauchbare Baumwollstoff, natürlicherweise recht grob, aber gut und haltbar. Die von verschiedenen Färbemitteln als besonders zweckmäßig ausprobierte Wurzel eines Baumes, Ndaa genannt, gab den Stoffen eine braungrünliche Farbe, die sich weder im Gras noch im Busch abhob und für die

Uniform besonders zweckmäßig war. Überall saßen unsere Frauen und um sie herum ihre kleinen schwarzen Diener und strickten Strümpfe und schickten sie an die Truppen. Der von den Pflanzern gewonnene Gummi wurde mit Schwefel vulkanisiert, und es gelang, eine brauchbare Bereifung für Automobile und Fahrräder herzustellen. In Morogoro war es einigen Pflanzern gelungen, aus Kokos ein dem Benzol ähnliches Antriebsmittel, Trebol genannt, für die Motoren der Automobile herzustellen. Wie in früheren Zeiten wurden Kerzen aus Unschlitt und Wachs im Haushalte und bei der Truppe angefertigt und Seife gekocht. Auch die zahlreichen an der Nord- und der Mittellandbahn gelegenen Fabriken der Pflanzungen wurden für Zwecke des Lebensunterhaltes umgestellt.

Besonders wichtig war die Herstellung von Schuhwerk. Rohmaterial lieferten die zahlreichen Wild- und Viehhäute, Gerbstoffe die Mangroven der Küste. Schon im Frieden hatten die Missionen gute Stiefel hergestellt. Diese Tätigkeit wurde jetzt weiter ausgedehnt. Auch die Truppen richteten größere Gerbereien und Werkstätten ein. Allerdings dauerte es einige Zeit, bis die Behörden den dringenden unvermeidlichen Wünschen der Truppe nachkamen und insbesondere die für das Sohlenleder erforderlichen Büffelfelle zur Verfügung stellten. Der alte historische Kampf um die Kuhhaut ist so auch unter afrikanischen Verhältnissen mutatis mutandis wieder aufgelebt. Die ersten Stiefel, die in größeren Mengen hergestellt wurden, entstanden bei Tanga. Wenn sie auch anfänglich in ihrer Form nicht gerade den modernsten amerikanischen Salonschuhen ähnelten und ziemlich verbesserungsbedürftig waren, so sahen sie doch immerhin aus wie Stiefel und schützten die Füße unserer weißen und schwarzen Soldaten auf ihren Märschen und Patrouillengängen in dem Dornengestrüpp des Pori. Bohren sich doch die zu Boden gefallenen Dornen beim Gehen immer wieder in den Fuß hinein.

Alle die kleinen Anfänge, die in der Herstellung von Ver-

pflegung auf den Pflanzungen schon im Frieden bestanden, wurden durch den Krieg und die Notwendigkeit, größere Mengen zu verpflegen, zu umfangreicher Tätigkeit angespornt. Auf mehreren Farmen am Kilimandjaro wurden Butter und vortrefflicher Käse in großen Mengen verfertigt, und die Schlachtbetriebe in den Usambarabergen konnten den Anforderungen an Wurst und sonstigen Räucherwaren kaum genügen.

Es war vorauszusehen, daß das für die Erhaltung der Gesundheit der Europäer so wichtige Chinin[1]) sich bald erschöpfen und der Bedarf durch Beute allein nicht gedeckt werden würde. So war es von großer Bedeutung, daß es gelang, am Biologischen Institut Amani in Usambara aus der dort gewonnenen Chinarinde gute Chinintabletten herzustellen. Wir haben im Kriege über 1000 kg Chinin verbraucht, davon sind über die Hälfte in Amani hergestellt. Dieses selbstverfertigte Chinin war besser als das von den Engländern erbeutete europäische. Später, als uns der Norden verloren gegangen war, und wir aus der mitgenommenen Chinarinde unterwegs nur eine Abkochung herstellen konnten, erhielt dieses verteufelt schmeckende, aber gut wirkende Mittel den ehrenvollen Namen „Lettow-Schnaps".

Der für den Verkehr von Ochsenwagen und Automobilen so wichtige Wegebau zwang zur Anlage fester Brücken. Ingenieur Rentel, zur Truppe eingezogen, baute über den reißenden Kikafustrom aus Steinen und Beton eine mächtige Bogenbrücke auf gewaltigen Pfeilern. Den Wassermassen, die vom Kilimandjaro in der Regenzeit in das 20 m tiefe, steile Bett herabstürzten, hatte bisher keine Holzbrücke standgehalten.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie befruchtend der Krieg und seine Forderungen auf das gesamte Wirtschaftsleben eingewirkt haben. Auch an der Organisation der Truppe

---

[1]) Chinin wird gegen Wechselfieber und als Vorbeugemittel dagegen verwandt.

wurde eifrig weitergearbeitet. Überall erhöhten sich im Laufe der Zeit die Zahlen der Kompagnien, so daß wir 1915 im ganzen 60 Kompagnien erreichten. Die Höchstzahl der Truppe betrug Ende 1915 3000 Europäer und rund 12 000 Askari, einschließlich Marinepersonal, Verwaltungsbehörden, Lazarette, Feldpost usw.

Wie notwendig alle diese kriegerischen Vorbereitungen waren, bewies die Ende Juni 1915 eintreffende Nachricht, daß aus Südafrika der General Botha mit 15 000 Buren auf dem Kriegsschauplatz in Ostafrika eintreffen würde.

Zunächst allerdings schien sich dieser erwartete Angriff der Südafrikaner noch nicht zu bestätigen. Offenbar versuchte der Engländer, uns ohne ihre Mithilfe mit eigenen Kräften niederzuringen. Im Juli 1915 griff er die Kolonie an verschiedenen Stellen an. Östlich des Viktoriasees erschienen große von den Engländern organisierte und geführte Massaibanden, die in die viehreichen Gebiete der deutschen Wassukuma östlich des Viktoriasees einfielen. Im Punkte des Viehraubens verstanden die Wassukuma aber keinen Spaß, sondern leisteten unseren schwachen Posten jede Hilfe, schlugen die Massai und nahmen ihnen das geraubte Vieh wieder fort. Zum Zeichen, daß sie „wahr gesprochen" hatten, legten sie 96 abgeschnittene Massaiköpfe vor unserer Polizeistation nieder.

Gegen unser Kilimandjarogebiet ging der Feind mit erheblichen Kräften vor. Wir dagegen, um unsere Bahn und die reichen Verpflegungsgebiete zu sichern und unseren Patrouillen den Weg zur Ugandabahn abzukürzen, hatten von Taweta aus einige Kompagnien einen starken Tagemarsch nach Osten vorgeschoben. Einen Tagemarsch weiter lag das stark befestigte englische Lager Makatau an der Hauptstraße, die vom Kilimandjaro an die Station Voi der englischen Ugandabahn führt. Es gingen dunkle Gerüchte, daß von Voi her eine größere Unternehmung auf den Kilimandjaro

zu erwarten stand. Am 14. Juli erschien eine feindliche Brigade in der lichten Dornenbuschsteppe von Makatau. Die englischen Feldbatterien taten uns nicht viel Schaden, aber die feindliche Überlegenheit war wie 7:1. Mit berittenen Europäern umfaßte der Feind unsere Flügel. Gerade im kritischen Moment kam eine unserer Patrouillen auf den Gefechtslärm losmarschierend und stieß zufällig der gefährlichen feindlichen Umfassung in den Rücken. Die englischen Truppen, mit Europäern und Indern durchsetzte Askari, waren sehr brav in dem wenig Deckung bietenden Gelände gegen unsere Front vorgegangen. Das Scheitern der englischen Umfassung aber besiegelte ihre Niederlage. Auf dem Bahnhof in Moschi stand ich am Telephon und habe so aus der Entfernung alle Spannung von dem zunächst ungünstigen Stande bis zum vollen Erfolge miterlebt.

Dieser und die erhebliche Beute steigerten die Unternehmungslust unserer Europäer und Askari von neuem. Gewitzigt durch ihre bisherigen Erfahrungen und vertrauend auf ihre Gewandtheit, folgte jetzt eigentlich die Zeit unausgesetzter Kampf- und Sprengpatrouillen. Mindestens zwanzig englische Eisenbahnzüge wurden gänzlich zerstört. Die Engländer bauten von Voi nach Makatau zu eine Bahn, die wegen ihrer Erreichbarkeit und ihrer Bedeutung ein wundervolles Objekt für unsere Patrouillen bot. Der Bau dieser Kriegsbahn bewies, daß ein Angriff mit großen Truppenmassen auf das Kilimandjarogebiet vorbereitet wurde. Der erwartete Angriff der Südafrikaner stand also dicht bevor. Es galt, den Feind so kräftig wie möglich anzupacken, damit die Südafrikaner auch wirklich, und zwar in recht großer Zahl kamen und von anderen wichtigen Kriegsschauplätzen Europas oder Asiens ferngehalten wurden. Mit äußerster Anstrengung wurden deshalb die Unternehmungen gegen die Ugandabahn betrieben.

Die nähere Bekanntschaft mit dem Steppengebiet zwischen der englischen Bahn und der deutschen Grenze hatte unsere Patrouillen

das Gebirgsmassiv des Kassigao schätzen gelehrt, weil es wasserreich und leidlich besiedelt war. Bei einer Entfernung von nur 30 km von der Ugandabahn mußte der Kassigao einen günstig gelegenen Rückhalt für die Patrouillenunternehmungen bilden. Schon die Patrouille des Oberleutnants Freiherrn von Grote hatte einen Handstreich gegen das auf halber Höhe des Berges gelegene englische feste Lager ausgeführt, und die Schützen der Patrouille Grote hatten das von einer Steinmauer umgebene Lager umstellt und schossen von dem überragenden Teil des Berges wirkungsvoll in den Feind hinein. Sehr bald zeigte dieser die weiße Flagge und ein englischer Offizier und einige fünfzig Inder ergaben sich. Einem Teil des Feindes war es gelungen, auf den oberen Teil des Berges zu entkommen und unsere Patrouille beim Abrücken zu beschießen.

Dezember 1915 wurde der Feind am Kassigao, der sein Lager inzwischen auf 1500 m Höhe verlegt hatte, erneut angegriffen. Eine deutsche Kampfpatrouille unter Oberleutnant von Ruckteschell hatte nach viertägigem Marsch den Berg erreicht und zwei Nächte durch, je neun Stunden, den steilen Berg erstiegen, so daß sie recht erschöpft über den feindlichen Verschanzungen anlangte. Eine zweite, mit der Patrouille Ruckteschell gemeinsam handelnde Patrouille Grote hatte am Fuß des Berges das Lager umstellt. Oberleutnant von Ruckteschell schickte eine zuverlässige alte farbige Charge zum Feinde und ließ ihn zur Übergabe auffordern. Sie beobachteten, daß unser Askari beim Feinde sehr herzlich bewillkommt wurde. Er hatte dort unter den englischen Askari eine Anzahl guter Bekannter getroffen. Der Feind lehnte aber trotz aller Freundlichkeit die Übergabe ab. Für uns war die Lage infolge großer Erschöpfung und mangelnder Verpflegung kritisch. Wenn überhaupt etwas unternommen werden sollte, mußte sofort gehandelt werden. Glücklicherweise hielt der Feind in seinen Verschanzungen unserem Maschinengewehrfeuer und dem unmittelbar

darauf einsetzenden Ansturm nicht stand; er wurde geworfen, und eine große Zahl der flüchtigen Feinde zerschellten beim Herabstürzen von den Felsen. Dabei stürmte dieselbe schwarze Charge, die kurz vorher noch seine Freunde umarmt hatte, mit der grünen Fahne des Propheten voran und warf, seine ehemaligen Freunde zusammenschießend, den Feind die steilen Felsen mit hinunter. Bei der Beute befand sich außer reichlicher Verpflegung auch Bekleidung und wertvolles Telephon- und Zeltgerät.

Das Zusammengehörigkeitsgefühl, das unsere Askari uns Deutschen gegenüber empfanden, war durch die zahlreichen gemeinsamen Unternehmungen mächtig entwickelt worden und führte bei dieser Gelegenheit zu einer eigenartigen Szene. Nach der nächtlichen Ersteigung des Kassigao, die über Felsenklippen und Dornengestrüpp ging, und nach dem wilden Sturm auf die Befestigung, bemerkte ein Askari, daß Oberleutnant von Ruckteschell im Gesicht blutete. Sogleich nahm er seinen Strumpf, den er wohl seit sechs Tagen nicht gewechselt hatte, und wischte damit seinem „Bwana Oberleutnant" das Gesicht ab. Dessen etwas erstaunter Frage kam er mit den Worten zuvor: „Laß mich nur machen, das hilft gut. Das ist Kriegssitte, das tut man nur seinen guten Freunden."

Ich hatte mich, um mich selbst über die Verhältnisse an Ort und Stelle zu orientieren und alle Unternehmungen gegen den Kassigao zu beschleunigen, mit der Bahn, mit dem Auto, mit dem Fahrrad oder zu Fuß so schnell wie möglich an die deutsche Grenze begeben, wo eine Kompagnie an einer Wasserstelle lagerte. Die Verbindung durch Heliograph von hier zum Kassigao funktionierte die 80 km lange Strecke ausgezeichnet. Ruckteschell meldete die Erstürmung des feindlichen Lagers und die Besetzung des Berges durch Heliograph. Es wurden sofort Truppen nachgeschoben, so daß der Kassigao bis zum Eintreffen der Südafrikaner mehrere Monate hindurch besetzt blieb. Der Verpflegungsnachschub dorthin war allerdings recht schwierig, da die Kopfstärke der Besatzung

etwa 1000 Mann betrug und die Träger 4—6 Tage ohne Wasserstellen unterwegs waren. Die Wasserstellen waren künstlich, d. h. es mußte auch das Wasser an die Rastplätze der Trägerkolonnen getragen werden. Dem Feind aber erwuchsen weit größere Schwierigkeiten, denn täglich waren eine oder mehrere Patrouillen von uns an der Bahn, die an allen Ecken und Enden in die Luft flog, so daß der Feind über 30000 Mann nötig hatte, um sie notdürftig zu bewachen, und den Lokomotivführern 1000 Pfund versprochen werden mußten für eine Fahrt von der Küstenstadt Mombassa zur Hauptstadt Nairobi. Längs der Bahn hatte der Engländer breite Schutzstreifen freigeschlagen und nach außen durch dichte Dornenverhaue abgesperrt, ferner alle paar Kilometer feste, mit Hindernissen versehene Blockhäuser oder Verschanzungen angelegt, von denen aus Wachen ständig den Bahnkörper absuchen mußten. Überall standen englische Kompagnien bereit, um sofort, wenn von einer Stelle die Gefährdung des Bahnkörpers gemeldet wurde, mit Extrazug zum Schutz heranzufahren. Außerdem wurden Sicherungsabteilungen überall in der Steppe auf anderen Höhen am Kassigao herum bis zur Küste hin angelegt, um unseren Patrouillen bei der Rückkehr von der Bahn aufzulauern. Aber auch diese wurden von uns angegriffen und zum Teil recht erheblich gezaust.

Die Truppe hatte in dieser Art des Kleinkrieges gewaltige Fortschritte gemacht, so daß wir jetzt in der verpflegungslosen und vielfach wasserarmen Steppe Streifzüge von Kompagniestärke und sogar mehr ausführen konnten. Der Europäer hatte Gelegenheit, festzustellen, daß vieles, was für ihn in tropischen Gebieten als hergebracht galt, im Kriege eben fortfallen muß, und daß man sich zur Not auch einmal mit einer einzigen Traglast behelfen kann. Die Patrouillen mußten auch den verräterischen Lagerrauch vermeiden, nach Möglichkeit schon fertiges Essen mitnehmen. Mußte aber abgekocht werden, so war dieses in den Morgen- und Abendstunden besonders gefährlich. Der Führer mußte sich dann

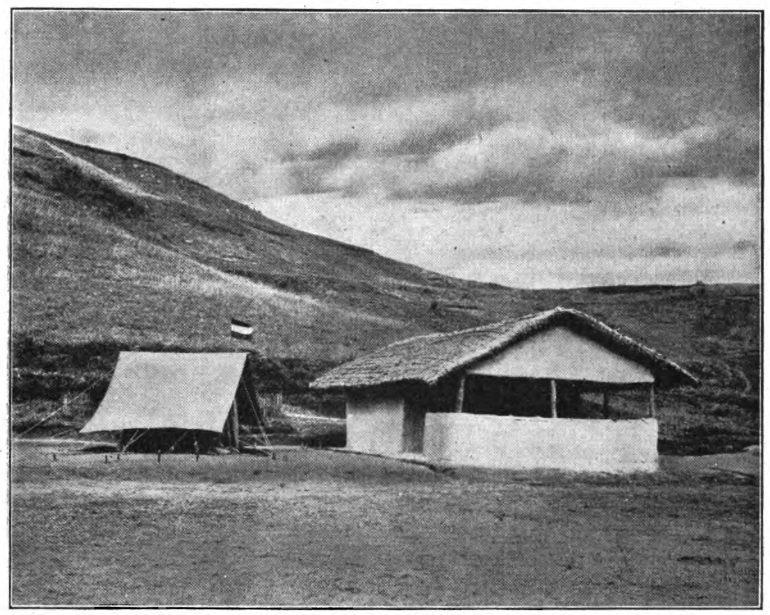
ein dem Einblick entzogenes Versteck aufsuchen und auf alle Fälle nach dem Abkochen den Lagerplatz wechseln, ehe er zur Ruhe überging, denn es war oft vorgekommen, daß unvorsichtige Patrouillen sich durch ihren Lagerrauch verraten hatten und des Nachts überfallen, umstellt und aufgehoben waren. Ein voller hygienischer Schutz war bei den Strapazen einer Patrouille nicht möglich. Allgemein traten daher nach der Rückkehr einer solchen Patrouille bei den Teilnehmern eine Anzahl Malariafälle auf. Da aber der Patrouillendienst trotz ständiger Schädigung des Feindes verhältnismäßig wenig Leute erforderte, brauchte nur ein Teil der Kompagnie im vorderen Feuer zu sein. Nach einigen Wochen wurden dann dieselben in gesund gelegene Ruhelager zurückgeschoben. Europäer und Askari konnten sich von den ungeheuren Strapazen erholen und in Ausbildung und Manneszucht gefestigt werden.

Gegen Ende 1915 war die Wasserarmut in der Steppe so groß und der Verpflegungsnachschub so schwierig, daß wir unsere von Taweta vorgeschobenen Postierungen zurück zum Oldoroboberge verlegen mußten. Das feindliche Lager von Makatau wuchs inzwischen immer mehr und mehr an. Ein lebhafter Zugverkehr herrschte trotz allen unseren Gegenwirkungen, und der Bahnbau schritt weiter und weiter nach Westen vorwärts.

Die Gebiete unserer Nordbahn mußten leider bald in die Hände des Feindes fallen. Ich mußte also dafür sorgen, daß unsere Truppenbestände rechtzeitig in Sicherheit kamen. Der Weitertransport über Land erforderte große Vorbereitungen. Fabrikanlagen aus dem Norden konnten nicht abtransportiert werden, mußten deshalb solange wie möglich an Ort und Stelle gehörig ausgenutzt werden, aber unsere Munition, Bekleidung, Verpflegung und Sanitätsmaterial konnten allmählich in südlicher Richtung verschoben werden. Wir bauten uns mit dem Schienenmaterial der Pflanzungsbahnen eine kleine Feldbahn nach Handeni. Das ist ungefähr ein Drittel der Strecke zwischen Nord- und Mittel-

landbahn. Von dort aus mußten sämtliche Bestände mit Trägern weitergehen.

Ende 1915 drängte nun der Feind mit seiner Eisenbahnbauspitze immer weiter nach Westen vor. Ihm gegenüber verstärkten wir unsere Stellung bei dem Oldoroboberge. Dieser Berg erhebt sich 12 km östlich Taweta an der Hauptstraße aus der flachen



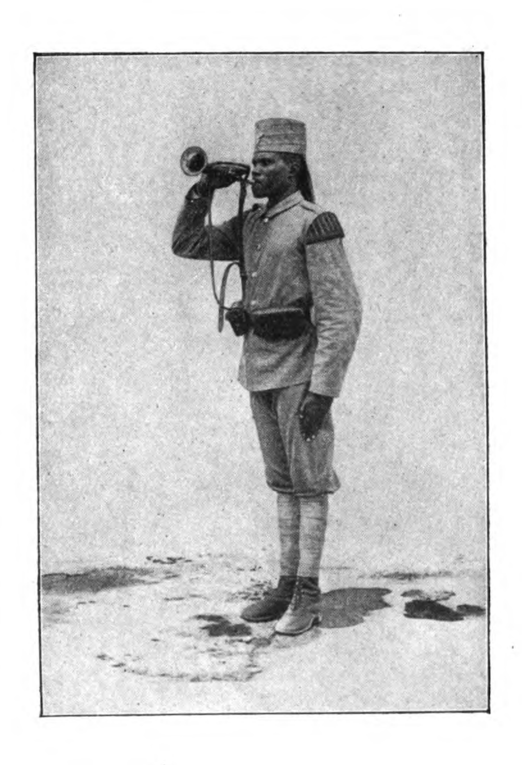
Zelt und Lehmhaus mit Grasdach eines Etappenpostens.

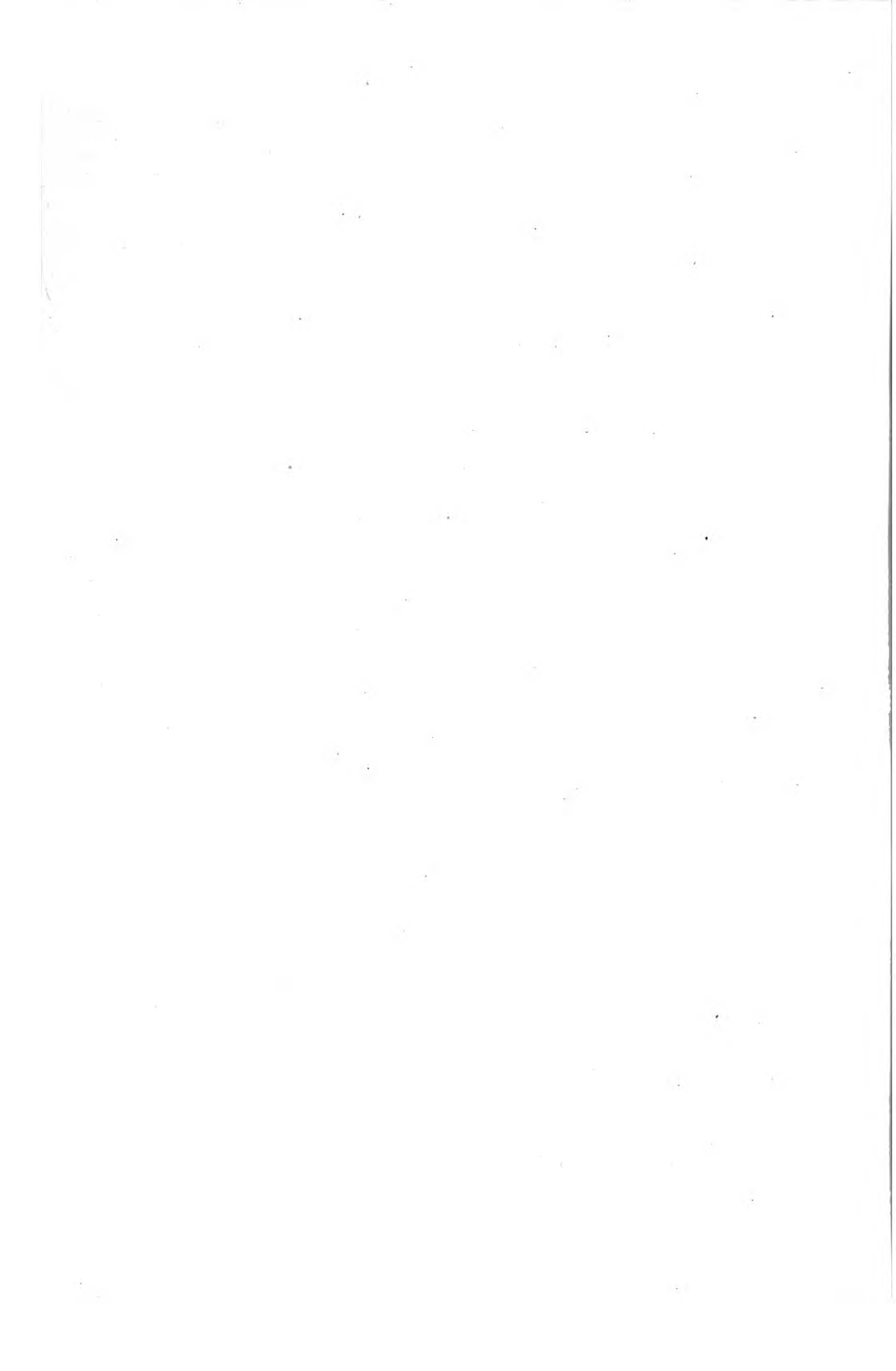
Dornensteppe und beherrscht das Gelände im weiten Umkreis. Seine teilweise in den Fels eingehauenen Verschanzungen mit zahlreichen Scheinanlagen hatten einen fast uneinnehmbaren Stützpunkt geschaffen. Der Nachteil der Stellung lag in dem absoluten Wassermangel. Ein zur Truppe eingezogener Pflanzer, Leutnant d. R. Graf Matuschka, hatte als Kundiger mit der Wünschelrute zwar bei Taweta vortreffliche Brunnen erschlossen, am Oldorobo aber

wurde auch bei 45 m Tiefe kein Wasser gefunden. Das Wasser mußte von Taweta her in kleinen Eselwagen hergefahren werden. Der Feind selbst deckte seinen Wasserbedarf mittels einer langen Leitung, die von den Quellen der Buraberge ausging. Die Zerstörung des feindlichen Wasserreservoirs durch unsere Patrouillen brachte dem Gegner leider nur vorübergehende Verlegenheit.

Um diese Zeit zeigten sich auch die ersten Landflugzeuge des Feindes und bewarfen unsere Stellungen um Olderobo und bei Taweta, später auch bei Neu-Moschi mit Bomben. Wir waren der Meinung, daß diese Flieger auf unsere Schwarzen einen bedeutenden Eindruck machen würden. Der gute Mohr aber nennt alles, was er nicht kennt und von Europa stammt kazi ulaya, d. h. europäische Arbeit. So nannte er auch die Flieger ndege ulaya, europäischer Vogel. Er hält den Europäer zu allem imstande und fähig, warum sollte er nicht auch fliegen können? So betrachtete er die ersten Flieger mit der größten Gemütsruhe, und wie die Bomben fielen, sagten die Mohren „jetzt legt er seine Eier". Weniger gemütlich war es ihnen natürlich, als diese Eier in erheblicher Nähe niederkamen und wir auch Verluste dadurch hatten. Es dauerte eine beträchtliche Zeit, bis wir die Träger und Askarifrauen, kurz alles, was zur Marschkolonne gehörte, so weit erzogen hatten, daß bei dem Signal „Flieger" jeder sich sofort unter den nächsten Baum stellte oder legte, ohne sich zu rühren, bis er die Erlaubnis dazu hatte. Immer wieder gab es törichte Leute, die den nächsten Baum für einen besseren hielten und so lange hin und her liefen, bis schließlich der Flieger an der Bewegung die Lage eines sich lohnenden Zieles erkannt hatte und seine Eier in dieses Nest niedersenkte. Verschiedene der allzu kühn gewordenen europäischen Vögel wurden aber mit Erfolg von unseren Maschinengewehren beschossen und stürzten ab. Die Engländer hatten den Eingeborenen mitteilen lassen, daß das Flugzeug ein neuer „Mungu" (Gott) sei. Dadurch, daß dieser

neue Mungu nun aber abgeschossen und von uns erbeutet wurde, trug er eher zur Hebung als zur Schädigung des deutschen Ansehens bei. Im letzten Kriegsjahr gab es keine Mungus mehr, weil die englischen Fliegerbeobachter des dichten Busches wegen zu wenig sahen, und wir uns durch ihre Bemühungen nicht weiter aufregen ließen. So verschwand denn der europäische Vogel allmählich, ein Umstand, der uns immerhin nicht unsympathisch war.





Zweiter Teil

Der Kampf in Deutsch-Ostafrika

Erster Abschnitt

Der Angriff der Übermacht 1916

„Ihre Askari sind ja Gentlemen" — Vor uns und hinter uns ein überlegener Feind — Ein zweites Hilfsschiff trifft ein — Zur Überraschung des Feindes verschwindet es wieder — Ich erhalte das Eiserne Kreuz — Der Kilimandjaro geht verloren — Falsche Meldungen — Wir marschieren ab — Annehmlichkeiten der Ruhestellung.

Anfang Februar 1916 ging der Feind mit mehreren Regimentern von Osten her gegen den Oldoroboberg vor. Für uns war es erwünscht, daß er dort fest anbiß, um ihn dann durch einen Gegenangriff mit der bei Taveta liegenden Abteilung Schulz zu schlagen. Als der Gegner bis auf 300 m gegen den Oldorobo vorgekommen war, gab ich Befehl zur Feuereröffnung. Abteilung Schulz erhielt den Auftrag, von Taveta aus den rechten feindlichen Flügel entscheidend anzugreifen. Einige wilde Meldungen trafen ein über feindliche Panzerautomobile, die durch die Buschsteppe fahren sollten. Die Phantasie der Eingeborenen, denen diese Panzerautomobile etwas ganz Neues und Überraschendes waren, hatte die Leute Gespenster sehen lassen, aber der günstige Verlauf des Gefechtes beruhigte auch die aufgeregten Gemüter. An der Front wurde der Feind mit schweren Verlusten abgeschlagen. Seine Haubitzen taten uns auf dem Oldoroboberge fast keinen Schaden. Unsere zwei leichten Geschütze dagegen durften nur besonders günstige Ziele ausnützen, weil die Munition knapp war und wir keine Schrapnells hatten. Der Feind ging in Auflösung durch das Pori zurück. Über 60 seiner Europäer wurden von uns beerdigt. Nach Gefangenenaussagen waren drei Regimenter der 2. britischen Infanteriebrigade im Gefecht gewesen. In englischen Papieren stand

zu lesen, daß Versprechungen auf die Pflanzungen und Farmen Deutsch-Ostafrikas bei der Anwerbung der Südafrikaner als Lockspeise benutzt waren. Auch hatten die Engländer den Oberbefehl auf einen Südafrikaner, den General Smuts, übertragen, um besser in Südafrika werben zu können. Viele dieser jungen Soldaten hatten noch niemals an einem ernsthaften Kampf teilgenommen. Nach diesem mißglückten Gefecht aber beobachteten wir, wie der Feind die Lücken in seiner Ausbildung sehr gründlich zu verbessern suchte. Interessant war es, daß in mehreren aufgefundenen Tagebüchern der ausdrückliche Befehl verzeichnet war, daß keine Gefangenen gemacht werden sollten. Tatsächlich hatte der Feind ja auch keine gemacht, aber es schien doch angezeigt, an den britischen Befehlshaber eine Anfrage zu richten, was ein derartiger Befehl zu bedeuten hätte, damit wir unser Verhalten den englischen Gefangenen gegenüber entsprechend einrichten konnten.

Zu dieser Zeit verstärkte auch der Feind auf dem Longidoberge seine Truppen erheblich. Unsere Patrouillen hatten den dicht bewachsenen Felsen mehrmals erstiegen und die feindlichen Lager aus nächster Nähe beobachtet, um die Truppenzahl zu schätzen. Auch aus der Steigerung des Nachschubs, der dauernd mit Ochsenwagen vom Norden angefahren wurde, konnte geschlossen werden, daß der Feind sich erheblich vermehrte.

Seine Streifzüge in das Kilimandjarogebiet waren blutig abgewiesen worden. Als eine Eskadron von indischen Lancers zwischen Kilimandjaro- und Meruberg nach Süden vorzudringen suchte, wurde sie von einer unserer berittenen Patrouillen unter Oberleutnant Freiherr von Lyncker sogleich energisch angegriffen. Unsere Askari, die den hohen Wert von Reittieren für unsere Kriegführung begriffen hatten, stürzten sich mit dem lauten Ruf: „Wahindoi, kamateni mafräsi = Es sind Inder, fangt die Pferde!" auf den abgesessenen Feind. Dieser war so überrascht durch die Schnelligkeit unserer Leute, daß er in wilder Flucht davon-

lief und einen Teil seiner Pferde stehenließ. Unter anderen war der brave englische Führer tot liegengeblieben. Es war ihm nicht gelungen, die Kopflosigkeit seiner Leute zu verhindern.

Ich möchte überhaupt betonen, daß in dieser ersten Kriegszeit das Verhalten der britischen Offiziere durchweg ritterlich war, und daß die Achtung, die sie uns zollten, voll erwidert wurde. Aber auch unsere Askari gewannen durch ihr braves Verhalten im Gefecht und ihre Menschlichkeit die Achtung des Feindes. Der schwerverwundete englische Oberleutnant Barrett fiel am 10. März in die Hände unserer Askari. Auf Grund falscher Schilderungen glaubte er, daß seine letzte Minute gekommen sei, und war erstaunt, als unsere Askari, bei denen sich kein Europäer befand, ihn, so gut es ging, verbanden, und zum Arzt trugen. Verwundert äußerte er sich: „Ihre Askari sind ja Gentlemen." Bis zu welchem Maße die Vorstellung der englischen Soldaten vergiftet war, zeigte mir am 12. Februar ein junger, am Oldorobo gefangener Südafrikaner, der fragte, ob er nun erschossen werden würde. Wir lachten ihn natürlich aus. Gewiß kommen in einem langen Kriege Fälle von Unrecht und Grausamkeit vor, das ist aber auf beiden Seiten der Fall und darf nicht, wie es in der englischen Presse geschehen ist, verallgemeinert und zu einer unwürdigen Hetze ausgenutzt werden.

Zu jener Zeit fingen wir die ersten feindlichen Späherpatrouillen. Es waren das „Shenzi", harmlos erscheinende Eingeborene, welche als Zeichen, daß sie das Ziel ihres Auftrages wirklich erreicht hatten, bestimmte Gegenstände, z. B. Teile des Bahnkörpers der Usambarabahn, mitbringen mußten. Der Feind erkundete also eingehend die Anmarschwege zu unserer Nordbahn.

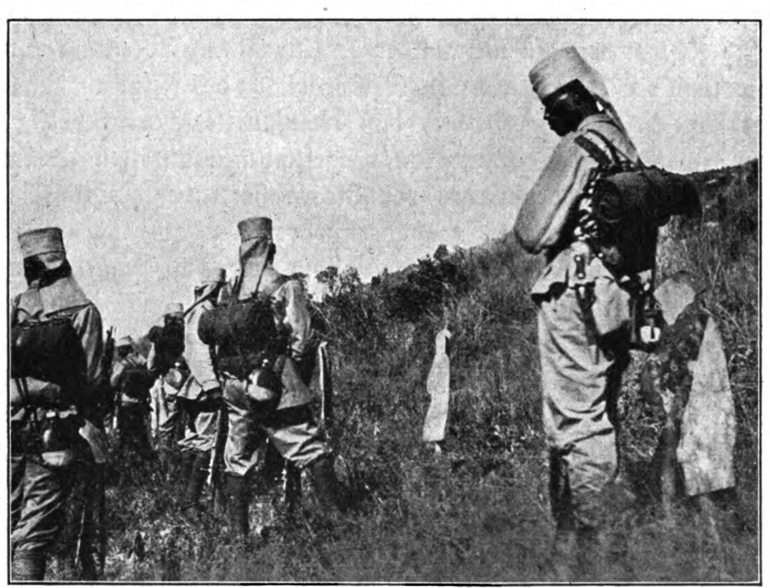
Bei unserer geringen Truppenzahl in der Gegend des Kilimandjaro, etwa 4000 Gewehre, konnten wir uns nicht nach verschiedenen Seiten hin zersplittern. Wir mußten unsere Kräfte zusammenhalten und dicht am Feinde bleiben, um ihn dort festzuhalten, wo wir waren, und hierdurch seine Bewegungen zu über-

wachen. Ob wir die beiden westlich und östlich des Kilimandjaro gegen uns vormarschierenden Hauptgruppen des Feindes, deren jede allein uns bei weitem überlegen war, nacheinander schlagen konnten, war fraglich. Die Vorbereitungen hierzu wurden getroffen. Ich erkundete persönlich eine Anzahl Kolonnenwege, zu deren Benutzung es aber nicht kam. Man durfte sich eben nicht scheuen, eine Sache neunundneunzigmal vergeblich zu versuchen, wenn das hundertstemal Aussicht auf Gelingen bot. Mit der Befolgung dieses Grundsatzes sind wir nicht schlecht gefahren.

Die Tätigkeit des Feindes steigerte sich. Es gelang ihm trotz unserer Abteilung von 1000 Gewehren, die wir westlich des Kilimandjaro postiert hatten, mit einer Division an dieser vorbei zum Meru nach Aruscha einzumarschieren. Auch östlich des Kilimandjaro drückte der Feind jetzt vor. Bei dem Mangel an Artillerie mußten wir es häufig ruhig mit ansehen, daß der Feind in nicht zu großer Entfernung vor unserer Front dichte Kolonnen ungestraft hin und her bewegte. Ich konnte das Hin- und Hermarschieren zwischen den von uns besetzten Hügeln deutlich verfolgen und sah, wie der Feind unsere Oldorobostellung umging. Abteilung Kraut erhielt den Befehl, auf dem Reataberge Aufstellung zu nehmen. Abteilung Schulz und Stemmermann sperrten die Straße nach Moschi und Marangu. Die von uns eingenommene Bergstellung war durch das Gelände sehr begünstigt, hatte aber doch den Nachteil, daß unsere paar tausend Askari viel zu wenig waren, um die zirka 20 km breite Front wirklich zu füllen. Es konnten nur einige Punkte der vorderen Linie besetzt werden. Die Hauptmasse wurde bei Himo zur Verfügung gehalten, um sie, je nachdem die Lage sich entwickelte, einsetzen zu können. Es war eine Zeit großer Spannung. Vor uns hatten wir den weit überlegenen Feind, hinter uns, aus Richtung Longido, nach Süden vordrückend, einen gleichfalls überlegenen Gegner. Unsere rückwärtige Verbindung, die zugleich unser Abmarschweg war, wurde, wie oben geschildert, in empfindlicher

Weise vom Feinde bedroht. Da ich aber das Gelände gut kannte und der feindlichen Führung nicht allzuviel Gewandtheit zutraute, hielt ich es nicht für aussichtslos, wenigstens einen Teil des Gegners gründlich zu schlagen. Die Stellungen bei Reata sollten deshalb zu zähem Widerstand ausgebaut werden.

Am 10. März 1916 ging der Feind mit berittenen Abtei-



Askari vor dem Gefecht.

lungen in ausgedehnter Schützenlinie, die Pferde am Zügel, so weit gegen uns vor, bis er Feuer erhielt. Das war sein Zweck; das Feuer verriet ihm unsere Stellungen. Uns aber bot diese Art der Erkundung Gelegenheit zu allerlei Erfolgen, die den Feind eine Menge Menschen kostete und uns einige 20 Pferde einbrachte. Verschiedene Teile unserer Schützenlinien, wenn sie schwache Momente beim Gegner erkannten, gingen rasch vor, umstellten die feindlichen Erkundungsabteilungen, schossen sie zusammen und nah-

men die Pferde mit. Dieser Angriff, der im ganzen abgeschlagen wurde, gab mir aber noch keine Gewißheit über die Absichten des feindlichen Hauptangriffes.

Am 11. März wiederholte der Gegner seinen Angriff mit mehreren tausend Mann gegen unsere fünf Kompagnien bei Reata. Um unseren linken Flügel bewegten sich große Reitermassen, die auf den Höhen und Schluchten des Kilimandjaroabhanges abwechselnd sichtbar wurden und wieder verschwanden. Abteilung Stemmermann verhinderte das weitere Vordrücken des Feindes. Sodann beobachteten wir am Abend, daß diese Reiterscharen, völlig erschöpft, sich zum Teil mit den vorgefundenen unreifen Bananen verpflegten. In der Front vor Reata hatte der Feind schwere Verluste, Hunderte von Tragbahren waren zum Abtransport seiner Verwundeten in Tätigkeit. Am Abend war der Gegner gänzlich zurückgeschlagen. Bei Nacht aber griffen frische feindliche Kräfte unsere dünn besetzten Linien erneut an und drangen mit starken Massen in die Reatastellung ein. Nun bestand die Gefahr, daß dieser überlegene Feind weiter auf Kahe vordringen und uns von unserem Nachschub abschneiden würde. Ich mußte daher meinen für den nächsten Tag geplanten Angriff auf die Reiter bei Marangu aufgeben und die sämtlichen Truppen noch in selbiger Nacht an die Straße Kahe—Reata zurückziehen. Wer diese Nachtmärsche im dichten Busch kennt, der weiß, wie leicht einzelne Teile ganz abreißen und dann auf absehbare Zeit überhaupt nicht wieder zu erreichen sind. Unausgesetzt tobte während der Nacht der Nahkampf im Busch auf den Reata- und Latemabergen weiter. Als ich morgens 6 Uhr früh am 12. März am Reataberge eintraf, war die Abteilung Kraut noch vollständig in ihren alten Stellungen. Der Feind war mit starken Verlusten nach Taveta zu zurückgetrieben. Zahlreiche Beute wurde eingesammelt. Das Durcheinander beim nächtlichen Nahkampf im Busch war sehr groß gewesen. Englische Gefallene, die weit hinter der Front der Abteilung Kraut im Busch

lagen, zeigten an, daß einzelne Abteilungen des Feindes hinter unsere Front geraten waren. Wegen Wassermangels wurde der Reataberg geräumt.

In den nächsten Tagen wurde der Vormarsch starker feindlicher Abteilungen von Taveta her und das Aufschlagen großer feindlicher Lager beobachtet. Das Kommando hatte sich in dem Pflanzungsgebäude von Neu-Steglitz häuslich eingerichtet, hatte hier seine Fernsprechzentrale, ein Dach über dem Kopf, die Benutzung einer europäisch ausgestatteten Küche und die gemeinsame Messe wie bisher in Neu-Moschi. Ich selbst war so glücklich, mit Hilfe einer Chaiselongue und einer Decke des Eßtisches ein leidlich bequemes Lager zu finden. Fernsprüche und Meldungen kamen ohne Unterbrechung Tag und Nacht, sie störten uns aber nicht, wenigstens die materielle Seite des Daseins leidlich behaglich zu gestalten.

Die eigenartigen ostafrikanischen Verhältnisse bedingen es, daß der Europäer dort eine nach unseren Begriffen zahlreiche Bedienung haben muß. Auch jetzt im Felde hatte fast jeder zwei Eingeborenenboys, die das mitgeführte Kochgerät und die Verpflegung mitzunehmen hatten und vorzüglich kochen, braten, backen und waschen konnten und auch dem Leben im Busch einen großen Teil der Bequemlichkeiten verliehen, die man in Europa nur in Wohnhäusern vorfindet. Ich habe diese Erleichterungen des Daseins im Busch so wenig wie möglich eingeschränkt mit Rücksicht auf Kräfte, Gesundheit und Stimmung der Europäer. Wenn der Stab des Kommandos trotzdem mehrfach Gebäude vorzog, so geschah das weniger aus Gründen der Bequemlichkeit, als zur Erledigung des nun einmal notwendigen Schreib- und Zeichenwesens.

Hier auf der Pflanzung Neu-Steglitz erreichte uns die überraschende Nachricht, daß ein zweites Hilfsschiff mit Waffen, Patronen, dann auch mehreren tausend Schuß Munition für die nunmehr an Land verwendeten 10,5-„Königsberg"-Geschütze und ande-

rem Kriegsmaterial für uns im Schutzgebiet angelangt sei. Das Schiff war im äußersten Süden der Kolonie, in der Ssudibucht eingelaufen und hatte sofort begonnen, seine Vorräte an Land zu schaffen. Trotz der großen Entfernung und der ausschließlichen Verwendung von Trägern zum Transport ist die Ladung für die Truppe im vollen Umfange brauchbar geworden. Dieses Ergebnis war bei den vielen feindlichen Schiffen, die unsere Küste blockierten und absuchten und denen das Einlaufen unseres Hilfsschiffes bekannt war, allerdings erstaunlich. Aber auch den Engländern wird unser Schiff Anlaß zum Erstaunen gegeben haben. Nachdem die Ladung gelöscht war, lief es wieder aus und war zur nicht geringen Überraschung des Feindes verschwunden. Wenn bei den auch in England vorkommenden Neckereien zwischen Marine und Landtruppen den letzteren vorgeworfen wurde, daß sie nicht mit uns fertig würden, so wurde die Marine damit zum Schweigen gebracht, daß sie den Deutschen nicht so viel Zufuhr an Waffen und Munition hätte gestatten sollen. Die Bestände des Hilfsschiffes gingen nun in der Hauptsache über Land zur Zentralbahn und wurden in der Nähe derselben gestapelt. Bei unserem Mangel an geeigneter Artillerie war es besonders willkommen, die mit dem Schiff gelandeten 4 Feldhaubitzen und 2 Gebirgsgeschütze schnell heranzuziehen.

Das Hilfsschiff hatte auch Kriegsauszeichnungen mitgebracht, ein Eisernes Kreuz erster Klasse für den Kommandanten der „Königsberg" und so viele zweiter Klasse, daß die Hälfte der Besatzung dekoriert werden konnte. Für die Schutztruppe kamen ein Eisernes Kreuz erster und ein Eisernes Kreuz zweiter Klasse, die für mich bestimmt waren, außerdem eine Nachricht, daß die Dekorationsvorschläge des Kommandos genehmigt seien.

Inzwischen war Major Fischer mit seinen zwischen dem Kilimandjaro und Meru verwendeten fünf Kompagnien vor dem Feind nach Neumoschi ausgewichen und nach Kahe herangezogen

worden. Die Abteilung Rothert war in der Richtung über Aruscha nach Kondoa-Irangi ausgewichen. So war für uns der Kilimandjaro verloren und für den Feind die Straße von Taweta über Neumoschi nach Aruscha frei. Dieser hatte somit die Möglichkeit, mit seinen Truppen über Aruscha und Kondoa-Irangi in das Innere der Kolonie einzudringen und unsere Nachschublinien und die Zentralbahn hier an einer äußerst empfindlichen Stelle zu treffen. Dabei hatte er von uns, die wir bei Kahe standen, nicht allzuviel zu fürchten. Gefährlich konnten wir ihm nur durch Angriff werden. Aber mit unseren 4000 Gewehren konnte ich mir bei dem Kräfteverhältnis von 1:7 von einem Angriff keinen Erfolg versprechen. Den Bitten mehrerer Kompagnieführer, anzugreifen, habe ich deshalb nicht nachgegeben. Aber dieser Ausdruck kühnen Soldatengeistes hat mich in der schwierigen Lage, in der wir uns befanden, gestärkt und gehoben. Wir beobachteten nun starke Staubwolken, die sich nach Neumoschi und weiter hinaus nach Westen zogen. Ein großer Teil des Feindes bog aber auf uns ab. Für den Führer sind solche Lagen außerordentlich spannend. Man ist nicht Herr der Lage und muß notgedrungen auf die Initiative verzichten. Nur die allergenaueste Erkundung kann vielleicht eine Schwäche des Gegners enthüllen und diese ausnützen; um die Initiative zu gewinnen, darf keine Minute verloren werden. Glücklicherweise bot aber der Feind Schwächen, die wenigstens teilweise ausgenutzt werden konnten.

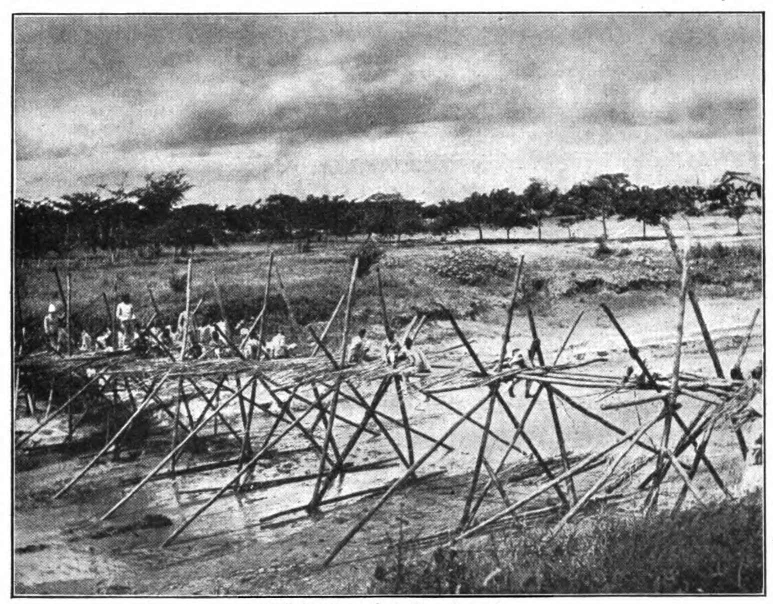
Die Fliegererkundungen konnten dem Feinde bei dem dichten Busch und dem mächtigen Hochwald, in dem sich unsere Lager befanden, kaum etwas nützen. Auch seine Bomben hatten wenig Erfolg.

Um unser Feuer herauszulocken, erschienen wiederholt die bekannten englischen Reiter in weit ausgedehnter Schützenlinie. Es war aber nicht klar, was vor unserer Front eigentlich los war. Ich

beschloß, diesen Patrouillenschleier zurückzuwerfen. Dazu ging die Abteilung Stemmermann in der Nacht vom 20. zum 21. März mit mehreren Kompagnien vor, erhielt aber bald so starkes Maschinengewehrfeuer, daß dieser Angriff nicht durchzuführen war. Es entwickelte sich ein heftiges Gefecht. Wir waren auf die Hauptstellung des Feindes gestoßen, ein Sturm auf diese schien mir aussichtslos, darum bauten wir langsam wieder ab.

Der Feind war anscheinend der Meinung, uns durch einen energischen Angriff am nächsten Tag über den Haufen werfen zu können; aber mit schweren Verlusten wurden die Südafrikaner zurückgeschlagen, so daß unser Vorgehen von der Nacht des 20. März auf diese Weise gut belohnt wurde. Unser 10,5-„Königsberg"-Geschütz wirkte dabei glänzend mit. Mehrere Hundert Südafrikaner lagen auf dem Gefechtsfeld, und der Feind erkannte, daß er uns an dieser Stelle nichts anhaben konnte. Auch eine Umfassung unseres Flügels wurde durch einen Gegenstoß unserer Abteilung Schulz zurückgeschlagen. Das Vorgehen in dem dichten Busch, Palmen, Dornengestrüpp, Schlingpflanzen war sehr mühsam gewesen. Die Askari konnten sich nur schrittweise hindurcharbeiten, als sie plötzlich die feindlichen Maschinengewehre nur noch wenige Schritt vor sich arbeiten hörten. Leider konnte dieser Gegenstoß nicht vollständig ausgenutzt werden. Da von dem linken Flügel am Bahnhof Kahe eine falsche Meldung eintraf, daß nämlich dort überlegener Feind mit berittenen Truppen unsere rückwärtigen Verbindungen abschneiden wollte, mußte ich notgedrungen den sofortigen Abmarsch nach Kissangire anordnen. Den dortigen Feind wollte ich durch rasches Zufassen mit allen Kräften schlagen. So kam es, daß der gut angesetzte Gegenstoß der Abteilung Schulz auf dem rechten Flügel nicht voll zur Wirkung kam. Der nächtliche Abmarsch unserer Streitkräfte über den dicht hinter uns liegenden Panganifluß, über den schon vorher eine Anzahl Übergänge und Brücken hergestellt war, vollzog sich glatt und ohne

Störung. Unser gutes 10,5-Geschütz, das wir wegen seiner Unbeweglichkeit nicht mitnehmen konnten, wurde gesprengt. Kurz nach Mitternacht traf ich auf dem Bahnhof Kissangire ein und sah zu meinem größten Erstaunen, daß alle Meldungen über den starken Feind falsch, unser Abmarsch also unnötig gewesen war. Es war dies ein besonders schlagender Beweis, wie außerordent-



Brückenbau bei Trockenzeit.

lich schwer in Afrika im dichten Busch Beobachtungen sind, wie oft falsche Meldungen darüber gemacht werden, wie wenig der Führer sich auf alle diese Meldungen verlassen darf, wie er immer noch durch eigene Beobachtungen diese nachprüfen muß, und wie schwer es für ihn ist, sich eine richtige Beurteilung der Lage aus allen diesen sich widersprechenden Askari- und Europäermeldungen zu bilden.

Unser Abmarsch war nun nicht mehr zu ändern.

Trotz des mehrfachen Zurückgehens in der letzten Zeit war der Geist der Truppe gut. Die Askari waren von einem berechtigten Stolz beseelt, stolz auf ihre Leistungen im Kampfe gegen einen so vielfach überlegenen Feind und stolz, daß der Feind aus Europäern bestand und sich derartige Mühe geben mußte mit unserer kleinen Truppe.

Die deutsche Zivilbevölkerung hatte die Kilimandjarogegend fast ausnahmslos verlassen und war in die Gegend von Wilhelmstal in den Usambarabergen ausgewandert. Auch die Farmer von Aruscha am Meruberge waren mit Ochsenwagen über Kondoa—Irangi nach Dodoma an die Mittellandbahn gezogen. Die zahlreichen Griechen waren meist auf ihren Kaffeepflanzungen am Kilimandjaro, die englischen Buren auf ihren Viehfarmen geblieben. In Lembeni ging der regelmäßige Betrieb weiter wie in Moschi. Kompagnien, die nicht in vorderster Linie standen, arbeiteten fleißig an ihrer Ausbildung; Flieger erschienen und warfen Bomben, genau wie früher.

Das Gelände wurde sorgfältig für Stellungen vorbereitet, im dichten umgebenden Busch Wege und Schußfeld geschlagen. Ich erkundete persönlich und kam häufig zu den im dichten Busch an den beherrschenden Höhen lagernden Kompagnien. Sie hatten es sich dort recht gemütlich gemacht, und allmählich verstand ein jeder, sich das Leben so angenehm und bequem wie möglich zu gestalten. Gern denke ich daran zurück, wie mir eines Tages nach einem anstrengenden Erkundungsmarsch im dichten Busch bei heißer Sonne in einer behaglich eingerichteten Grashütte eines Kompagnieführers eine Tasse Kaffee mit schöner, fettreicher Milch gereicht wurde. Diese Milch war aus dem zerriebenen Fleisch der reifen Kokosnuß hergestellt, sah aus und schmeckte wie Schlagrahm.

Bei meinen Erkundungsgängen kam ich auch auf die Berge des Paregebirges. Dort oben fand ich einen üppigen und wasserreichen Urwald. Schon der Wasserreichtum des Landes erwies

sich als viel größer, als man bisher geglaubt. Auch hier zeigte sich, wie der Krieg Hilfsquellen eines Landes aufschließt und so dasselbe viel wertvoller erscheinen läßt, als man früher gedacht hat.

Der Feind schien allmählich für uns kein Interesse mehr zu zeigen, jedenfalls war er mit seinen Hauptkräften nach Westen auf Aruscha zumarschiert und von dort bis gegen Kondoa—Irangi. Unterwegs hatte er die 28. Kompagnie, die bei dem Lolkisaleberg, zwei Tagemärsche südwestlich von Aruscha in der Massaisteppe lagerte, angegriffen. Da die Unsern das Wasser besaßen, konnten sie das Gefecht gegen den Feind, der ohne Wasser war, gut aushalten. Am zweiten Gefechtstage wurde die Lage für den Gegner durch seinen Wassermangel kritisch. Leider aber hielten die Unsern nach der schweren Verwundung des Hauptmann Rothert die Lage für so hoffnungslos, daß die Kompagnie mit ihren Maschinengewehren und ihrer Munition die Waffen streckte. Bei dieser Gelegenheit zeigten einige Askari die Früchte ihrer gesunden militärischen Erziehung und machten die Übergabe nicht mit. Sie sind mit den Verwundeten, ungestört durch den Feind, zu unserer Aruschaabteilung gestoßen und haben damit bewiesen, daß die ganze Übergabe vollständig sinnlos und somit ein Verbrechen war.

Zweiter Abschnitt

Wasserpantomime nach Kondoa Irangi

Bis zum Bauch durchs Wasser — Ein berühmter Wilddieb — Ein Gruß vom Herrn Oberst — Schwieriger Flußübergang — Eine selbsterfundene Schwebebahn — Die ungemütliche Feldbahn — Der verwöhnte Mitteleuropäer — Die feindlichen Granaten werden allzu aufdringlich — Afrikanische „Kinos"

Wir mußten dem in das Innere der Kolonie vormarschierenden Feind so schnell wie möglich Widerstand entgegensetzen. Aus der Gegend des Kiwusees, von der Nordwestecke der Kolonie, wurden drei Kompagnien nach Kondoa in Marsch gesetzt. Von uns

aus marschierten zwei Kompagnien durch die wasserarme Massaisteppe auf dasselbe Ziel zu. Ich beschloß, den beim Kilimandjaro stehenden Feind lediglich zu beschäftigen und mit den Hauptkräften in der Gegend von Kondoa—Irangi den Gegner aufzusuchen. Die Ausführung dieser Absicht war nicht ganz leicht. Den 200 km langen Marsch von der Nordbahn zur Zentralbahn mußten unsere fünfzehn Feldkompagnien auf der großen Straße geschlossen antreten. Das stellte die Truppe vor eine anstrengende und schwierige Aufgabe. Zeit war nicht zu verlieren. Abteilungen von drei und vier Kompagnien unter Hauptmann von Kornatzki, Otto, Stemmermann, Oberstleutnant von Bock marschierten mit Tagemarschabständen über Korogwe zur Zentralbahn. Schwere Regen setzten ein und weichten den Boden streckenweise so auf, daß kaum vorwärts zu kommen war. Die Truppen nannten diese Märsche scherzweise die „Wasserpantomime", weil sie buchstäblich streckenweise bis zum Bauch durchs Wasser waten mußten. Drei-, viermal am Tage wurde vom Regen alles durchnäßt. Die dazwischen wieder scheinende Sonne hatte kaum Zeit, die Leute auszutrocknen. Morgens um vier Uhr brachen sie auf, und abends bei Dunkelheit kamen sie wieder ins Lager. Askarifrauen und Kinder mit dem ganzen großen Trägertroß begleiteten den Marsch, und es gelang schließlich, wenn auch mit erheblichen Schwierigkeiten, das Gros in acht Tagen an die Mittellandbahn zu überführen.

Im Norden übergab ich die Führung der dort stehenden Truppen an Major Kraut und begab mich selbst zum Gros. Unser Abschied von dem Norden der Kolonie zeigte mir, wie fest die deutsche Bevölkerung mit der Truppe verwachsen war und wie sie deren Leistung beurteilte. An jeder Station waren die Leute von weither gekommen, jeder war sich klar, daß unser Abschied von den Nordbezirken ein endgültiger war und daß nun das Land in Feindeshand fallen würde. Trotzdem war die Stimmung eine gehobene.

Von Korogwe führte uns unser Automobil schnell nach

Handeni. Dort rief ein Beamter der Zivilverwaltung aus: „Das ist ja der berühmte Wilddieb van Rooyen," wies auf einen unserer Reiter, die gefahr- und jagdgewohnte Leute waren und auf die bei den kommenden Anforderungen guter Verlaß war. Dort nächtigten wir in dem kleinen behaglichen, im norwegischen Stil erbauten Etappenhäuslein, wurden allerdings durch eine enorme Masse von großen Ratten, die nachts den Schläfern verschiedentlich über die Gesichter liefen, recht unsanft gestört.

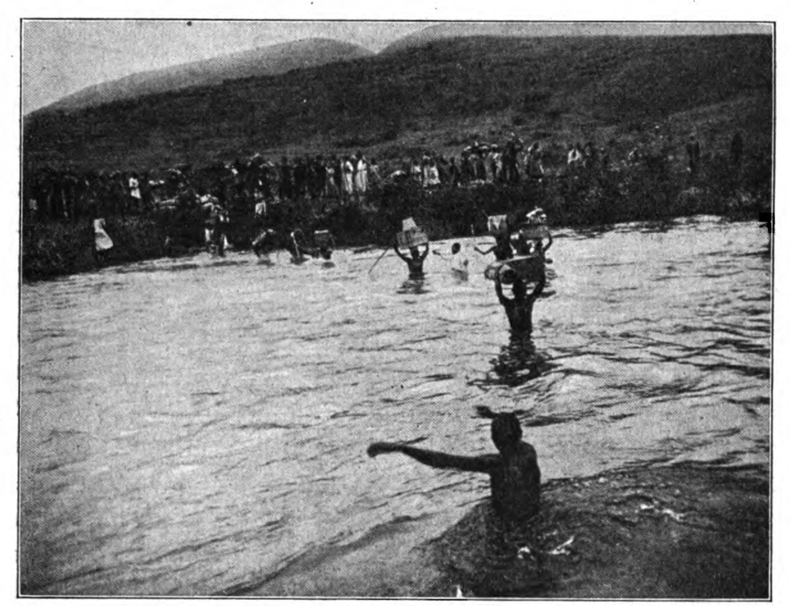
In den nächsten Tagen überholten wir unsere vorausmarschierenden Abteilungen, bis auch der strömende Regen und die grundlosen Wege unsere Fahrt hemmten. Die Kompagnien mußten zur Seite treten, wenn unsere Autos in den aufgeweichten Wegen vorbeifuhren, und es passierte, daß durch den spritzenden Kot auch die zierlichen „Askaridamen" mitunter einige Flecke davontrugen und einigen bei ihrem unausgesetzten Geschnatter recht ausgiebig „der Mund gestopft" wurde. Ein Kompagnieführer hatte, wie er unsere Wagen kommen hörte, den Leuten zugerufen, sie sollten zur Seite treten und sich umdrehen. Denen, die sich nicht umdrehten, flogen bei unserer Vorbeifahrt ganz gehörige Dreckklumpen um die Ohren und einer eifrig schwatzenden Askarifrau mitten ins Gesicht, worauf diese von ihren Nachbarinnen getröstet wurde: „Siehst du, das geschieht dir recht, das ist der Gruß vom Herrn Oberst."

Anfangs waren es nur einige wenige schlechte Stellen. Schließlich schoben und zogen mehrere 20—50 Träger unser Auto. Die Trägerführer, Niampara, gingen mit tanzendem Schritt und Gesang voraus. Die ganze Kolonne stimmte in das „Amsigo kububi, kububi" ein. Unter dem Rhythmus dieser wohlklingenden Eingeborenengesänge ging die Arbeit bei bester Laune anfangs glatt vonstatten. Als wir aber Tuliani passierten, hatten die Regentage einen sonst ganz flachen Fluß derartig angeschwellt, daß das reißende Wasser die befahrbare Brücke vollständig weg-

gerissen hatte. Wir fällten nun einen großen am Ufer stehenden Baum. Abwechselnd hieben die Träger mit lautem Gesang in den Stamm, bis er sich über den Fluß herübersenkte, aber er war nicht lang genug, um sich beim Fallen mit seiner Krone am jenseitigen Ufer fest zu verankern. Wie ein Streichholz wurde der meterdicke Stamm fortgetrieben. Mein Adjutant, Oberleutnant Müller, versuchte den Fluß zu durchschwimmen, wurde aber gleichfalls abgetrieben und kam an unser Ufer zurück. Nun versuchte es Hauptmann Tafel, der von einer schweren Verwundung soeben wieder hergestellt war. Er erreichte das andere Ufer. Auch einigen Eingeborenen, guten Schwimmern, glückte dies, aber es gelang nicht, durch die Schwimmer eine Leine ans andere Ufer zu bringen. So saßen wir fest. Hauptmann Tafel ohne jede Kleidung, nackt und frierend auf dem jenseitigen Ufer, wir auf diesem. Die Aussicht, abzuwarten, bis das Wasser abgelaufen wäre, schien nicht verlockend. Ich durfte keine Minute verlieren, um den Anfang der im Marsch befindlichen Abteilung zu überholen. Da rückte spät am Nachmittag ein Eingeborener mit dem Geheimnis heraus, daß etwas unterhalb eine ihm bekannte Furt wäre. Das Durchwaten war dort nicht ganz einfach und dauerte mindestens dreiviertel Stunden. Unter erheblichen Umwegen mußten wir dem Führer genau folgen und uns vorsichtig von Untiefe zu Untiefe weiterarbeiten. Das Wasser, das uns bis an die Schulter reichte, war so reißend, daß man der vollen Kraft bedurfte, um nicht umzufallen. Endlich erreichten wir bei Dunkelheit mit völlig durchnäßten Sachen das andere Ufer. Dorthin waren uns glücklicherweise drei Maultiere entgegengeschickt worden.

Beim Weitermarsch, der im strömenden Regen die ganze Nacht hindurch dauerte, hatten wir mehrere Stunden weit bis zum Sattel durch Wasser zu reiten oder bis zum Hals durch Wasser zu gehen, erreichten aber schließlich noch in der Nacht die große im Kriege erbaute Wamibrücke. Auch diese war fast ganz fortgerissen,

doch ein Rest stehengeblieben, groß genug, daß man hinüberklettern und zur Feldbahn, die zu einer Station der Mittellandbahn führte, gelangen konnte. Als nun erst die Kompagnien an den Wami kamen, war die Brücke vollständig verschwunden. Da war guter Rat teuer. Aber unser Pionierhauptmann Stemmermann wußte bald Abhilfe, spannte ein langes starkes Seil von Ufer zu Ufer,



Trägerkolonne beim Flußübergang.

und an einer Rolle mit schwebendem Brett wurde Mann für Mann und schließlich Last um Last über den Fluß gezogen. Dabei geschah es, daß einzelne Hinterpartien recht erheblich in die Fluten tauchten und manche Last leicht angefeuchtet wurde. Ihr könnt Euch denken, wie lange dieser Übergang dauerte, wenn jede Kompagnie 500—600 Köpfe stark war. Frauen und Kinder, Reittiere usw. machten natürlich besondere Mühe. Tagelang

dauerte dies Manöver, so daß ein großes Lager am Norduufer entstand mit viel Geschrei um nichts.

Auch die Feldbahn war im Kriege entstanden und wurde mit der Hand betrieben. In dem Bestreben, es recht gut zu machen, nahmen die guten Mohren einige Kurven etwas zu hastig, und wiederholt sausten die Loris mit allem, was sich auf ihnen befand, — dazu gehörten auch wir — in den angrenzenden Graben oder auch darüber hinaus. Jedenfalls hatten wir reichlich genug, als wir in der Morgenfrühe in Kimamba an der Mittellandbahn anlangten. Da sich dort ein Bekleidungsdepot befand, konnten wir uns mit Askarikleidern wenigstens trocken einkleiden, besonders da keiner von uns irgendwelches Gepäck bei sich hatte und es nicht abzusehen war, wann der Rest des Kommandos unter diesen Umständen mit unseren Sachen nachkommen würde.

Der mit dem zweiten Hilfsschiff als Artillerist bei uns glücklich gelandete Hauptmann von Kaltenborn hatte sich in Handeni in vollem europäischen Wichs bei mir gemeldet und hatte diese beschwerliche Wasserfahrt ebenfalls ohne Gepäck mitmachen müssen. So bekam er völlig abgerissen und zerschunden sehr bald ein Bild davon, wie es bei uns in Afrika zuging, und schimpfte nicht wenig über diesen unerhörten Wechsel der Verhältnisse. „Bei den Dardanellen ging es schon wüst zu," sagte er, „aber eine solche Schweinerei, wie dies hier, übertrifft doch alle meine bisherigen Kriegserfahrungen." Diese sind dann im weiteren Verlauf des Krieges noch stärker übertroffen worden, und wir hatten die Genugtuung, daß wir jedenfalls in dieser Beziehung einem durch europäischen Krieg verwöhnten Herrn nichts zu wünschen übrigließen.

Auf der Mittellandbahn fuhr ich am nächsten Tage nach Dodoma. An der Zentralbahn war das schnelle kriegsmäßige Arbeiten, das im Norden jedermann in Fleisch und Blut übergegangen war, noch wenig zum Leben erwacht. Die dort eintreffen-

den Abteilungen hatten allerlei Schwierigkeiten in der Verpflegungsbeschaffung, obgleich Dodoma an der Bahn lag und schnell Nachschub erhalten konnte. Ich ritt sofort in Richtung auf Kondoa-Irangi ab. Unser Weg führte uns durch ganz leere Buschsteppen. Das Land Ugogo zeichnet sich durch großen Viehreichtum aus. Seine Bewohner gehören zu den Nomadenstämmen, die in ihren Sitten die Massai nachahmen und daher Massaiaffen genannt werden. Zahlreiche Ochsenwagen mit auswandernden deutschen und Burenfarmern kamen uns mit ihren Familien entgegen. Es war das von Südwestafrika bekannte behagliche Bild des „Trekkens“ mit seinen für die Steppe so überaus geeigneten Fahrzeugen. Das ganze Etappenwesen war hier noch durchaus nicht eingearbeitet und mußte doch Gewaltiges leisten, um für die jetzt einmarschierenden Truppen alles Nötige zu beschaffen. Bis alle Kompagnien heranmarschiert waren, konnten wir die Gegend ausgiebig erkunden. Zum Glück war die südlich von Kondoa gelegene Landschaft dicht bevölkert und reichliche Verpflegung vorhanden. Auch konnten unsere Truppen hauptsächlich aus dem Lande leben und brauchten nicht auf die langsam von rückwärts herankommenden Bestände zu warten. Nach einigen kleinen Gefechten, in denen wir die englischen Vorposten zurückwarfen, waren wir Anfang Mai im Besitz der großen Höhen, die dem Ort Kondoa-Irangi auf 6 km vorgelagert sind. Wir hatten zwei Marinegeschütze auf fahrbaren Lafetten mitgeführt und sogleich in Stellung gebracht. Diese beschossen mit gutem Erfolg die feindlichen Lager um Kondoa. Wir beobachteten, wie der Feind seine Stellungen verschanzte und durch unsere Artillerie unangenehm überrascht war. In mehreren kleinen Patrouillengefechten warfen wir die feindlichen Postierungen zurück. Eines Tages sehen wir eine Reiterpatrouille auf unsere Stellung zureiten. Da auch unsere berittenen Patrouillen unterwegs waren, glaubten wir zuerst, es wären Deutsche. Bald aber verriet uns die gleichmäßige Bekleidung

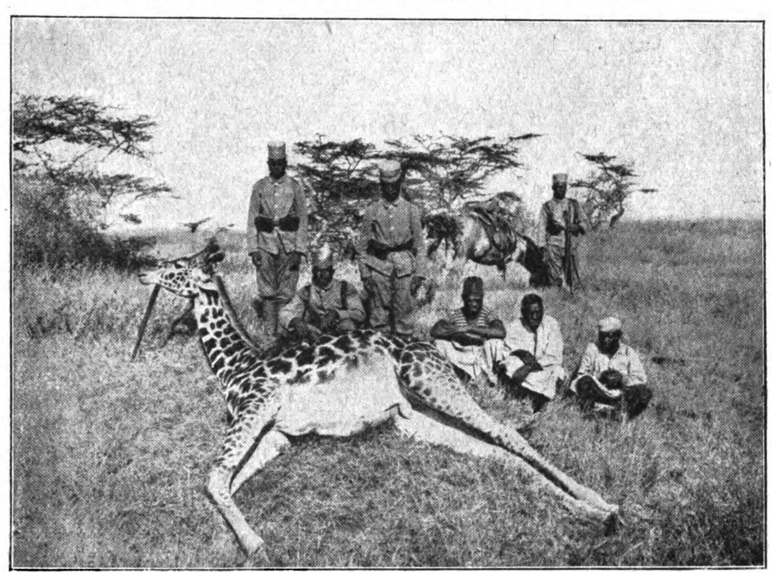
und die in Gewehrschuhe gesteckten Karabiner, daß es Engländer waren. Diese ahnten nichts von unserer Bergstellung, wurden auf ganz nahe Entfernung herangelassen und verloren bei unserem Feuergefecht, an dem auch ich mich beteiligte, über die Hälfte ihrer Reiter.

Nach einem Nachtgefecht, in dem unsere Kompagnien vergeblich versuchten, die Höhen, die dicht vor Kondoa lagen, zu nehmen, mußten wir uns darauf beschränken, in den folgenden Tagen die weiter östlich gelegenen größeren Höhen um Kondoa herum zu besetzen und den Feind in kleineren Patrouillenunternehmen zu schädigen. In diesen kam es mehrfach vor, daß von feindlichen etwa 20 Mann starken Reiterabteilungen keiner oder nur wenige Leute entkamen. Auch im Vorgelände hatten wir eine ganze Reihe günstiger Zusammenstöße.

Die Engländer hatten sogleich die Zivilverwaltung in Kondoa Irangi in die Hand genommen, in geschickter Weise die Häuptlinge zusammengerufen und ihnen Verhaltungsmaßregeln gegeben. Hierzu gehörte auch, daß sie alle deutschen Truppenbewegungen melden mußten. Daher gaben unsere Patrouillen sich bei den Eingeborenen häufig für Engländer aus. Die Unterschiede in der Uniform waren nicht sehr groß und durch das lange Kriegsleben noch mehr verwischt worden. Vielfach wurden überhaupt keine Uniformröcke, sondern nur blusenartige Hemden getragen. Das kleine Tuchabzeichen, das die Engländer am Tropenhut trugen, war wenig auffallend. Der Unterschied in der Bewaffnung war auch geschwunden, da ein großer Teil Deutscher englische Gewehre hatte.

Der Feind verstärkte sich nun immer mehr. Gegenüber unserer Artillerie, zu der noch die beiden neuen mit dem Hilfsschiff angekommenen Feldhaubitzen eingetroffen waren, und die dem Gegner recht erheblichen Schaden zufügten, beschoß er uns auf große Entfernung, auf etwa 12 km mit schweren Geschützen und guter Beobachtung. Mitte Juni trafen seine Granaten sehr genau in unser

Kommandolager. Ich mußte meine Arbeit, die ich im Schutz einer Grashütte vorgenommen hatte, unterbrechen und mich seitwärts hinter eine Felsplatte begeben. Unmittelbar, nachdem dort mein Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Boell, zu mir getreten war, platzte ein Geschoß dicht über uns, verwundete Oberleutnant Boell schwer, mich und einige andere Europäer leicht. Sonst aber hat uns der



Die Giraffen mußten abgeschossen werden, weil sie unsere Telegraphenleitungen umliefen.

Feind durch seine Artillerie wenig geschadet. Lästig war es aber doch, wenn seine schweren Geschosse von Zeit zu Zeit in unser Lager einschlugen. Gute Unterstände zu bauen, hatten wir keine Zeit, da wir die Kräfte unserer Leute alle für Patrouillendienst und Verpflegungstransporte voll beanspruchen mußten. Das ganze schöne Land war, so weit das Auge reichte, mit Eingeborenenkulturen bedeckt. Eine herrliche Gegend! Hochgelegen, ohne Waldbestand, mit kleinen Felskuppen bedeckt, über und über angebaut. Dazwischen immer

die kleinen Temben, das sind die flachen, mit Erde gedeckten Eingeborenenhütten. Die Verpflegung dort bestand hauptsächlich aus Mtama, einer Hirseart, die so hoch wächst, daß Reiter in diesen Getreidefeldern vollständig verschwinden. Auch zahlreiches Vieh war vorhanden, und unsere Kompagnien hatten sehr bald eine beträchtliche Herde sich „zusammengeerntet", die den Europäern täglich pro Mann einen Liter Milch verschaffte. Die eingeborenen Besitzer waren zum großen Teil fortgelaufen. Unsere Verpflegung mußten die Kompagnien sich selbst einbringen. Die Garben trockneten in der Sonnenhitze schnell auf den heißen Steinen. In allen Kompagnien herrschte reger Mehlmahlbetrieb. Zerrieben oder gemahlen wurden die ausgedroschenen Körner mit Steinen oder in Kinos, — das sind keine Lichtspieltheater oder Kientöppe, wohl aber große Holztöpfe aus ausgehöhlten Baumstämmen, in denen die Weiber mit Stangen das Mehl zerstampften. Zu dieser Zeit gab es für die Europäer noch Weizenmehl. Unser damaliges, aus einer Mischung von Weizenmehl und Eingeborenenmehl hergestelltes Brot war ganz ausgezeichnet. Außer Mtama und anderen Kornfrüchten gab es Zuckerrohr, Mohogo (eine Pflanze mit wohlschmeckender eßbarer Wurzel) Süßkartoffeln, verschiedene Arten Erbsen und andere Eingeborenenfrüchte sowie genügend Fleisch und Milch. Die Truppe konnte in dem überaus wohlhabenden Gebiet von Kondoa-Irangi reichlich und gut verpflegt werden. Da der Feind sich immer mehr nach Osten ausdehnte, mußten auch wir uns immer weiter dahin wenden. Hauptmann Schulz besetzte mit seiner Abteilung das dortige schwierige Berggelände, bis unsere Front eine Ausdehnung von über 30 km erreicht hatte. An unserem rechten Flügel kam es nun zu einer ganzen Reihe verlustreicher Gefechte.

Dritter Abschnitt

Buschgefechte

Von allen Seiten bedroht — Ein seltsames Schauspiel — Ein schneidiger Gegner — Wir werden seiner Herr — Er entkommt uns wieder — Wir werden hart bedrängt — Hilfe in der Not — Ein gefährlicher Nahkampf — „Liebet eure Feinde" — Wie unsere Gegner uns beurteilen — Angriffe von 3 Brigaden werden abgeschlagen

Man versetze sich in die Lage des Führers, der mit unzulänglichen Mitteln dem Angriff der Übermacht ausgesetzt sich fortwährend fragen muß: was ist zu tun, damit ich meine Bewegungsfreiheit und Hoffnung aufrecht erhalte? Ende Juni 1916 drängte der Feind an anderen Stellen so entscheidend und heftig, daß wir bei Kondoa-Irangi unser Lager abbrechen mußten. Vom Nordwesten drangen die Belgier, vom Norden vom Viktoriasee die Engländer auf Tabora. Dort stand unser General Wahle und zog seine Abteilungen allmählich von der Grenze gegen Tabora zusammen. Von allen diesen Vorgängen hatte ich durch die unvollkommene Verbindung sehr wenig Nachricht. Vom Südwesten zwischen den großen Seen Tanganjika und Nyassa drangen gleichfalls feindliche Abteilungen vor und drückten unsere dort fechtenden Kompagnien ebenfalls gegen Tabora. Von Süden aus Langenburg drängte der General Northey, dessen Truppen mit allen Mitteln moderner Kriegführung ausgerüstet waren, die unsern auf Iringa zurück.

An der Nordbahn hatte die Abteilung Kraut gelegentlich erfreuliche Erfolge gehabt. Mehrere feindliche Flugzeuge waren niedergeholt, die Insassen gefangen, die Apparate vernichtet. Als die schweren Regen aufgehört hatten, trat der Feind seinen Vormarsch längs der Nordbahn und westlich des Panganiflusses an. Hunderte von Automobilen und große Reitermengen wurden beobachtet. Vor der großen Übermacht des Feindes ging Major Kraut langsam an der Bahn zurück; diese wurde gründlich zerstört.

Ganze Züge ließen die Unsern gegeneinanderfahren. Euch hätte es einen Hauptspaß gemacht, die volldampfgeheizten Maschinen aufeinander losfahren oder einen Zug nach dem andern über die gesprengten Brücken in den Fluß rasseln zu sehen. Ein Schauspiel, wie es in Amerika tatsächlich vor großen Volksmassen aufgeführt wird. Alle Magazine und Bahnhofsgebäude flogen in die Luft. Der Feind hatte keine reine Freude an alledem, was wir ihm zurückließen. An der Bahn kam es noch zu einigen Gefechten, bei denen manchmal unsere Kompagnien durch den Feind, der den Bahnkörper hinter ihnen absperren wollte, hindurchfuhren und ihn von den Waggons aus beschossen. Der Feind konnte zwar infolge seiner zahlenmäßigen Überlegenheit mit leichter Mühe stets mit frischen Truppen uns wieder umfassen, aber das schwierige Gelände minderte die Wirksamkeit dieser Umgehungen in hohem Maße. Es schien daher, daß der Feind diesen Gedanken fallen ließ und dafür eine Art Ermüdungstaktik annahm. Er griff heute mit einem Teil seiner Truppen an, ließ sie dann ruhen, griff morgen mit anderen und übermorgen wieder mit anderen an. Aber trotz seiner großen Stärke kam er ziemlich langsam voran und wurde durch unsere vielen Feuerüberfälle und Patrouillen recht unangenehm gezwickt und gezaust.

Bei dem von allen Seiten erkennbaren konzentrischen Vordringen des Feindes war es wichtig, die in der Gegend von Morogoro lagernden Kriegsbestände an der Zentralbahn zu schützen. Diese waren bei dem Vordringen des Generals Smuts, der Major Kraut allmählich bis gegen Handeni zurückgedrängt hatte, stark gefährdet. Er schien mir der gefährlichste und wichtigste Gegner zu sein.

Ich beschloß daher, dem Kondoa-Feinde nur eine schwache Abteilung gegenüber zu lassen und mit den Hauptkräften wieder nach Dodoma an der Mittellandbahn zu marschieren, um von dort nach Morogoro zu fahren und Major Kraut kräftig zu unter-

stützen. Bei dem Eintreffen unserer Kompagnien in Morogoro verschwand bei den dortigen Europäern angesichts der glänzenden Haltung unserer Askari auch der letzte Rest einer niedergedrückten Stimmung. Es war den Europäern der Mittellandbahn im Gegensatz zu dem kriegsgewohnten Norden bisher zu gut gegangen, und wie das gewöhnlich so ist, sind solche Leute immer leicht bei der Hand, jedem törichten Gerücht nachzuhängen. Sie verloren den Mut schneller als die, die es mit dem Feinde zu tun hatten. Die Stimmung hinter der Front entbehrt meistens der Frische, und Leute, die nichts auszustehen haben, wissen nichts von der frischen Fröhlichkeit eines gesunden Soldatenlebens, wo jeder zufrieden ist mit dem, was er hat, und nicht auf den Gedanken kommt, nach eisgekühlten Getränken zu verlangen. Dort aber erschien verschiedenen Herrschaften das tägliche Leben schon unerträglich, als sie ihre Soda- und Whiskyflaschen nicht mehr auf Eis legen konnten. Als unsere Truppen durch Morogoro kamen, da wehte sofort ein anderer Wind und ungeheure Fröhlichkeit herrschte an diesem Tage in dem kleinen Städtchen, wo eine große Zahl Deutscher beieinander war. Dort hatte nun jeder Mann und jede Frau allmählich begriffen, daß unsere Lage zwar schwierig war, daß es aber keine andere Möglichkeit gab, als weiter zu fechten, und daß unsere Truppe nach ihrer ganzen Beschaffenheit imstande war, noch lange mit Erfolg standzuhalten.

Anfang Juni traf ich bei Major Kraut ein, der in befestigter Stellung in den Kangabergen stand, nordöstlich von Tuliani. Die Askari waren in sehr vortrefflicher, selbstbewußter Stimmung. Vor ihren Stellungen hatten sie 100 m Schußfeld geschaffen, und waren fest davon überzeugt, daß ein feindlicher Angriff abgeschlagen werden würde.

Dieser fand zunächst nicht statt, wohl aber erlitt der Feind Einbuße durch unsere zahlreichen kleinen Patrouillenunternehmungen, die seine Transporte und hinter seiner Front fahrende

Autos beschossen. Auch das Auto seines Stabes wurde bei dieser Gelegenheit wirksam unter Feuer genommen.

Der Feind hatte von uns gelernt und machte uns diese Patrouillen nach. Mehrmals tauchten solche in unserem Rücken auf. Eine derselben, von dem englischen Leutnant Wienholt, einem Australier deutscher Abkunft, geführt, verriet sich dadurch, daß sie eine unserer Trägerkolonnen überfiel und deren Lasten verbrannte. Hierunter befand sich eine große Anzahl mit dem Hilfsschiff angekommener und sehnlichst erwarteter Kordhosen. Wienholt erregte daher bei jedermann peinliches Interesse. Die feindliche Patrouille wurde in ihrem Lager im dichten Busch ausgemacht und überfallen. Er selbst entkam und wollte im Vertrauen darauf, daß im ostafrikanischen Busch nicht leicht jemand zu finden ist, durch unsere Linien hindurch zu den Engländern zurückwandern. Unsere bewährten Leute, die früher den Pferdediebstahl am Longido auf dem Gewissen hatten, von Rooyen, Nieuwenhuyzen und Truppel gelang es, seinen Wechsel aufzuspüren und ihn zu fangen. Bei der Rückkehr von einem Erkundungsgange traf ich Wienholt beim fröhlichen Schmause mit denen, die ihn ergriffen hatten, in unserem Lager in Tuliani. Wir alle mußten die vortrefflichen Leistungen seiner Patrouille, deren Weg in der bei ihm erbeuteten Karte genau verzeichnet war, ehrlich anerkennen. Wienholt ist dann in das Innere in ein Gefangenenlager gebracht worden und aus diesem nach Monaten beim Baden ausgerissen. 1917 hat er in der Gegend von Kilwa und Liwale, später 1918 in Portugiesisch-Ostafrika wieder ausgezeichnete Patrouillen gegen uns ausgeführt. Seine Schilderung eines Überfalls durch einen Leoparden, der ihm einen Begleiter im Lager schlug, hat mich lebhaft interessiert. Ich nehme an, daß er seine anschauliche Schilderung davon, deren Original ihm später bei einem Patrouillenzusammenstoß von uns abgenommen wurde, inzwischen seinen Bekannten und Freunden beim Lagerfeuer erzählt hat.

In der nächsten Woche belästigten uns die Engländer hauptsächlich mit Fliegerbomben. Augenscheinlich wußten sie, daß das Kommando in Tuliani lag. Eines Tages kreuzten vier Flugzeuge denen wir nichts anhaben konnten, stundenlang über unserem Lager und warfen Bomben ab. Wir aber hatten gelernt, uns unsichtbar zu machen. Der gewissenhafte Europäer, der in der Telephonhütte beschäftigt war und seinen Posten nicht verlassen wollte, wurde getroffen und verlor eine Hand. Eine daneben gelegene Hütte mit wertvollen Akten wurde durch eine Brandbombe unter Feuer gesetzt.

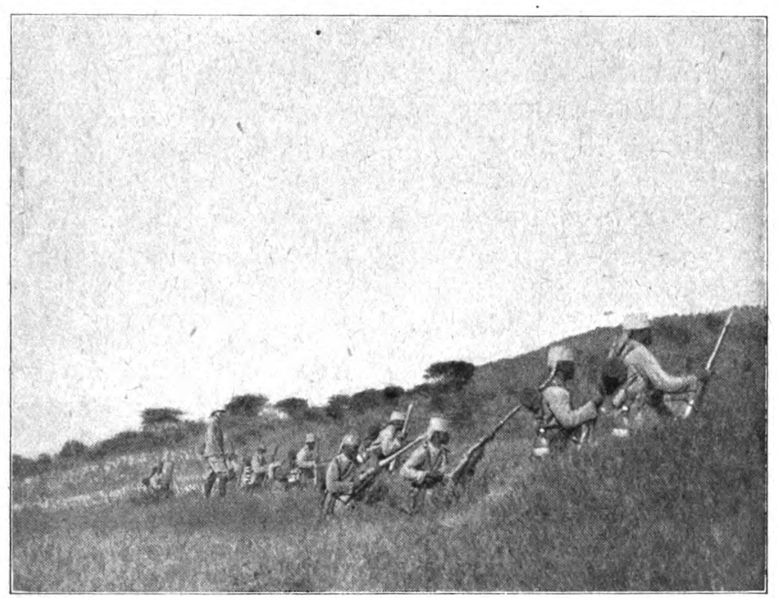
Bei der vorgeschobenen Abteilung Kraut hatte Korvetten-Kapitän Schoenfeld zwei Marinegeschütze in vortrefflichen Stellungen, leitete das Feuer von den Kangabergen, von wo er genauen Einblick in die englischen Lager hatte, und ärgerte den Feind, indem er bei Tag und bei Nacht je einen oder zwei Schuß den Engländern ins Lager setzte und sie auf diese Weise in fortgesetzter Bewegung zwischen ihren Lagern und ihren Unterständen erhielt.

Allmählich bestand für die Truppe von Tuliani die Gefahr, östlich umgangen zu werden und die Verbindung mit der so wichtigen Gegend von Morogoro zu verlieren. Gleichzeitig rückte von Kondoa aus General van Deventer, der seine Truppen auf eine Division verstärkt hatte, in südlicher Richtung vor. Vor ihm wich die Abteilung Klinghardt allmählich nach Papua aus. In zahlreichen Gefechten dem Feinde immer wieder standhaltend, ging sie langsam zurück, um dann wieder in günstigem Gelände zu rascher Gegenoffensive vorzugehen.

Am 31. Juli 1916 erreichte der Feind die Zentralbahn bei Dodoma. Gerade während der schwierigsten Gefechte erkrankte Hauptmann Klinghardt an Typhus und mußte durch Hauptmann Otto ersetzt werden. Der Feind versuchte nun, die Abteilung Otto in täglichen Angriffen, von beiden Seiten zu umfassen. Aber in dem schwierigen, felsigen, unübersichtlichen Buschgelände ge-

rieten diese Unternehmungen oft gänzlich daneben, so daß er erhebliche Verluste hatte und die Kräfte seiner Truppe aufbrauchte. Hauptmann Otto wich jeden Tag immer nur wenige Kilometer nach Osten zurück und verschob auf der Bahn nach Wunsch die Stellung seines schweren Geschützes. Als die Abteilung Otto sich Kilossa näherte, war es notwendig, auch unsere Tulianikräfte zurückzunehmen. Der Feind wollte sie mit aller Gewalt aus dem Wege räumen und drückte in den Gebirgspässen, in denen wir nur vier Kompagnien zur Verfügung hatten, mit einer ganzen Brigade vor. In dem hohen Gras benahm sich der Feind mutig und geschickt. Er kletterte die kleinen und steilen Höhen hinan, und die Unsern mußten Tag und Nacht auf der Hut sein, daß ihre dünnen Reihen nicht durchbrochen wurden. Ein an einem Felsenhang stehendes Maschinengewehr der 6. Kompagnie wurde von einzelnen Indern, die sich unbemerkt von vorn h:rangeschlichen hatten, ergriffen und schnell den steilen Berg hinuntergeworfen, so daß es nicht wieder gefunden werden konnte. Mit starken Angriffen gelang es dem Feind, die Mitte unserer Front zu durchbrechen und in unsere Reihen einzudringen. Gerade zur rechten Zeit kam die brave 21. Feldkompagnie im Laufschritt zu Hilfe, stürmte vor und warf im Gegenstoß den Feind mit schweren Verlusten wieder hinaus. Im Nahkampf schoß der englische Major Buller, der Sohn des bekannten Generals aus dem Burenkriege, dem Kompagnieführer Oberleutnant v. Ruckteschell mit dem Revolver nach dem Kopf. Dieser konnte noch gerade eine unwillkürliche Bewegung des Ausweichens machen, so daß der Schuß durch den Hut ging. Dann aber streckte er seinen Gegner nieder und verwundete ihn schwer. Major Buller wurde in das deutsche Lazarett nach Daressalam geschafft und von der Gattin seines Gegners, die dort als Schwester tätig war, gesundgepflegt. Als er abtransportiert wurde, äußerte er sein Erstaunen und seine Hochachtung über unseren zähen Widerstand und gab zu, daß seine Landsleute

sich schon manchen Zahn an uns ausgebissen hätten. Unter seinen Papieren befand sich auch eine vom englischen Oberkommando herausgegebene Liste unserer sämtlichen Offiziere, in der ein jeder mit Namen und genauen Bemerkungen seiner Tätigkeit und Fähigkeiten bedacht war. Einer der Unsern las dieselbe dem dort führenden Hauptmann Stemmermann vor und teilte ihm mit, daß er



Askarikompagnie im Gefecht.

von den Engländern für einen äußerst schneidigen und zähen Offizier gehalten wurde, was Stemmermann damit beantwortete, das wäre selbstverständlich, das hätte er auch gar nicht anders erwartet. Für einzelne aber hatte die englische Liste wenig Freundliches zu sagen, und manchen war es zuträglicher, sie lasen ihre Qualifikationen in diesem öffentlichen Zeugnis nicht selber.

Während dieser Gefechte von Matomondo hatte die 2. Reiterbrigade unter General Britz aus Südafrika schwere Verluste, aber

schließlich so weit ausgeholt, daß wir nicht mehr imstande waren, unsere Stellungen zu halten. Die Abteilungen Schulz und Stemmermann wurden nach Diakawa an die Tuliani-Morogorostraße zurückgenommen, wo sie südlich des Wamiflusses Stellung nahmen. Dort griff der Engländer am 12. und 13. August mit einer Infanteriebrigade und der berittenen Brigade Britz mit größter Energie an und gleichzeitig von Osten mit einer dritten Brigade südlich des Wami. Panzerautomobile fuhren bis auf 20 m vor unsere Front und beschossen mit Maschinengewehren und Revolverkanonen unsere Stellungen, die im dichtesten Ufergebüsch verdeckt lagen. Um uns besser beizukommen, baute der Gegner Hochstände in den Uferbäumen und schoß von oben herunter mit Maschinengewehren. Seine Batterien standen auf 300—400 m vor unserer Front, leider durch eine kleine Erhöhung gut gedeckt. Der Busch war so dicht, daß der ungeheuere Munitionsaufwand des Feindes, der Tag und Nacht mit Artillerie und Maschinengewehren auf unseren Truppen herumhämmerte; ihm kaum etwas nützte. Seine Patrouillen, die den Fluß dur[illegible]hwimmen wollten, wurden mehrere Male abgeschossen, seine Verluste auf mehrere 100 Mann geschätzt und später auch von den Engländern bestätigt. Alle die Angriffe wurden abgeschlagen, und die drei Brigaden hatten nur Verluste und keinen Vorteil über uns. Aber in dem dichten Busch konnten auch wir über den Gegner keinen durchschlagenden Erfolg erringen. Wir mußten uns damit begnügen, mit unserer Minderzahl seine mehr als zehnfache Überlegenheit die beiden Tage hindurch siegreich abzuschlagen und ihm auf diese Weise möglichst viel Gelegenheit zu bieten, sich an unserer, durch den Wamifluß gut geschützten Front, den Schädel einzurennen. Während dieses Gefechtes bestand von Morogoro aus zwischen Hauptmann Schulz und mir dauernde telephonische Verbindung.

Ich wünschte alle meine Kräfte zusammenzuziehen, ließ Hauptmann Schulz nach Morogoro marschieren, zog auch Haupt-

mann Otto heran und ließ Major Kraut an der Mahengestraße stehen. Die Verbindung mit Major Kraut, der gegen Mahenge zurückgehen wollte, um die dortige reiche Gegend zu schützen, war nun für längere Zeit unterbrochen. Mit General Wahle bei Tabora fehlte seit mehr als einem Monat jede Verbindung. Bagamojo war in die Hand des Feindes gefallen, mit dem Fall von Daressalam war täglich zu rechnen.

Vierter Abschnitt

Zwischen Mittellandbahn und Rufidji

Unsere schönen Magazine werden vernichtet — Ein kaltes Nachtquartier — Herrliche Gebirgswanderung — Die neuen Khaki-Anzüge werden gerade noch gerettet — Schwierigkeiten beim Abtransport — Ein schneidiger Bajonettangriff — Auch die zweite Abteilung wird geschlagen — Wie die Engländer unsere Gutmütigkeit erwidern — Wir beziehen ein befestigtes Lager — General Smuts mit seinem Latein zu Ende — Ich tue ihm aber nicht den Gefallen, mich deswegen zu ergeben — Das unverteidigte Daressalam [illegible]ß dafür büßen — Englische Soldaten dürfen plündern — Zähes Aushalten [illegible] Leutnant Baldamus und sein Heldentod — Eifrige Flußpferdjagd — Elefanten als Fettlieferanten — Langentbehrte Genüsse — Eine Stadt aus Grashäusern — Miesmacher hinter der Front — Eine kräftige Abfuhr — Bestrafte Hinterlist — Ein nächtlicher Löwenbesuch

Der Feind rechnete damit, daß wir uns am Nordhang der Uluguruberge bei Morogoro zum letzten entscheidenden Kampf stellen würden. Bei unserer erheblichen Unterlegenheit wäre es aber Wahnsinn gewesen, hier die Vereinigung der feindlichen Kolonnen, deren jede einzelne uns weit überlegen war, abzuwarten, und uns dann mit dem Rücken gegen das steile Felsengebirge, das uns jede Bewegungsfreiheit nach rückwärts nahm, zu schlagen. Ich hielt es für praktischer, es nur mit einem Teil des Feindes zu tun zu haben.

General Brits hatte die Vorliebe, bei seinen Umgehungen weit auszuholen. Darum rechnete ich damit, eine seiner Kolonnen

zu packen, und radelte täglich nach den Bergen westlich Morogoro, um dort selbst Ausschau zu halten nach den Rauch- und Staubwolken, um die feindlichen Lager und Marschrichtungen zu erkennen. Unsere Patrouillen stellten fest, daß der Feind die Bahn nach Süden überschritt, und von den Bergen aus beobachtete man Staubwolken in der Richtung Mlali am Westhang der Uluguruberge. Da war also ein Ziel, und sogleich erhielt Hauptmann Otto den Befehl, in der Nacht vom 23. August mit seinen Kompagnien abzurücken und dort den Feind zu packen. Aber feindliche Reiter waren ihm zuvorgekommen und hatten das Magazin Mlali bereits im Besitz und angezündet. In einem heftigen Gefecht wurden die feindlichen Truppen zurückgeworfen und marschierten ab, wie man beobachtete, in südlicher Richtung. Dort lag am Südhange der Uluguruberge ein weit größeres Magazin, und es war notwendig, diese Bestände zu schützen und dem Gegner dort zuvorzukommen. Abteilung Stemmermann marschierte östlich, der Hauptteil der Truppe westlich der Uluguruberge in Richtung auf Kissaki. Dieser Nachtmarsch über die Berge war recht anstrengend, die schmalen steilen Bergpfade waren für die Träger sehr beschwerlich. Auch uns kam es mühsam an, ohne Gepäck in der kalten Nacht auf dem steinigen Boden zu liegen. Da wir in der Dunkelheit so in die Berge hineingeraten waren, daß man, ohne Gefahr, abzustürzen, nicht weiter konnte, blieb alles für einige Stunden bis Sonnenaufgang liegen.

Glücklicherweise war die reiche Gegend bisher kaum in Anspruch genommen. Aus den Eingeborenenhütten wurden uns ganze Körbe voll Eier gebracht, und ein am Spieß geröstetes Huhn stillte bald den knurrenden Magen. Tief unter uns brannten die Magazine Mlali, und die zahlreichen Explosionen zeigten uns, daß der Gegner unsere dort gestapelte Artilleriemunition ebenfalls gefunden und angesteckt hatte. Es war sehr wahrscheinlich, daß der Feind eine Umgehungsbewegung machte, um vor uns Kissaki

zu erreichen. Bei der Reichsverwaltungsstelle dieses Ortes waren 600000 Kilogramm Verpflegung und das ganze von Morogoro abtransportierte Truppenmaterial, dabei auch sämtliche Bestände des letzten Hilfsschiffes an Bekleidung und Europäerproviant gesammelt worden. Wilde Gerüchte eilten der Wirklichkeit voraus und berichteten, daß starker Feind bereits vor Kissaki angelangt sei. Wir durften keine Zeit verlieren, und die Abteilung Schulz brauste in Eilmärschen durch die schöne, wilde Gebirgsgegend Kissaki zu.

Dieser Marsch über die Uluguruberge gehört zu dem Herrlichsten, was Afrika zu bieten vermag, und die dort vereinzelt liegenden Missionen und Europäerhäuser mit reizenden Gärten und Parkanlagen in der gesunden Höhenluft lassen den Wanderer glauben, er sei in der Heimat, aber auch in einer besonders schönen Gegend, denn die Höhen des Ulugurugebirges in ihrer einsamen Pracht sind eine Zierde des deutschen Besitzes.

Unsere Truppen erreichten Kissaki noch rechtzeitig, um sich dort aus dem Magazin die nötige Bekleidung, soweit sie nicht weiter abtransportiert werden konnte, am eigenen Leibe zu verpassen. Und stolz in den schönen neuen Kakianzügen, tadellosen Stiefeln warteten unsere Askari der Dinge, die da kommen sollten.

Diese kamen denn auch bald in Gestalt eines ziemlich zahlreichen Gegners, der mit drei Brigaden von Westen anrückte. Die Bomafeste in Kissaki zu besetzen, war nicht ratsam. Der Feind hätte den massiven Gebäudekomplex mit Artillerie und Fliegerbomben zusammengeschossen. Vor allem aber war es wichtig, unsere reichen Bestände an Material und Verpflegung schleunigst weiter südlich an den Rufidji zu transportieren. Die zahlreich vorhandenen Eingeborenen, denen der Krieg und die vielen Askari etwas ganz Neues waren, verloren den Kopf und liefen in den Busch. Die Zivilverwaltung war nicht imstande (nicht einmal mit den sonst so geschätzten Kleidungsstücken, die den Leuten geschenkt werden

sollten), sie zu bewegen, beim Lastentransport mitzuhelfen. Unsere Eselkolonne von einigen Hundert Trageseln war durch den Marsch über die Berge völlig erschöpft. Die Ochsenwagen wollten und wollten nicht kommen. Es schien, als ob sich alle bösen Geister verschworen hätten, um uns am Abtransport zu hindern, und doch mußte so schnell wie möglich alles, was wir nicht an Ort und Stelle benötigten, nach rückwärts fortgeschafft werden. Da mußten denn unsere sämtlichen Kompagnieträger energisch mithelfen, und die Abteilung Stemmermann im Osten der Uluguruberge durfte nur ganz langsam vor der feindlichen Division zurückgehen, die mit aller Gewalt nachdrängte.

Meine Hoffnung, die eine oder andere feindliche Kolonne getrennt zu schlagen, hat sich nun über Erwarten erfüllt. General Britz hatte westlich der Uluguruberge seine Division in einzelnen Kolonnen, zwei Brigaden beritten und eine zu Fuß, zerlegt, die wir einzeln schlagen konnten. Am 7. September 1916 wurde die Abteilung Otto von starkem berittenen europäischen Gegner und von schwarzen und weißen Fußtruppen angegriffen. Seine Umgehungsabteilung lief im dichten Busch so weit um uns herum, daß es der tapferen 11. Feldkompagnie unter Leutnant der Reserve Volkwein gelang, in dem undurchsichtigen Gelände hart an den Feind zu kommen und ihn sofort mit Hurra und aufgepflanzten Seitengewehr zurückzuschlagen. Jetzt wurde der Gegner durch energisches Nachdrängen aufgerollt und seine Truppen durch Abteilung Otto völlig zurückgeschlagen. In dem undurchdringlichen Busch kam er gänzlich durcheinander, so daß wir überall Gefangene machten und eine größere Menge Pferde erbeuteten. Noch am nächsten Tage kam aus einer ganz anderen Richtung ein englischer Soldat an, der sich mit seinen Handpferden verirrt und keine Ahnung hatte, wohin er gehen sollte. Der Mann hatte viel Humor. Er warf sein Gewehr und seine Patronen vor sich hin und rief uns zu: „Es ist eben Zufall. Ich konnte den richtigen Weg

nehmen oder den falschen, ich hatte das Pech, den falschen zu nehmen, das ist mein Fehler."

Am 8. September kam vom Norden her ein anderer Teil des Feindes und lief gegen unsere dortstehende Abteilung Tafel an. Er wurde ebenso gründlich geschlagen, wie ihr Kamerad am Tage zuvor. Ein Teil der an beiden Tagen gemachten, etwa 30 europäischen Gefangenen wurde gegen die eidliche Versicherung, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland und seine Verbündeten zu kämpfen, an den Feind zurückgegeben. Das Menschliche dieser Handlungsweise, die unter den tropischen Verhältnissen im eigenen Interesse der Gefangenen lag, begriffen die Engländer nicht. Sie glaubten an Spionage, hielten den deutschen Parlamentär, der die Gefangenen zurückbrachte, fest, führten ihn dann mit verbundenen Augen in den Urwald und ließen ihn auf gut Glück laufen. Es war ein Wunder, daß der durch langes Umherirren erschöpfte Mann sich zu uns zurückfand. Man sieht hieraus, wie es uns von den Engländern erschwert wurde, unnötige Härten dem Feinde gegenüber zu vermeiden. Dabei hatten die englischen Soldaten das größte Vertrauen zu der Behandlung, die wir gegen Gefangene übten. Verwundete Engländer baten beim Aufräumen des Gefechtsfeldes, an dem sich deutsche und englische Ärzte beteiligten, doch von den deutschen Ärzten behandelt zu werden. Auch später äußerten Verwundete, daß sie bei einer Behandlung durch englisches Sanitätspersonal kaum wieder hergestellt worden wären.

Bei dem dichten Busch und der Zerklüftung des Geländes konnten wir den erfreulichen Erfolg bei Kissaki nicht durch eine gründliche Verfolgung des Feindes ausnützen. Vielmehr mußte ich nun der Abteilung Stemmermann helfen, die zwei Tagemärsche nördlich von dem dort nachdrängenden Feinde schwer zu leiden hatte. Die Truppe dort war sehr angestrengt und manchem war die Sache auf die Nerven gegangen. Es wurde mir bei eigenem Eingreifen in der Nähe des Ortes Dutumi klar, daß es keinen

Wert für uns hatte, diese aufreibenden Kämpfe ohne entscheidenden Erfolg weiterzuführen. Ich gab deshalb Dutumi auf und rückte mit dem Gros eine Stunde weiter nach Süden über den Mgetafluß hinüber, wo die Truppe ein ausgezeichnet befestigtes Lager bezog, das sie monatelang besetzt hielt. Auf diese Weise hielten wir den Feind auch davon ab, an den Rufidji zu drücken und unsere dort lagernden Bestände zu gefährden. Von unserer Kiderengwastellung aus gingen unsere Patrouillen in weiten Märschen an die rückwärtigen Verbindungen des Feindes und erbeuteten dort viel wertvolles Kriegsmaterial, Post, Pferde und dergleichen.

Allerlei merkwürdige Meldungen bestätigten uns, daß beim Feinde interessante Ereignisse eintraten. Die Eingeborenen kamen und sagten: „Wana hama“ (Sie ziehen um). Tatsächlich wurde ein großer Teil der südafrikanischen Europäer, die am Ende ihrer Kräfte angelangt waren, in die Heimat entlassen. Im allgemeinen trat eine Ruhepause ein, die nur von unseren Kampfpatrouillen unterbrochen wurde. General Smuts war sich seines Fehlschlages bewußt. Er forderte mich brieflich auf, mich zu ergeben. Er schilderte die großen Gefahren, die uns bevorstanden, wenn wir uns in die sumpfige Niederung des Rufidjiflusses und in die ungesunden Gebiete dieser unwirtlichen Gegend zurückziehen würden. Dort würden nicht englische Generale, sondern der General Fieber, dem kein Mensch zu entgehen imstande sei, uns schlagen. Er ehrte unsere bisherigen Leistungen mit hoher Anerkennung und versprach, mir in weitestgehender Weise entgegenzukommen, wenn ich den Kampf aufgäbe. Durch dieses freundliche Anerbieten offenbarte General Smuts, daß er am Ende seiner Machtmittel angelangt war. Wir waren es noch längst nicht, und als Antwort auf diese seine Zumutung führten wir den Krieg noch zwei Jahre, sowohl gegen den General Fieber, als gegen die englischen Generale weiter.

Am 4. September 1916 wurde Daressalam durch die Eng-

länder besetzt. Monatelang hatten sie die Stadt mit schweren Geschützen beschossen und mit zahlreichen großen Kreuzern lagen sie auf der Reede, bevor sie sich getrauten, die unbefestigte und unverteidigte freie Küstenstadt zu besetzen. Durch die schlechten Erfahrungen bei Tanga hatten sie erheblichen Respekt vor solchen Unternehmungen bekommen. Sogar unsere Schwarzen in Daressalam wunderten sich darüber. Eines Tages kamen einige derselben zu einer der zahlreichen dort wohnenden deutschen Frauen: „Da seht Ihr, welchen Respekt die Engländer vor den Deutschen haben, kein Soldat ist in der Stadt, nur Frauen und Kinder wohnen hier. Mit ihren großen Schiffen schießen sie von allen Seiten auf die leeren Häuser. Vor was fürchten sie sich? Wir glauben, sie fürchten ein zweites Tanga. Wie schade, daß unsere Kompagnien nicht hier sind, niemals würde Daressalam englisch. Aber der General kann nicht überall sein."

Die guten Mohren hatten recht, wir konnten in der Tat nicht überall sein und mußten Daressalam dem Feinde überlassen. Unsere Frauen hatten dort durch die Beschießung recht unruhige Zeiten und mußten Tag und Nacht zwischen den Unterständen und ihren Wohnungen unterwegs sein. Sonst aber litten nur die Häuser Schaden, die recht erheblich zusammengeschossen wurden. Auch das Hospital wurde nicht verschont, und die dortliegenden englischen Verwundeten, die sich in der Pflege der deutschen Schwestern sehr wohl befanden, äußerten ihren starken Unwillen über diese unwürdige Beschäftigung ihrer Flotte. Als die englische Marine ihren Mutwillen genugsam an den Häusern von Daressalam ausgelassen hatte und sich endlich getraute, Truppen zu landen, kam auch der Oberbefehlshaber in unser großes Krankenhaus, um dort die englischen Verwundeten zu fragen, wie sie sich unter deutscher Pflege befunden hätten. Da antwortete ihm der dort liegende, noch immer schwer leidende Major Buller: „Unter der Pflege der deutschen Schwestern und Ärzte habe ich mich äußerst wohl befunden. Aber

ich bin entsetzt über meine Landsleute, die sich nicht schämen, eine von Frauen und Kindern bewohnte Stadt monatelang zu beschießen, statt daß ihre Marine sich der deutschen Flotte in der Nordsee stellt."

Die Engländer versprachen nun, das deutsche Hospital den Deutschen weiter zu belassen. Nach einiger Zeit aber fanden sie, daß sämtliche schwerverwundeten und kranken Deutschen transportfähig seien, um nach Indien überführt zu werden, das schöne, modern eingerichtete Hospital besser wäre für ihre eigenen Zwecke, und die ankommenden verwundeten Deutschen in der kleinen katholischen Mission gut genug untergebracht seien. Die englischen Truppen plünderten Daressalam und raubten massenweise das Eigentum aus den schönen Häusern der deutschen Kaufleute und Beamten. Auf die Vorstellungen, die dem Oberbefehlshaber gemacht wurden, hatte er nur zur Antwort, das glaube er nicht, englische Soldaten plünderten nie. Die deutschen Schwestern aus dem Hospital sogar mußten eigenhändig ganze Rudel plündernder Soldaten aus ihren Zimmern vertreiben, die im Begriff waren, sich „Andenken an Daressalam" anzueignen. Eine Schwester bat einen englischen hohen Offizier mitzukommen, um sich mit eigenen Augen anzusehen, was dort geschah, und konnte ihm in ihrem Zimmer sechs seiner würdigen Untergebenen vorführen, wie sie wieder dabei waren, Privateigentum recht angelegentlich zu untersuchen. Kurz, es sind Beweise genügend vorhanden, und es wird den Enländern nie gelingen, sich freizusprechen von der Schuld des Raubes und Diebstahls. Und wenn das von Europäern, englischen Offizieren und Unteroffizieren nicht nur geduldet wurde, sondern eigenhändig geschah, so kann man sich denken, wie ihre eingeborenen Truppen, die Schwarzen und Inder in unserer schönen Stadt gewütet haben.

Daressalam wurde nun ein Tummelplatz der englischen Truppen. Das englische Oberkommando ließ sich dort nieder, und eine große Menge von Behörden zog ein.

Die Engländer hatten jetzt die ganze Küste in ihrem Besitz und konnten ungestört Truppen landen, wo sie wollten. So hatten sie seit einiger Zeit bei Kilwa größere Landungen vorgenommen. Es bestand nun die Gefahr, daß sie von dort aus die wertvolle Rufidjimündung besetzten, auch nach Liwale hereinmarschierten und auf diese Weise in unseren Rücken kamen.

Da aber auch gleichzeitig aus Norden, aus der Richtung von Daressalam her der Gegner auf das Rufidjidelta drückte, mußten wir dieses wertvolle Verpflegungsgebiet, auf das wir augenblicklich durchaus angewiesen waren, in erster Linie schützen. Mehrere Inderkompagnien griffen einen unserer vorgeschobenen Offiziersposten in der Boma Kissangire an, liefen aber ohne genügende Feuervorbereitung gegen das steile Mauerwerk blindlings unseren geschickt aufgestellten paar Leuten so in die Hände, daß sie mit schweren Verlusten zurückgeschlagen werden konnten. Leider fiel dabei der deutsche Führer, Leutnant d. R. Baldamus, der sich, in der Freude über den abziehenden Feind, auf dem Turm der Boma zu sehr den feindlichen Geschossen aussetzte. Sein tapferes und zähes Aushalten hat uns aber den Sitz dieser Verwaltungsstelle so lange gesichert, bis genügende Verstärkungen eintrafen. So ist es diesem Offizier zu danken, daß wir das reiche Verpflegungsgebiet des unteren Rufidji noch monatelang ausnutzen konnten.

In unserer Stellung in Kiderengwa ließen wir nur einige Kompagnien unter Hauptmann Tafel. Das Kommando rückte nun mit dem Hauptteil der Truppe an den Rufidji und von dort hinauf gegen Daressalam zu, um dem von oben herunterdrängenden Feind gehörigen Widerstand zu bieten und die ganze Gegend hinter unserer Front abzuernten. Der Weg nach dem Rufidji führte an großen Seen vorbei, die ebenso wie der Rufidji mit vielen Flußpferden belebt waren. Bei dem allgemeinen Bedürfnis nach Fett wurde die Flußpferdjagd eine wichtige Angelegenheit. Europäer und Askari waren unterwegs, flußauf und flußab hörte man

die Schüsse der Fettjäger, und die armen Biester hatten schlechte Zeiten. An den Stellen, an denen der Fluß tiefes Wasser hat, da lagen sie beieinander in großen Mengen, 10—20 und mehr. Die Jäger pirschten sich am Ufer durch das schützende Gebüsch so nahe wie möglich heran, womöglich mehrere mit einmal, und jeder nahm sich eins der Tiere aufs Korn. Dann muß man aufpassen, bis der Kopf des riesigen Tieres gut sichtbar wird, aber höchstens ein kleiner Teil desselben ist zu sehen. Die Nasenlöcher, Augen und Ohren kommen höchstens 10 cm über Wasser, und in der Linie zwischen Auge und Ohr muß dann der tödliche Schuß sitzen. Das getroffene Tier versinkt, kommt nach einigen Stunden, die Säulen in die Luft, wieder an die Oberfläche und wird dann vermittelst eines aus Baumrinde schnell hergestellten Seiles an das Ufer gezogen. Dort wird es zerlegt. Der Sachverständige kennt sehr wohl die Stelle, wo das weiße, appetitliche Fett sitzt. Die Menge des Fettes ist sehr verschieden. Ein fettes Stück liefert gut zwei Eimer voll. Aber nicht nur die Bereitung des Fettes, sondern auch die Anbringung des sofort tödlichen Schusses will gelernt sein. Törichte Leute waren leichtsinnig verfahren und man konnte an vielen Stellen die verendeten Kadaver abgeschossener Tiere sehen, die schnell verderben und für die Verpflegung unbrauchbar werden.

Solch ein riesiges Flußpferd wurde von einer Kompagnie durchschnittlich an einem Nachmittage vertilgt. Manche Kompagnien brachten es auch zu zwei, drei und mehr und rühmten sich gegeneinander, wieviel sie geschafft hätten. Die Neger können unendlich viel Fleisch essen, und was sie nicht essen können, braten sie sich am Spieß und tragen es mit. Die ganze Nacht durch sieht man die Leute dann an einem Feuer sitzen, Fleisch bratend und kauend. Am nächsten Tage unterwegs stöhnen sie dann über ihren vollen Bauch, aber sie können nicht eher aufhören, bis alles vertilgt ist. Auch der Elefant wurde jetzt mit anderen Augen angesehen wie früher. Während der Elefantenjäger sonst Länge und Gewicht

der Zähne abschätzte, ehe er seinen Schuß abgab, wurde jetzt nur gefragt: wieviel Fett wird das Tier liefern?, und mancher Elefant lieferte bis zu 15 Eimer Fett. Das Fett wurde mit Bananen ausgekocht und mit Zwiebeln ausgebraten. Wir behaupten, es sei mindestens ebensogut wie Euer Gänseschmalz, jedenfalls schmeckte es uns herrlich. Unterwegs auf dem Marsch in den Ruhepausen saß jeder und schmierte sich seine dicke Schmalzstulle.



Erlegtes Flußpferd wird von Kompagnieaskari und Trägern ans Ufer geschleppt.

Bei Kongulio, das war der Übergangspunkt über den Rufidji, mußten unsere Viehherden den Fluß durchschwimmen. Für unsere Truppen war eine viele 100 m lange Brücke gebaut, so daß der Übergang über den in der Regenzeit viele Kilometer breiten, jetzt aber bedeutend schmäleren Rufidji gut vonstatten ging. Als wir an dem Süduser des Rufidji unter den herrlichen, schattigen Mangobäumen entlang marschierten, kamen wir über verschiedene

europäische Pflanzungen, sahen seit langer Zeit wieder, wie Häuser aussehen, hörten in dem einen Klavierspiel, fanden in dem anderen schöne Bücher und bekamen vor allem allmählich die ersten uns durch das Hilfsschiff mitgebrachten Genußmittel, Zigaretten, Zigarren, etwas Wein, Kognak, Rum, Fruchtsaft, kurz Dinge, die wir schon längst nicht mehr kannten, und die mit großem Jubel begrüßt wurden. Wenn auch jeder nur wenig erhielt, so wurde das wenige doch sehr hoch geschätzt. Wir hatten längst schon gelernt, zufrieden zu sein mit dem, was man hatte, und alle diese Kostbarkeiten waren beinahe schon in Vergessenheit geraten. Diese appetitlich verpackten Sachen, ein richtiger Schluck Himbeersaft und wirklicher Würfelzucker, etwas Kakao, alles das erinnerte so lebhaft an die Heimat, und auch die Zeitungen und Zeitschriften, die das Hilfsschiff mitgebracht hatte, erzählten so viel von zu Hause, daß wir oft abends beim Lagerfeuer uns ausmalten, wie es mal sein würde, wenn man nach überstandenem Kriege richtig zu Hause wäre. Was wir Euch da alles erzählen könnten, was Ihr uns zu erzählen hättet? Ob Ihr wohl an uns dächtet, wo wir uns herumtrieben? Daß Ihr uns nicht vergessen hattet, das merkten wir an alledem, was das kleine Hilfsschiff uns gebracht hatte. Aber wie konntet Ihr wissen, wie es uns erging! Wie konnte jeder einzelne von Euch, der seine Freunde dort draußen bei uns wußte, sich ein Bild machen von unseren Kreuz- und Querzügen, die ähnlicher waren der Anabasis von Xenophon und dem Leben von Robinson Crusoe als einem Kriege im Jahre 1916. Nun, Jungs, uns ging es gut; denn wir kämpften für eine große Sache, und jeder von uns sehnt sich heute zurück nach diesen interessanten Zeiten, wenn sie auch beschwerlich waren. Darum erst recht denken wir unser Leben lang gern daran.

Einzelne Europäerfamilien wohnten hier noch friedlich in ihren massiven Häusern und waren dankbar, daß ihnen der bisherige Verlauf der Kriegführung es ermöglicht hatte, länger als zwei

Jahre ihr heimatliches und wirtschaftliches Leben ungestört weiterführen zu können.

Im Logeloge und der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt von Mpaganja, die wir durchreisten, hatten sich auch andere Europäer der Gegend gesammelt und sich, wenn sie in den vorhandenen Häusern nicht unterkamen, Häuser aus Bambus mit Gras belegt, gebaut, so daß eine ganze Stadt mit zum Teil sehr wohnlich eingerichteten Grashäusern dort entstanden war. Auch eine wenig erfreuliche Erscheinung trat hier hervor. Während die Truppe an der Front von Waffengeist und großer Unternehmungslust beseelt war, sah es hinter der Front manchmal anders aus. Leute, die sehr wenig von der Sache verstanden, wußten alles besser und nährten eine gewisse Unzufriedenheit. So etwas wirkt ansteckend und untergräbt auf die Dauer die richtige anständige Gesinnung. Erfreulicherweise war aber bei vielen hinter der Front befindlichen Leuten der Truppe der soldatische Stolz stark genug, um die Miesmacher gelegentlich in derber Weise abzuführen. In einem der dortigen Lazarette gab jemand seiner abfälligen Kritik allzu beredten Ausdruck. Da antwortete ihm ein Verwundeter: „Ich will Ihnen einmal etwas sagen. Der Kommandeur ist das Gehirn der Truppe, Sie aber sind das A... der Truppe!“ Die ungeschminkte Bezeichnung war so treffend, daß sie sofort alle Lacher auf die Seite des Sprechenden brachte und den Schlamm fortspülte, der sich anzusetzen drohte.

Da wir den Feind bei Kibata mit einigen Kompagnien vorläufig festhalten konnten, so daß er nicht weiter nach Liwale und ins Innere hineinmarschierte, konnten wir uns also nach Norden wenden, um dort den Gegner zurückzuhalten und die Verpflegung erst einmal abzuernten. Bei Utete überschritten wir den Rufidji wieder nach Norden und marschierten in wenigen Tagen nach Makima. Von dort aus erkundeten unsere Patrouillen den Anmarsch und die Stellungen des Gegners bei Maneromango. Eine dieser Pa-

trouillen war in der furchtbaren Hitze in wasserloses Gebiet geraten. Die einzelnen Teilnehmer hatten sich im dichten Busch untereinander verloren, versuchten sich durch Schießen bemerkbar zu machen, wurden aber dann von den Engländern einzeln gefangen. Nur der zähe Patrouillenführer war in ein Eingeborenendorf gekommen, wo ihn die Leute anscheinend freundlich begrüßten und ihm Eier brachten. Als er sich nach diesen bückte, fielen die Schwarzen über ihn her, packten ihn, banden ihn und brachten ihn einer englischen Askaripatrouille. Ein Askari mit Maultier, der sich ziemlich hochfahrend benahm, hatte den Deutschen weiterzutransportieren. Während des Transportes überlegte sich unser Unteroffizier, wie er dem Askari beikommen könnte, machte ihn auf einige Fehler an seinem Sattelzeug aufmerksam, und wie der Engländer sich damit beschäftigte, fiel der Deutsche über ihn her, entriß ihm seine Schußwaffe, erschoß ihn, ritt auf dem Maultier schleunigst davon und entkam zu uns.

In dieser Gegend kam es noch zu allerlei für uns günstigen Patrouillengefechten. Eine kleine Abteilung des Hauptmanns von Lieberman überfiel eines Morgens an der Küste den englischen Posten und beschoß englische Wachtboote. Mit Hurra gingen unsere Askari diesem Gegner zu Leibe und brachten reiche Beute heim.

Das dicht besiedelte Land ist von geradezu fabelhaftem Reichtum. Askari und Europäer hatten sehr reichlich Mehl, auch Mango, Papeien, Mustafelen, Kokosnüsse und andere Arten tropischer Früchte zur Verfügung. Überraschend waren die großen Reisfelder, die hier dicht südlich Daressalam lagen, während dort im Frieden alles zum großen Teil aus Indien importiert wurde. Vieh war wenig vorhanden, aber die Kompagnien jagten in den wildreichen Steppen und schossen genügend Fleisch. Daß Wild in der Nähe sein mußte, darauf wiesen schon die zahlreichen Löwen hin. Mehrfach ist eine Familie von fünf Löwen nächtlich durch

unser Lager gewandert und hat dabei auch Tiere geschlagen. Ein frecher Löwe versuchte, nachdem ihm ein Angriff auf einen Schwarzen mißlungen war, einen anderen Mann in unserem Lager zu schlagen. Glücklicherweise wurde ihm seine Beute im letzten Moment durch einen herbeieilenden Europäer und mehrere Schwarze entrissen.



Übersetzen in „Einbäumen" (ausgehöhlten Baumstämmen).

Während unsere Truppe den Gegner, der von Daressalam nach Süden drückte, zurückhielt, wurde die Gegend hinter der Front gehörig abgesucht und abgeerntet. Beinahe eine halbe Million Kilogramm Reis schafften wir auf diese Weise zurück an den Rufidji, um für die kommenden Monate versorgt zu sein.

Fünfter Abschnitt

Stellungskämpfe und Regenzeit

Ein toller Feuerüberfall — Die Festung ohne Eingang — Gemütsruhe im Gefecht — Vom Himmel fallen Weihnachts-Liebesgaben sehr verschiedener Natur — General Smuts beglückwünscht mich zum Pour le mérite — Das ostafrikanische „Pick-nick" gefällt unserem Gegner nicht mehr — Verpflegungssorgen — Die holde Weiblichkeit meutert — Unerwünschte Schwimmfeste

Im Oktober kam eine Nachricht, daß der Feind bei Kilwa so starke Truppen landete, daß ich gezwungen wurde, mich diesen zuzuwenden, um sie zu verhindern, hinter unserem Rücken ins Innere des Landes zu marschieren. Daher marschierten wir aus unseren Stellungen in mehreren Tagemärschen zurück nach Utete, überschritten den Rufidji und eilten der Abteilung Schulz in den Bergen von Kibata zu Hilfe. Ein „Königsberg"-Geschütz und eine Feldhaubitze wurden mit vielen Hunderten von Trägern mitgeschleppt. Durch das dichte Gebüsch mußten die Wege bergauf, bergab erst geschlagen werden. Hunderte von Eingeborenen zogen mit rhythmischem Gesange die schwere Last die steilen Hänge hinauf und hinunter. Schließlich gelang es mit ungeheuerer Kraftanstrengung, unsere Geschütze Kibata gegenüber auf einer beherrschenden Höhe in Stellung zu bringen und den Feind überraschend mit gutem Erfolg zu beschießen.

Unsere Kompagnien griffen die unmittelbar vor der Boma Kibata gelegene Höhe ebenfalls überraschend an, verjagten den Feind und nisteten sich 50—70 m ihm gegenüber fest ein. Auf dem anderen Ende dieser Höhe befand sich ein stark befestigtes Erdwerk, aus dem wir den Feind nicht herausbrachten. Wir mußten uns tief eingraben. Es entwickelte sich ein Stellungskrieg, ähnlich den europäischen Verhältnissen. Eine unserer Kompagnien, die den Feind umgangen und sich an seine von Kibata nach Kilwa führende Hauptverbindungsstraße gelegt hatte, beobachtete, daß

unsere schweren, bei der Boma einschlagenden Geschosse eine heillose Panik verursachten. Durch unser unerwartet schnelles und überraschendes Zupacken bei Kibata war der Feind gezwungen, alle seine Kilwatruppen gegen uns zu verwenden. Es schien ihm sehr daran gelegen, uns dort sobald wie möglich wieder zurückzutreiben. Von der Bergstellung, auf der die 21. Kompagnie starke Unterstände über Mannstiefe eingegraben hatte, wollten die 129. Belutschen uns eines Nachts vertreiben. Um halb 11 Uhr, bei schwachem Mondschein, ertönte ein Artillerieschuß und darauf ein rasendes Maschinengewehrfeuer von allen Seiten. Erde, Steine, Dreck flogen umher, die Bäume auf der Höhe waren längst bis auf den Stumpf zerschossen. Ich konnte mir kaum erklären, was dieses nächtliche, unausgesetzte, etwa zehn Minuten anhaltende Dauerfeuer zu bedeuten haben sollte. Es wurde zwar Tag und Nacht von hüben und drüben mit Scharfschützen jede Gelegenheit ausgenutzt, wenn sich etwas regte und rührte, dem Gegner eins zu versetzen. Auch die Unsern waren oft bei ihren nächtlichen Bemühungen, vor der Front Draht- und Spitzenstachelverhaue anzubringen, gestört worden. Trotzdem wurde mit zähem Eifer unausgesetzt gearbeitet und gegraben, die Stellungen verbessert und Stollen vorgetrieben gegen das feindliche Erdwerk. Da auf einmal dieses überraschend starke Feuer. Plötzlich setzt es ab. Im selben Moment meldet ein Askari dem Kompagnieführer Oberleutnant von Ruckteschell: „Adui tajari!" Da wußte er, was los war. Im wahren Sinne des Wortes war der Feind fertig, denn er lag schon zum Teil mit Gewehr aufgelegt auf unseren eigenen Schützengräben. Die Höhe, auf der die 21. Kompagnie lag, war so steil, daß während des starken Maschinengewehrfeuers die Belutschen unbeobachtet und ungestört die Abhänge heraufgekrochen waren und im Augenblick, wo das Feuer aussetzte, sich in unsere Gräben schwangen. Es kam nun zu einem heftigen Nahkampf zwischen diesen zähen pantherartigen Indern und der tapfern

21. Feldkompagnie. Im schwachen Mondschein schlugen sie sich beinahe eine Stunde mit diesem entschlossenen und energischen Gegner herum, bis er endgültig aus der Stellung herausgehauen und mit schweren Verlusten den Berg hinuntergetrieben wurde. In einem Gegenstoß stürmte die 21. Kompagnie gegen das Fort, konnte aber nirgends hinein, weil es an allen Seiten, auch oben, vollständig geschlossen und nur mit Schießscharten versehen war, aus denen die Maschinengewehre wieder zu feuern begannen. Der Eingang war, wie sich dabei herausstellte, unterirdisch von der anderen Seite. Der tapfere Kapitän Browning lag auch unter den Toten, die wir am nächsten Morgen ehrenvoll beerdigten. Wir hatten glücklicherweise wenig Verluste.

Bezeichnend war die Gemütsruhe, mit der ein Maschinengewehr-Askari mit seinem im Nahkampf zerschossenen Maschinengewehr auf der Schulter sich mitten im Durcheinander des Gefechtes bei seinem Kompagnieführer meldete und fragte, was er mit dem zerschossenen Maschinengewehr tun solle. Während dieser ihm sagte, er solle es wegbringen und sich schnellstens ein neues holen, bekam er einen Schuß in das Gewehr und dadurch einen solchen Schlag, daß er kopfüber rücklings mit dem Gewehr den Berg hinunterrollte. Aber in der kürzesten Zeit war er wieder da und brachte ein neues. Wie wir später aus englischer Quelle erfuhren, hatte der Feind an diesem Tage über 50 Prozent Verluste.

Die ganze Kilwadivision wandte sich allmählich gegen uns. Als wir einen beherrschenden Berg, den Goldcoasthill — wir nannten ihn so, weil ein Goldküstenregiment sich dort festzusetzen schien — angriffen und unsere erste Angriffswelle etwa fünf Schritt vor den feindlichen Gräben war, hatten wir das Unglück, daß eine unserer eigenen Granaten in diese einschlug und von den 16 Mann 10 fielen. Dadurch war aber unser allein durch seine Überraschung Erfolg versprechender Angriff mißlungen. Wir muß-

ten uns begnügen, den ziemlich ungedeckt liegenden Gegner mit Maschinengewehren zu bearbeiten. Zugleich hämmerten unsere Gebirgsgeschütze im Verein mit unserer Haubitze auf das Goldküstenregiment mit allerbestem Erfolg ein. Auf die Dauer hielt der Gegner diesem Feuer nicht stand, insbesondere, als die 21. Kompagnie ihn noch von rückwärts faßte. Nach sechs Tagen gelang es, den Berg in unseren Besitz zu bekommen. Wir fanden einen großen Teil Massengräber. Auf dem Goldcoasthill allein waren über 150 Mann beerdigt. Die Wirkung der Maschinengewehre und Artillerie muß dort furchtbar gewesen sein. Es lagen Gliedmaßen, Arme, Köpfe, Beine umher, und man sah, daß der Feind fluchtartig den Berg geräumt hatte.

Den obenerwähnten, anfangs von der 21., jetzt von den 6. Schützen besetzten vorgeschobenen Hügel griff der Feind in nächster Nacht mit Handgranaten so überraschend an, daß er in die Gräben unserer Kompagnie eindrang und diese hinauswarf.

Die Einbuße dieser Höhe aber trat völlig zurück gegen den am Goldcoasthill erzielten Erfolg. Trotz unserer numerischen Unterlegenheit beherrschten wir die Lage durchaus. Unsere Kampfpatrouillen schädigten den Feind tagtäglich und täuschten ihn über unsere Absichten und unsere Schwäche.

Im ganzen hat der Feind bei Kibata weit über 400 Mann verloren. Er wollte von Kilwa aus auf Liwale ins Innere vordrücken. Unser kräftiges Zupacken bei Kibata zwang ihn, sich von Kilwa aus gegen uns zu wenden und das übrige Gebiet, unsere Verpflegungs- und Transportlinien in Ruhe zu lassen.

Am Weihnachtstage sahen wir, wie von einem Flugzeug aus sich größere abgeworfene Massen auf die Boma Kibata herabsenkten. Der Feind beschoß sein eigenes Lager mit Zigaretten und Liebesgaben als Weihnachtsgeschenk für seine Truppen. Da er in den nächsten Tagen auch zu uns Flieger schickte, waren wir unangenehm enttäuscht, als das, was er auf uns herabsenkte, keine Liebesgaben,

sondern die so beliebten „europäischen Fliegereier“ in Form von Brand- und Sprengbomben waren.

Zu jener Zeit erhielt ich eines Tages ein persönliches Schreiben des britischen Oberbefehlshabers, des Generals Smuts, in welchem er mir die Verleihung des Pour le mérite mitteilte und mir seinen herzlichen Glückwunsch aussprach. Ich dankte ihm in ebenso höflicher Weise und erwähne den Brief des Generals Smuts als ein Zeichen dafür, daß trotz des aufreibenden Krieges persönliche gegenseitige Hochschätzung und Ritterlichkeit durchaus bestanden. Bei vielen Gelegenheiten hat auch sonst der Feind die Hochachtung vor der Leistung der deutschen Truppe bekundet.

Ende 1916 hielt ich die militärische Lage in der Kolonie für außerordentlich günstig. Die südafrikanischen Truppen waren durch Gefechtsverluste und Krankheiten zum großen Teil aufgerieben, und von dem Rest kehrten die meisten nach Ablauf ihres Kontraktes nach Südafrika zurück. Gefangene haben mir wiederholt versichert, daß sie genug hätten von diesem „Picknick“ in Ostafrika. Auch die indischen Truppen, die lange in Ostafrika im Felde gestanden hatten, waren stark vermindert, und die neu Herbeikommenden bestanden zum großen Teil aus jungen Soldaten. Andere, wie z. B. die 129. Belutschen, die in Flandern gefochten hatten, waren zweifellos recht tüchtig. Aber auch sie würden auf die Dauer den Strapazen des afrikanischen Krieges nicht standhalten. Die feindlichen schwarzen Askaritruppen waren im allgemeinen jung und unerfahren. So konnte man es ruhig noch weiterhin auf einen längeren Krieg ankommen lassen. Ja, es wäre uns sogar gelungen, nicht nur dem überlegenen Feind standzuhalten, sondern ihn auch gründlich zu schlagen, wenn er nicht die Möglichkeit gehabt hätte, seine abgenutzten Truppen immer wieder aufzufüllen und neue heranzuführen. Ich wußte Ende 1916 nicht, daß das inzwischen schon geschehen war. Aus Nigeria war eine starke Bri-

gade schwarzer Truppen nach Daressalam gebracht und von dort gegen Kissaki marschiert.

In den ersten Januartagen 1917 griff General Smuts mit mindestens zwei Brigaden die bei Kissaki stehende Abteilung Otto an. Unsere Truppen wichen nun in Richtung auf Kongulio am Rufidji aus. Mehrmals mußten unsere Askari sich den Weg mit dem Bajonett bahnen, und bei der Unübersichtlichkeit des Geländes kamen einzelne unserer Kompagnien in recht schwierige Gefechtslagen. Eine unserer Feldhaubitzen stieß bei ihrem Abmarsch mit sehr schwacher Bedeckung auf einen im Hinterhalt liegenden Feind von mehreren Kompagnien. Ihre Bedienungsmannschaft wehrte sich verzweifelt bis auf den letzten Mann, dann ging die Haubitze verloren.

Vor sich und seitlich den überlegenen Feind, hinter sich den mächtigen Rufidji mit nur der einen so leicht zerstörbaren Brücke, glückte es Hauptmann Otto doch, das Südufer des Flusses mit allen Truppen zu erreichen und die Brücke hinter sich abzubrechen, und die über den Rufidji nachdrängenden Abteilungen des Gegners wurden mit schweren Verlusten zurückgeschlagen.

Prachtvoll war es anzusehen, wie unsere Askari zugweise vorstürmten, die Maschinengewehre in Stellung brachten und den auf den Rufidjiinseln auf dem weichen Sande mühsam vorgehenden Feind reihenweise niedersäbelten. In praller Sonne, ohne jede Deckung lagen die Inder auf den weißen Flußinseln und versuchten, sich mit Händen und Füßen in dem weichen Sande einzugraben. Immer wieder neue Verstärkungen kamen von rückwärts heran. Unser Maschinengewehrfeuer prasselte dazwischen. Oft war es selbst auf die nächste Entfernung schwer zu erkennen: Waren die dort vor uns auf glühendem weißen Sande wie schwarze Klumpen stillliegenden Inder bereits tot oder wagten sie sich nicht weiter vor? Glänzend war dieser Angriff abgeschlagen. Die schwersten Verluste hatte der Feind. Aber mit weit stärkeren

Massen, als wir sie hatten schlagen können, überschritt er auch an anderen Stellen den Fluß und drängte nach Süden. Da nun von dort her unserem Verpflegungsgebiet dieselbe Gefahr drohte wie seinerzeit von Kilwa aus, mußte ich meine Hauptkräfte vor Kibata zurücknehmen, um mich gegen diesen Gegner zu wenden und die Abteilung Otto zu unterstützen.

So begann der Abmarsch an den Utungisee. Ich ritt mit einigen Begleitern voraus, und da die Kompagnien Eingeborenenführer bei sich hatten, folgten sie langsam nach. In der Mittagshitze rasteten wir Reiter im Pori und labten uns an der erfrischenden Mbinzifrucht. Leider wußten wir damals noch nicht, daß auch der geröstete Mbinikern eine vorzügliche Nahrung darstellt, ähnlich unserer Haselnuß. Überhaupt für den, der sich im Pori auskennt, gab es allerlei Gutes zu essen, während der Unkundige an den besten Dingen vorübergeht. Aber auch verschieden bekömmlich sind diese Früchte. Nicht jeder von uns hat einen Mohrenmagen, und wenn man auch im allgemeinen das, was die Eingeborenen als eßbar bezeichnen, unbeschadet kosten kann, so kam es doch manchmal vor, daß man sauer reagierte auf die angepriesenen Herrlichkeiten und die Paradiesesfrüchte nicht ungestraft aß. Die Hitze war zum Umfallen, aber da feindliche Patrouillen in der Nähe waren, mußten wir vorsichtig sein. Wasserstellen waren jetzt inmitten der Trockenzeit selten oder fast alle leer. Nach langem Suchen fanden wir endlich einen kleinen Tümpel. Es war zwar schmutziges Wasser, aber von denen, die es wissen mußten, wurde es als unschädlich bezeichnet. Gegen Abend endlich kamen wir an unserem Ziel an, und ein Eingeborener zeigte uns einen Wassertümpel, an dem wir Lager bezogen. Mein schwarzer Koch, der alte bärtige, bei vielen Ostafrikanern wohlbekannte „Baba", hatte mit uns Reitern fast Schritt gehalten, war unserer Spur gefolgt und war in kürzester Zeit auch da. Schnell hatte er für sich sein

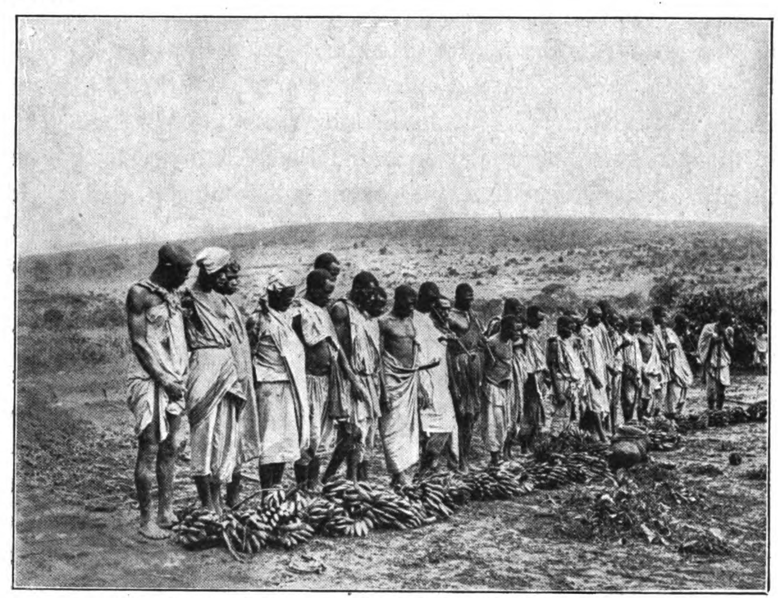
Ugali (Brei) zurechtgemacht und saß behaglich schmatzend im Lager. Neidisch sahen ihm alle zu; denn wir hatten nichts und warteten auf unsere Lasten und die nachfolgende Truppe. Aber niemand kam, und wir legten uns hungrig schlafen. Der Retter in der Not nahte aber in Gestalt einer prachtvollen Säbelantilope, die bei fast tageshellem Mondschein zur Tränke kam. Fast gleichzeitig krachen die beiden Schüsse zweier meiner Begleiter, der jagderprobten Buren van Rooyen und Nieuwenhuyzen. Wie elektrisiert waren wir aus unseren Decken emporgeschnellt, und nach kurzer Zeit brieten die ersten Stücke des delikaten Wildbrets am Spieße.

Am nächsten Tage erreichten wir den Untungisee. Von den nachfolgenden Truppen fehlte jede Spur. Sie hatten uns im Pori verloren und sich fast alle so gründlich verlaufen, daß ein Teil derselben erst nach Tagen in der Gegend von Utete, also weit von uns entfernt, am Rufidji auftauchte. Es dauerte noch tagelang, bis alles beieinander war. Ich hatte geglaubt am Untungisee und in der ganzen Gegend des Rufidji wohlgefüllte Magazine vorzufinden. Das war meine Absicht gewesen, als wir aus den reichen Gebieten nördlich des Rufidji mit Anspannung aller Kräfte die Verpflegung nach Süden schafften. Aber es war ganz anders gekommen.

Im Etappengebiet waren viel mehr Träger und viel mehr Personal gehalten worden als nötig war. Auch an den kleinen Orten lagen eine Menge Leute herum, die im günstigsten Falle nichts anderes taten, als ihre eigene Verpflegung zu holen und aufzuessen. Oft war es so, daß das, was vorn gesammelt wurde, rückwärts von Leuten aufgegessen wurde, die nichts oder ganz Nebensächliches leisteten. Es gab auch in Afrika zu viele Leute, die lieber Nebensächliches als Wichtiges taten. Nur ein eiserner Besen konnte da Wandel schaffen. Tausende und Abertausende von Nichtstuern hatten hier unsere Bestände aufgegessen, die mit

großen Anstrengungen von der fechtenden Truppe gesammelt waren. Da war guter Rat teuer. Erstens mußte sofort in den südlichen Gebieten wieder angebaut werden. Aber das Heranwachsen dieser Verpflegung dauerte Monate. Diese Monate mußten wir also noch am Rufidji bleiben und hier leben und den Feind so lange zurückhalten, bis hinter uns neue Verpflegung gewachsen war. Wovon aber leben? Einige hundert Hektar Mais fanden wir, die aber noch kaum reif waren. Die Truppe durfte nicht fort, mußte sich in dem verpflegungsarmen Gebiet, in dem sie gerade war, halten. Die Erfüllung dieser Aufgabe war schwierig, und es mußte sofort etwas geschehen: die Abschaffung aller Esser, die für die Kriegführung der nächsten Monate nicht unbedingt notwendig waren. So wurden Tausende von Trägern und Arbeitern des Etappengebiets nach ihrer Heimat entlassen. Die großen Nachteile mußten wir mit in Kauf nehmen. Kein Europäer durfte von jetzt ab mehr als fünf Farbige haben. Das klingt für europäische Ohren reichlich, ist aber für afrikanische Verhältnisse direkt unerläßlich: mindestens ein Mann oder Junge, der kocht und die persönlichen Dienste verrichtet, dazu die Leute, die alles Eigentum an Bekleidung, Verpflegung, Decken, Zelte, Material usw. tragen müssen. Wenn man bedenkt, daß in Afrika für den reisenden Beamten 11—13 Träger, außer den 2—3 persönlichen Dienern, erlaubt waren, so wird man verstehen, wie hart diese vom Kommando befohlene Beschränkung war und welchen Sturm der Entrüstung sie erregte. Glücklicherweise konnte ich allen Einwendungen, die mir vom gesundheitlichen Standpunkt aus gemacht wurden, die einfache Tatsache entgegenhalten, daß ich selbst seit Monaten mit knapp 2—3 Leuten, also im ganzen mit vier Schwarzen auskam und dabei gesund geblieben war. Besondere Dankbarkeit empfinde ich noch jetzt, daß die Offiziere der Truppe, wie bei so vielen anderen Gelegenheiten, die Notwendigkeit dieser unbequemen Maßregel einsahen und mit bestem Beispiel voran-

gingen. Sie hatten die richtige Auffassung vom Beruf des Offiziers, der keine besonderen Bequemlichkeiten für sich beanspruchte, sondern gerade in erster Linie die unvermeidlichen Unbequemlichkeiten auf sich nahm. Ich glaube, daß bei allen Soldaten und Nichtsoldaten bis in die höchsten Zivilstellen hinauf nicht einer ist, der die anfangs so hart bekämpfte Maßregel jetzt noch verurteilt.



Eingeborene bringen auf Befehl Verpflegung (Bananen).

Aber trotz alledem blieb die Verpflegung doch noch knapp.

Auch die holde Weiblichkeit mit schwarzer Farbe hat uns manche Not gemacht. Die „Damen“ der Kompagnien, die sonst so braven Askarifrauen, wurden freundlichst aufgefordert, sich nach Süden zu verfügen, wo sie es besser hätten und uns nicht mehr zur Last fielen. Man hatte für die Tage ihrer Reise mit Mühe und Not die nötige Verpflegung aufgetrieben. Aber schon nach

einem kurzen Marsch blieben sie einfach liegen und erklärten, weiter gingen sie nicht, futterten in der kürzesten Zeit alles, was man ihnen gegeben hatte, auf, und schrien nun nach mehr. Einige fielen sogar über den Europäer her, der den Transport führen sollte, und verprügelten ihn. Auch unter der schwarzen Farbe machte das holde Geschlecht von den Vorzügen der Milde und Sanftmut nicht immer den gewünschten Gebrauch. Schließlich kamen wir aber auch über diese Schwierigkeiten hinweg. Niemand von uns ist verhungert. Wenn es auch keine Mastkur war, die Zeit am Rufidji, so hatte sie doch den großen Vorteil, daß wir uns zu helfen lernten. Wenn man den Askari die Lage richtig auseinandersetzte, sahen sie die Schwierigkeiten ein und waren ganz verständig. Der knurrende Magen wurde von Zeit zu Zeit wieder reichlich mit Fleisch gefüllt. Ich entsinne mich, daß bei uns am Untungisee etwa 200 Schwarze an einem Tage zwei starke Büffel und einen Elefanten restlos aufaßen.

Täglich notierte ich mir die Bestände unserer Magazine. Ende Februar waren sie fast ganz erschöpft. Ein glücklicher Zufall brachte mir in dieser Verlegenheit Hilfe. Ich bekam eines Tages bei Hauptmann Tafel ein sehr schönes Gericht aus jungem Mais vorgesetzt, der wie Spargel zubereitet war. So kamen wir auf die Maisfelder südlich des Rufidji zu sprechen. Diese saßen voll von Frauen und anderen Eingeborenen, die dort wie ein Flug Zugvögel eingefallen waren und von den jungen, ganz unreifen Früchten lebten. Das war so unwirtschaftlich wie möglich. Es brachte mich aber doch auf den guten Gedanken, im Notfall diesen jungen Mais schon zu benutzen. Wir versuchten, ihn künstlich auf einer Darre notreif zu trocknen, und bekamen auf diese Weise ganz gutes Mehl. Es wurden nun von Tag zu Tag die reifsten Kolben geerntet, und da das übrige immer weiter reifte, so besserte sich die Lage von Tag zu Tag. Schon Anfang März wurde die tägliche Portion auf 700 Gramm, also fast auf die volle Höhe

wieder heraufgesetzt. So waren wir glücklicherweise wieder einmal aus der allergrößten Not. Um in Zukunft nicht wieder in schwierige Lagen zu kommen, schickten wir militärische Kommandos voraus nach Süden, die nun zusammen mit den Zivilstellen dafür zu sorgen hatten, daß für die Zukunft die Magazine gefüllt waren.

Wenn ich nun auch so lange Zeit nur vom Essen gesprochen habe, so soll das nicht bedeuten, daß wir sonst nichts Vernünftiges zu tun hatten; im Gegenteil, trotz der schlechten Verpflegung gingen die Kampfpatrouillen unausgesetzt auf Beute aus, und die vielen einzelnen Gefechte verliefen für den Feind meist recht ungünstig. Der lange Krieg hatte eine große Zahl tüchtiger Unterführer erzeugt, und das Beispiel, wie es der später gefallene Oberleutnant Kröger gab, rief unbegrenzte Unternehmungslust und Wagemut hervor. Ohne nach der Stärke des Feindes zu fragen, war er häufig mit wenigen Mann im dichten Busch dem Feind sofort mit aufgepflanztem Seitengewehr und Hurra zu Leibe gegangen und hatte so auch bei den Askari Schule gemacht. Auch farbige Patrouillenführer taten sich hervor, so der brave Effendi (schwarzer Offizier) der 4. Feldkompagnie, der mit seiner Patrouille eine ganze feindliche Kompagnie in selbständigem Gefecht schlug.

Ein Zeichen für die bevorstehende Regenzeit sind die Wanderungen der Ameisen. In Afrika gibt es eine Menge Ameisen. Eine besonders gefährliche Sorte sind die weißen Ameisen, die man Siafu nennt. Diese weißen Ameisen fressen alles Holzwerk, das sie finden, restlos weg. Ganze Bäume untergraben sie, höhlen sie aus, bis sie umfallen, und bilden große Ameisenhaufen aus harter Erde. Diese Hügel sind bis 5—6 m hoch und waren uns in Afrika ein sehr willkommener Schutz in Gefechten zur Deckung und als Maschinengewehrstellungen. Wenn diese Ameisenzüge plötzlich im Lager erscheinen, so gibt es ein großes Leben, Unruhe überall, und jeder sucht ihnen auszuweichen. Wenn sie bei Nacht in das Zelt eindringen, so ist der Betreffende sofort im Schlaf ge-

stört, ist in wenigen Minuten bedeckt von diesen Ameisen, wirft seine Kleider ab, man muß ihm zu Hilfe kommen, um ihn von den Hunderten und Tausenden dieser kleinen Tiere, von denen er zerbissen und zerstochen wird, zu befreien. Unsere Jungens streuen dann Asche über das Feld, denn über die Asche kommen sie nicht hinüber.

Eines Tages gab es einen Feldgottesdienst, alles saß im großen Kreise um den Feldprediger und wunderte sich, als dieser plötzlich unruhig wurde, von einem Bein auf das andere sprang, sich kratzte und juckte und plötzlich um Entschuldigung bat, seine Predigt kurz abbrechend, das Weite suchte. Dort warf er seinen Rock ab, wälzte sich im Gras; er war von oben bis unten mit Siafus bedeckt. Einige seiner Zuhörer liefen ihm zu Hilfe, klopften ihn ab und nach einer Viertelstunde gründlicher Reinigung erst konnte er seine Predigt wieder fortsetzen, die die Ameisen unterbrochen hatten. Ein andermal halfen uns die Ameisen, eine feindliche Patrouille gefangennehmen, und das ging folgendermaßen zu. Auf einer freien Fläche hatten sich in guter Stellung eine englische Patrouille eingegraben, an die wir nicht herankonnten, weil sie ein gutes Schußfeld hatten. Während wir berieten, was zu tun sei, zeigte plötzlich der englische Führer die weiße Fahne. Im selben Augenblick erhoben sich alle Engländer, streckten die Hände in die Luft und kamen ohne Gewehre auf uns zugelaufen, laut schreiend und die Röcke abwerfend. Die Ursache waren die Ameisen, die unversehens in großen Zügen die Engländer überfallen hatten und vor denen sie sich nicht zu retten wußten.

Als nun 1917 die Züge der Ameisen die großen Regen angekündigt hatten, waren Frauen, Kinder und alles, was nicht kämpfte, auf das Nordufer des Rufidji übergesetzt worden und von dort weiter nach Daressalam abgeschoben worden. Das gab wieder eine große Aufregung, und ich galt für den Bösen, der die armen Unschuldigen dem Feind aussetzte. Was sollte ich tun?

Wir konnten sie nicht mitnehmen, zu essen war nichts da. Es blieb nichts übrig, als sie zum Feind zu schicken. Und es war gut so, denn die Regen, die Ende März einsetzten, waren 1917 ganz besonders stark. Unser etwas erhöht liegender Platz am Untungisee wurde zu einer Insel, und morgens, wenn man aufwachte, stand das Wasser schon um die Hütten. Wir mußten uns immer höher hinaufziehen, und der Verkehr zum Rufidji war nur durch Boote möglich. Viele unserer Leute sind in dieser Zeit im Wald ertrunken, andere flüchteten sich tagelang auf Bäume. Der Rufidji stieg so hoch über seine Ufer, daß die Europäerwohnungen an seinen Ufern und die Lazarettgebäude tief im Wasser standen, und es war ein Glück, daß die Engländer kamen und dort die Kranken, Frauen und Kinder mit sich nahmen. Unsere Trägerkarawanen, die Verpflegung brachten, marschierten tagelang bis zum Hals im Wasser, und die Truppe mußte allmählich nach Süden ziehen. Diese Regenmonate haben auch dem Feind so zugesetzt, daß er uns längere Zeit in Ruhe ließ. Dieser Zeitgewinn war für uns ein großer Vorteil, weil inzwischen unser Mtama (Hirse) heranreifte, und so sah die Zukunft wieder rosiger aus. Wir alle zogen nach Mpotora am Matandufluß. Von dort aus gab es wieder reichlich Arbeit, denn der Feind von Kilwa und Lindi stand mit neuen Truppen bereit. Wir mußten uns gegen diese wenden.

Sechster Abschnitt

Selbsthilfe

Was alles zum Brotbacken gut ist — Trotz aller sonstigen Anerkennung wirft mich mein Koch hinaus — Als Schuster habe ich mehr Glück — Mein Anzug wirkt nicht mehr ganz standesgemäß — Mein Wohlbefinden wird dadurch nicht beeinträchtigt — Not macht erfinderisch — Unsere wackeren Ärzte — Glänzend durchgeführte Einzelunternehmungen — Eine aus Baumrinde geflochtene Hängebrücke — „Halt's Maul, wir werden sie hinauswerfen" — Ein Ehrentag für uns, eine der schwersten Niederlagen für den Feind — Ein Wald- und Steppenbrand — Funkspruch aus der Heimat — Was beim Zahnarzte passiert

Die Weizenbestände des Hilfsschiffes gingen zu Ende, und es schien mir fraglich, ob man aus Mtamamehl allein ohne Zusatz von Weizenmehl würde Brot backen können. Ich glaubte damals noch, daß Brot für die Europäerernährung unbedingt notwendig wäre, und machte deshalb persönlich meine Backversuche ohne Weizenmehl. Diese fielen leidlich zur Zufriedenheit aus. Später, in der Not, haben wir alle ohne Weizenmehl vortreffliches Brot gebacken. Die Methoden waren sehr verschieden. Wir haben gutes Brot nicht nur aus Mtama, sondern auch aus Mohogo, aus Süßkartoffeln, aus Mais, kurz von fast jedem Mehl und in verschiedenartigsten Mischungen gebacken und ihm je nachdem durch gekochten Mais, gekochtes Mtama auch die gewünschte Schmackhaftigkeit verliehen. Um den ängstlichen Gemütern vorzumachen, daß alles geht, wenn man selber zupackt, kniete ich oft mit unserem guten Baba zusammen in der Küche und manschte zu seiner und meiner Verzweiflung so lange in den Töpfen herum, bis er mich schließlich hinauswarf und sagte: „Wenn du auch sonst allerlei verstehst, davon verstehst du jedenfalls nichts. Laß

mich nur machen, und was du jetzt selber gebacken hast, das könnt Ihr auch selber essen!" So aßen wir denn, die Herren im Kommando mit mir meine verschiedenen selbstgebackenen Brote. Ich weiß nicht, ob die andern aus Höflichkeit, oder weil das Brot wirklich ganz gut schmeckte, damit zufrieden waren, jedenfalls war es interessant, auch die Geheimnisse dieser Kunst zu ergründen. Aber ich gab es dann auf, mit meinem guten Baba zu wetteifern. Als er kein Weizenmehl mehr bekam, schaffte er es auch ohne das.

Auch die Bekleidung erforderte Beachtung. Eine Stiefelnot war in Sicht. Meine Beobachtungen zeigten mir bald, daß der Europäer zwar auf leidlichen Wegen, keinesfalls aber durch den Busch barfuß gehen kann. Meine zerschundenen Füße und Beine waren ein trauriger Beweis dafür, daß es ohne Stiefel jedenfalls nicht gehen würde. Ganz mit Pflastern beklebt, mußte ich wieder so lange zu Hause sitzen, bis alles zur Not geheilt war. Täglich hat unser Stabsarzt längere Zeit an mir herumgeklebt, bis alle Dornenlöcher und Risse einigermaßen ausgeheilt waren. Dann versuchte ich es mit Sandalen, die jeder leicht aus irgendeinem Stück Leder herstellt. Diese waren zwar eine Aushilfe, ersetzten aber nicht die Stiefel. Für alle Fälle ließ ich mich im Gerben von Leder mit der Hand unterweisen und habe mir unter Anleitung auch einen Gegenstand verfertigt, den man zur Not als einen linken Stiefel bezeichnen konnte, wenn er auch eigentlich ein rechter hatte werden sollen. Diese meine selbstgemachten Stiefel erlangten weithin Berühmtheit; selbst die Askari guckten mit scheuen Blicken nach diesen eigenartigen Machwerken. Da, wo sie mich drückten, hatte ich jedesmal einen Schlitz hineingeschnitten. So ein Stiefel sah aus wie ein Landsknechtsärmel, überall guckte ein Stück Fuß oder Strumpf hervor.

Auch meine sonstige Aufmachung stach nicht besonders von den

Stiefeln ab. Meine Wickelgamaschen stammten von Anno dazumal und waren durch die Dornen nicht besser geworden. Die Knie waren frei. Eine kurze Hose hatte ich mir selbst geschneidert. Die Grundfarbe der Hose bildete früher ein gewisses Braun aus einer Baumwurzel. Damit hatte ich mir Hemd und Hose damals selbst gefärbt. Auch mein Hemd war eigenes Fabrikat. Unter Anleitung meines Jungen hatte ich es mir zugeschnitten. Vorn und hinten war ziemlich ohne Unterschied. Um Stoff zu sparen, hörten die Ärmel schon gleich am Oberarm auf. Mit einem dünnen Lederriemen wurde die ganze Herrlichkeit zusammengehalten. Stehkragen gab es auch nicht, dafür aber blieben Hals und Brust frei und wurden von der Sonne beträchtlich angebräunt bzw. geröstet. Einen Rock trug schon lange niemand mehr. Auch Achselstücke hatte ich mir abgewöhnt bzw. niemals angewöhnt, so daß es manchmal vorkam, daß ich in diesem Aufzug nicht voll anerkannt wurde, wenn ich durch irgendeinen Askariposten auf Erkundungswegen vorbeikam. Als ich eines Tages einem Askari, der mich nicht durchlassen wollte, sagte, ich wäre der Kommandeur, antwortete der Tapfere: „Das kann jeder sagen. Scher dich weg, sonst schieße ich gleich. Geh nach Hause und leg' deine Achselstücke an." Meine Kopfbedeckung war auch schon ziemlich von vorgestern. Alte Flicken aus einer Kordhose mußten die Löcher decken, und ein etwas unregelmäßiger Kriegsbart verschönte das Kinn. Kurz das Ganze war vollständig angepaßt der Gegend und den Zeitumständen. Ich selbst fühlte mich in diesem Aufzug ganz behaglich. Meine Umgebung fand zwar manchmal, es würde mir nicht schaden, wenn ich wieder einmal bei einem Friseur vorsprechen würde oder mal eine neue Hose geschenkt bekäme. Die schönen Zeiten sind vorüber. Ich freue mich noch nachträglich, daß ich sie gehörig ausgenutzt habe.

Für den Europäer ist es sehr erwünscht, wenn er die einfachste Grundlage aller Handwerke so weit kennt, daß er sich zur Not

helfen kann; so z. B. aus dem Leder der Antilope, die er heute erlegt, in einigen Tagen einen Stiefel herzustellen, oder einen solchen wenigstens gebrauchsfähig zu machen, ohne daß ihm die Hilfsmittel der Heimat zur Verfügung stehen, oder ein Warenhaus zur Stelle ist, wo man alles kaufen kann. Ein Nagel muß als Pfriem, ein Baumast als Leisten dienen. Der Zwirn wird aus dem zähen Leder einer kleinen Antilope geschnitten. Tatsächlich sind wir aber nie in eine wirkliche Notlage in dieser Beziehung gekommen, denn immer hat uns Beute wieder die notwendige Ausrüstung und Kleidung beschafft. Manchen Beutesattel haben wir verwendet, um aus ihm Stiefelsohlen und Flicken zu schneiden.



Lettow-Vorbeck im Busch.

Immerhin gab es Zeiten, wo unsere Kleidungsstücke und Tropenhüte zu Ende gingen und wir darauf sehen mußten, neue zu bekommen und diese bei den Engländern zu holen. Das paßte unseren Schwarzen; denn auch sie hatten es nötig, ihre Ausrüstung zu ergänzen. Auf einen Tropenhut waren fünf Rupien gesetzt als Belohnung. In einem Gefecht sah Oberleutnant von Ruckteschell im Handgemenge einen unserer Chargen einen Engländer anfallen, um ihn lebendig zu greifen. Es gab ein heftiges Ringen zwischen den beiden, das damit endete, daß der riesige Engländer unserem Askari einen ungeheuren Boxschlag ins Gesicht versetzte, worauf

der andere zu Boden stürzte, der Engländer aber von einem anderen ihm zu Hilfe kommenden Askari gefangen wurde.

Bei einem Besuche des Lazaretts fand ich den alten Chargen, der schon vierzehn Tage dort mit ganz verbundenem Kopfe lag. Geschwollen und entstellt erzählte er mir diese Geschichte und fragte nach dem Tropenhut, den er sich doch verdient hätte. Er beklagte sich über den Engländer, daß der ihm derart ins Gesicht geschlagen hätte, und sagte: „Er hatte Fäuste wie ein Elefant, und wenn ich das gewußt hätte, daß dieser Elefant mich so behandeln würde, ich hätte unsern Herrn Leutnant gebeten, mit der Kanone auf ihn zu schießen. Unsere Europäer sind nicht so grob, so einer alten Charge ins Gesicht zu schlagen. Ich wollte doch nur seinen Tropenhut von ihm. Diese fünf Rupien haben mich jetzt vierzehn Tage Lazarett gekostet."

Mehr und mehr gelangte fast jeder Europäer auf den Standpunkt des südafrikanischen Treckers und war sein eigener Handwerker, natürlich nicht immer in eigener Person, aber innerhalb des kleinen Haushaltes, den er mit seinem schwarzen Koch und seinem schwarzen Diener selbständig führte. Viele hatten auch einen kleinen Hühnerhof bei sich, der in Körben getragen wurde, und das Hahnenschreien verriet die deutschen Lager, ebenso wie es uns die Ansiedlungen der Eingeborenen verriet. Es wurde deshalb befohlen, daß Hähne nicht mehr zu krähen hätten, und wenn sie das nicht einsehen wollten, gerieten sie in den Suppentopf, und die mitgenommenen Hühner mußten ihre Eier in der Stille legen.

Die wichtige Salzfrage wurde von den Truppen bei Kilwa sehr einfach durch Verdunsten des Meerwassers gelöst. Im Innern fing man an, als das Salz knapp wurde, salzhaltige Pflanzen zu suchen, deren Asche ausgelaugt wurde. Einen Fingerzeig hierfür gaben uns die Eingeborenen der Gegend, die ihren Salzbedarf

auf diese Weise deckten. Das so gewonnene Salz war nicht schlecht. Man brauchte aber große Mengen von diesem Gras, um etwas Salz zu erhalten, und allermeist fanden wir Beutesalz genug.

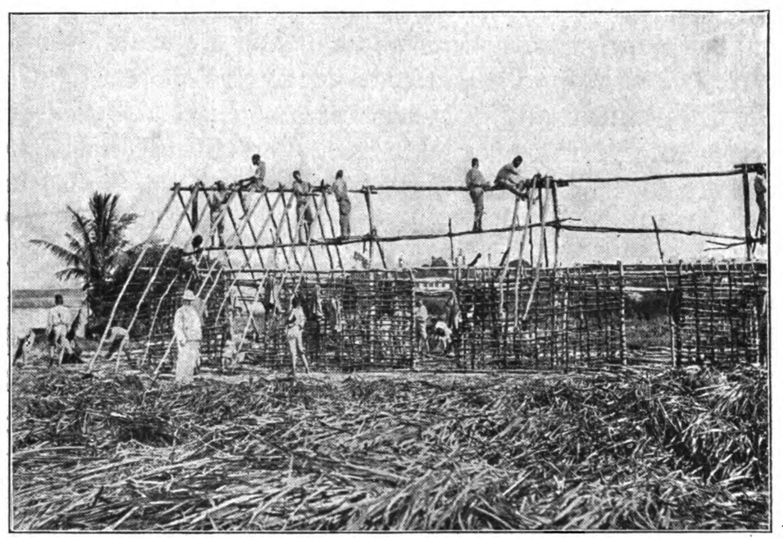
Der große Elefantenreichtum lieferte viel Fett. Zucker wurde ersetzt durch den prachtvollen wilden Honig, der in großer Menge gefunden wurde. Die Truppen hatten einen gewaltigen Fortschritt in der Beschaffung ihrer Verpflegung gemacht, wußten auch Feldfrüchte notreif zu machen und sich auf diese Weise vor Mangel zu schützen.

Es verdient an dieser Stelle besonders hervorgehoben zu werden, daß das Sanitätswesen in den wechselnden schwierigen Verhältnissen des Feldlebens es verstanden hat, die besonders wichtige Frage des Chinins und des Verbandzeugs glänzend zu lösen. Unser Chinin, der sogenannte „Lettow-Schnaps", hatte freilich einen verteufelten Geschmack. Um Verbandstoffe genügend zur Stelle zu haben, wurden beim Schwinden der Leinwandbestände auch Kleidungsstücke allerlei Art desinfiziert und nach Benutzung durch erneutes Auskochen wiederum brauchbar gemacht. Von den Eingeborenen lernten wir auch die Rinde des Myombobaumes verwenden. Die guten Mohren hatten ebenfalls, als sie sich keine Tücher und Kleider mehr kaufen konnten, wieder nach alter guter Sitte sich aus dieser Baumrinde ihre Bekleidung beschafft, indem sie sie nach Beklopfen des Stammes abzogen, dann auf eine praktische Art weich und biegsam machten und auch, um den Frauen zu gefallen, mit verschiedenen Farben färbten. So machten wir uns daraus Verbandzeug und zum Transport der Verpflegung auch Säcke. Das ärztliche und Apothekerpersonal hat das Menschenmöglichste getan, um die Truppen gesund und lebensfähig zu erhalten.

Auf gleicher Höhe stand die chirurgische Tätigkeit. Die Lazarette, die während des ersten Teiles des Feldzuges meist in

massiven Gebäuden untergebracht waren, und seit diesem Jahr ständig mit Platzwechsel arbeiten mußten, mußten sich in bewegliche Kolonnen umgewöhnen, die in jedem Augenblick mit allen Kranken und allen Lasten aufgepackt werden mußten und der Truppe auf ihren vielen Hin- und Hermärschen im gleichen Zeitmaß folgten. Alles nicht unbedingt Notwendige mußte zurückbleiben. Die Vorbereitungen für eine chirurgische Operation wurden ebenfalls immer mehr oder weniger improvisiert. Der Ort dazu war meist eine soeben erst hergestellte Grashütte oder ein Grasdach oder eine aufgespannte Zeltbahn. Trotzdem sind unseren Stabsärzten, dem Stabsarzt Müller, Regierungsarzt Tierfelder, Stabsarzt Kudicke u. a. schwere Operationen, Amputationen usw. in allerbester Weise geglückt. Wenn irgend möglich, bauten sich die Lazarette schnellstens in einer großen Reihe von kleinen Grashütten, für die Europäer meistens kleine Einzelhütten und für die Schwarzen größere, wo mehrere dann zusammenlagen. So ein Lazarett entstand in wenigen Tagen und machte den Eindruck eines kleinen Dorfes. Unsere Verwundeten hatten es dort recht gut. Das Vertrauen unserer Schwarzen zu den Ärzten war unbegrenzt. Im Gegensatz zu den englischen Ärzten hatten unsere deutschen jeden Schwarzen genau so gut behandelt wie jeden Weißen. Für sie gab es keinen Unterschied zwischen schwarz und weiß, wenn einer krank war, wurde ihm geholfen. Mit derselben Sorgfalt wurde der dreckigste Buschneger gewaschen und verbunden und das anerkannten unsere guten Mohren mit großer Dankbarkeit. Das Vertrauen, das auch feindliche Soldaten zu den deutschen Ärzten hatten, war voll berechtigt. Die erfolgreiche und hingebende Ärztetätigkeit stärkte bei Weißen und Schwarzen das gegenseitige Vertrauen ganz gewaltig. So befestigte sich mehr und mehr das feste Band, das die verschiedenartigsten Elemente der Truppe bis zum Schluß als ein geschlossenes Ganzes zusammenhielt.

Unsere Askari waren jederzeit unsere Kameraden. Der Engländer, der fast nie seine Sprache spricht, tritt ihm nur als Herr gegenüber, wir Deutschen bemühten uns, die Sprache unserer Waffenbrüder zu lernen, wir hörten uns geduldig die längsten Reden der Neger an, der gern sein Herz ausschütten will, und sahen in ihm den treuen Mitstreiter für Kaiser und Reich. Und das merkt der Schwarze sehr wohl; denn er hat ein feines Gefühl für



Bau eines Hospitals für Askari und Eingeborene.

den Wert der Menschen, beobachtet scharf und ist ein unbestechlicher Richter über den Charakter, den er bald durchschaut. Köstlich war z. B. seine Unterscheidung der Weißen, die er je nach ihrem Werte in Typen einteilte: so den des „großen Herrn", den des „kleinen Herrn" und den des „europäischen Buschnegers".

Bei Kilwa hatten unsere Abteilungen Göring und Lieberman sich dem Feinde gegenüber fest eingebaut und in allerlei günstigen Gefechten dem Gegner recht fühlbar zugesetzt. Es wimmelte in

der Gegend von Kilwa von unseren Kampfpatrouillen. Mehrere feindliche Magazine wurden überrascht und die Besatzungen zum Teil niedergemacht. Bei einer dieser Gelegenheiten drang der später gefallene, brave Feldwebel Struwe mit einem großen Teil der 3. Feldkompagnie geschickt in das Innere eines Magazins ein und fügte von hier aus, gedeckt durch die Mehlsäcke, dem Feinde, der von außen her in großer Zahl erschien, schwere Verluste zu und schlug ihn zurück. Aber es war schwierig, aus dem Magazin von den guten Sachen viel mitzunehmen. So mußte sich die Patrouille damit begnügen, nachdem sie sich die Taschen vollgestopft und die Tornister gefüllt hatte, den Hauptteil der Bestände zu verbrennen. Es trat auch der bei der Patrouillenführung gewiß seltene Fall ein, daß ein Feldgeschütz mit auf Patrouille ging, nach sorgfältiger Erkundung in der Nähe von Kilwa die Küste erreichte und mehrere dort in größter Ruhe ahnungslos vor Anker liegende Transportschiffe gründlich beschoß.

Ein andermal wurde Hauptmann von Lieberman mit der 11. und 17. Kompagnie und zwei Geschützen angegriffen und die 17. unter Oberleutnant zur See Büchsel machte einen so wuchtigen Flankenstoß, daß er nacheinander mehrere Askarikompagnien des Feindes über den Haufen warf und diese sowie das 40. indische Pathan-Regiment in wilder Flucht davonliefen. Der Feind ließ über 70 Tote liegen. Wie später die Engländer erzählten, war es nur ein Zufall, daß wir die Geschütze, die in einem Fluß steckenblieben, nicht gefunden haben. Ich hatte den Eindruck, daß der Feind wieder einmal ziemlich erschöpft war. Seine Kräfte reichten nicht. Schon aus Hinterindien hatte er Batterien herangezogen und eine große Anzahl neuer Askarikompagnien aufstellen müssen.

Bei Lindi schien die Sache weniger günstig. Allerlei Truppen, die vor Kilwa gestanden hatten, waren per Schiff nach Lindi gebracht.

Auch General O'Grady, der bei Kibata sich mit uns gerauft hatte, tauchte bei Lindi auf. Wie früher von Kilwa her, schien jetzt alles von Lindi aus hinter unserem Rücken in das Innere des Landes hineinmarschieren zu wollen. Dort stand Kapitän zur See Looff mit seiner Abteilung. Mehrere Angriffe waren bereits von den Unsern zurückgeschlagen. Dazu schickte ich noch Abteilung Kraut und Abteilung Rothert mit je drei Kompagnien. Aber die Regenzeit machte uns einen starken Strich. Schon der Übergang über den Matandufluß war schwierig gewesen. In der Trockenzeit nur aus wenigen Tümpeln bestehend, hatte sich jetzt das Wasser aller Regen, die im Dondeland niederfielen, schließlich im Tal des Matandu vereinigt, und es war ein reißender, gewaltiger Strom entstanden, so stark etwa wie die Fulda bei Kassel bei Hochwasser, der große Baumstämme mit sich riß und Felsblöcke wälzte. Unter Benutzung einer Strominsel hatten kundige Eingeborene breite Pflöcke eingerammt und Brücken für Fahrzeuge hergestellt. Aber plötzliches Hochwasser riß diese immer wieder fort und mehrere Leute ertranken dabei. Eine weiter unterhalb gebaute Brücke hatte dasselbe Schicksal. Eine schmale Hängebrücke, die an aus Baumrinde geflochtenen Seilen hing, war nur für unsere Lasten ein geringer Notbehelf, da diese immer wieder naß und durch die heiße Sonne ausgedörrt, schließlich mürbe wurden und reißen mußten. So dauerte es ziemlich lange, bis die Abteilung Rothe endlich über den Fluß hinüberkam und nach Lindi marschieren konnte. Dort übernahm General Wahle den Befehl, wurde aber allmählich durch den starken Feind weiter auf Lukoledi zurückgedrängt. Ich mußte mit meinen Kompagnien zu Hilfe kommen und marschierte, um den Feind zu überraschen, so schnell wie möglich in einigen Tagemärschen dahin ab. Unterwegs trafen wir allerlei Eingeborene, die uns verdächtig vorkamen. Es stellte sich dann heraus, daß der Gegner die Absicht hatte, uns einen Streich zu spielen. Dann am nächsten Morgen früh, am 30. Juni, hörten wir plötzlich in den Lagern unserer

11*

Kompagnien bei Lutende heftiges Gewehrfeuer. Ein unvorsichtig angelegtes Lager war überraschend von rückwärts angegriffen und die jungen Askari dieser Kompagnie waren hinausgeworfen worden. Einer dieser Rekruten klagte einem alten Betschausch (Sergeant), daß der Feind ihnen alles weggenommen habe. **Niamaza we tutawäfukusa** (Halt's Maul, wir werden sie hinauswerfen) war die stolze Antwort, die dem abgebrannten Jüngling sofort das Maul stopfte und ihn beschämte. Die Antwort dieses Betschausches war in der Tat die beste Kennzeichnung der Lage. Der Feind, aus mehreren Kompagnien des 5. indischen Regiments und einigen Schwarzen bestehend, hatte geglaubt, bei Lutende nur einen schwachen deutschen Posten zu finden. Unvorsichtig war er in unsere ungünstig angelegten Verschanzungen eingedrungen und war nun seinerseits in der unangenehmen Lage, von allen Seiten aus dem umgebenden Busch konzentrisches Feuer zu erhalten. Alle Unterführer handelten auch ohne Befehl selbständig und griffen sofort ein. Dem Feind ging es nun sehr schlecht. Unser guter Stabsarzt Mohn, der später gefallen ist, war vorübergehend mit seinem Verbandplatz in die Hände des Feindes geraten und berichtete, wie außerordentlich unangenehm unser starkes, von allen Seiten auf kurze Entfernung rasselndes Maschinengewehrfeuer gewirkt hätte und wie groß die Panik war, die beim Feinde entstand. Was nicht fiel, tobte durcheinander. Keiner dachte daran, unseren Feldarzt mitzunehmen, jeder suchte sich nach einer anderen Richtung hin zu retten. In wilder Flucht stob alles davon, und viele verirrten sich so, daß sie noch nach Tagen halb verhungert sich uns gefangen gaben. 120 Gefallene wurden durch uns beerdigt. Außer unserer Munition, die der Feind vorübergehend in Besitz genommen hatte, fielen auch dessen eigene Munition, die er gerade bekommen hatte, sowie einige hundert Gewehre und einige Maschinengewehre in unsere Hand. Auch der englische Regimentskommandeur, der später an einer Wunde starb, war unter den Gefangenen. Durch

diesen guten Erfolg kam die Lage bei Lindi zu einem gewissen Stillstand.

Aber dem englischen General Hoskins, der General Smuts abgelöst hatte, folgte wieder ein Bur, der General van Deventer. Damit kamen auch wieder aus Südafrika neue Europäertruppen heran. Bei Kilwa und Lindi ging's wieder von neuem los. Südlich Kilwa griff der Feind mit drei Brigaden unsere neun Kompagnien an. Hauptmann von Lieberman verstand es in außerordentlich geschickter Weise, mit der feindlichen Übermacht fertig zu werden. Bei Unindi schlug er den Feind mit starken Verlusten zurück. Aber das schneidige Vorstürmen unserer Kompagnien verursachte auch auf unserer Seite erhebliche Opfer.

Trotz diesem Erfolge bei Unindi hatte die große Überlegenheit des Feindes Hauptmann von Lieberman zum allmählichen Ausweichen nach Süden unter steten Gefechten veranlaßt. Mir schien der Augenblick günstig, durch einen schnellen Abmarsch mit meinen verfügbaren Kompagnien und der Gebirgsbatterie bei Lieberman überraschend einzugreifen und vielleicht eine Gelegenheit für eine gründliche Niederlage des Feindes wahrzunehmen. In flotten Märschen rückten wir von Lutende direkt nach Norden ab, überschritten den Mbemkuru, der wieder ein unbedeutendes Flüßchen geworden war. Schwärme wildgewordener Bienen veranlaßten uns zu einem kleinen Umweg. Dann ging es weiter nach Norden, in die Berge von Ruawa.

Es dauerte lange, bis die Truppe mir nachgekommen war. Wenn ich so, wie ich wollte, weitermarschiert wäre zu Lieberman, hätte die Truppe mir in dieser Schnelligkeit doch nicht folgen können. So mußte ich notgedrungen warten, bis allmählich, spät in der Nacht, die Kompagnien alle eintrafen. Wir hörten Detonationen aus der Richtung der Abteilung Lieberman, da ich dann aber später nichts mehr hörte und auch die ausgesandten Patrouillen

meldeten, daß alles ruhig sei, glaubte ich nicht an ein ernstliches Gefecht. Aber ich hatte mich geirrt. Gerade an dem Tage unserer Ankunft dort wurde am 29. Juli 1917 Abteilung Lieberman bei Narungombe den ganzen Tag über von einer feindlichen Division schwer angegriffen. Dieser Tag aber war ein Ehrentag für die Unsern und hatte dem zirka 6000 Mann starken Feind eine der schwersten Niederlagen des Feldzuges gebracht. Das 7. und 8. südafrikanische Europäerregiment war nahezu aufgerieben. Von Sonnenaufgang an bis Sonnenuntergang dauerte der Kampf. Immer wieder war der Feind in dichten Schützenlinien gegen die Fronten unserer Askarikompagnien angestürmt. Immer wieder war er durch unsere Gegenstöße zurückgetrieben worden. In dem teils dichten, teils lichten Buschgelände hatten unsere Kompagnien so gut es ging ihre Stellungen geschaffen und ihre Maschinengewehre eingebaut. Nun raste der Kampf in der Mitte und an den Flügeln, bald hier, bald dort stärker werdend, und Lieberman hatte vollauf zu tun, dem Drängen nach Munition Abhilfe zu schaffen, sie immer wieder denen, die mehr hatten, fortzunehmen und den andern, die zu wenig hatten, in die Linien zu werfen. Die tapfere 11. in der Front hatte schon morgens um 9 Uhr acht wellenartige Angriffe abgeschlagen und hatte sich fast völlig verschossen. Da mußten die Reservekompagnien ihre Munition vortragen, die Askari aber ließen sich nicht ablösen, waren so begeistert von dem Erfolg, daß sie den Reserven zuriefen: „Greift von den Flanken an, wir halten hier!" Flankenstöße auf beiden Seiten machte der Feind. So wogte das Gefecht den ganzen Tag über hin und her. Die Unsern mußten an allen Stellen zugleich sein. Wenn der rechte Flügel zu weichen begann, mußte vom linken Flügel Hilfe geholt und auf den rechten geworfen werden. Als unser kleines Geschütz seine Munition verschossen hatte, wurde es zurückgeschleppt, die Bedienungsmannschaften griffen zum Gewehr und stürmten in die nächste Lücke vor. Wir hatten die Wasserstelle, die Eng-

länder hatten kein Wasser. In dichten Haufen lagen ihre Toten vor den Maschinengewehren, aber auch die Unsern riefen nach Munition, und aller Ersatz war erschöpft. Ich war noch weit entfernt, konnte zu dieser Stunde noch nicht da sein, aber die Nacht kam, die rettende, und gab Freund und Feind Ruhe. Die Unsern hatten tatsächlich pro Mann noch zirka zwanzig Patronen. Der Feind aber war geschlagen. Ein Wald- und Steppenbrand war durch seine Minenwerfer entzündet und in seine eigenen Reihen hineingeweht worden, so daß eine große Zahl seiner eigenen Verwundeten verbrannte. Schließlich hatte die Masse seiner Truppen sich im wirren Durcheinander im Busch aufgelöst und war geflohen. Maschinengewehre, Massen von Gewehren und Hunderte von Munitionskisten hatte er auf dem Gefechtsfelde zurückgelassen. Leider waren die Unsern nicht darauf gekommen, bei dem Mangel an deutscher Mu- Munition sich mit feindlichen Gewehren und Patronen umzubewaffnen, die ja in Menge herumlagen. Aber dankbar war ich für diese herrliche Waffentat, welche die sieben tapferen Askarikompagnien unter der glänzenden Führung des Hauptmanns von Lieberman gegen die drückende Übermacht vollbracht hatten. Wie wir, die Abteilung Lieberman und ich, uns bei Miambia vereinigten, da fand ich die ganze Gesellschaft in glänzender Stimmung, und alle Kompagnien waren stolz darauf, den überlegenen Feind so schwer geschlagen zu haben. Von den zirka 6000 Mann hatte er 2000—3000 verloren, davon über die Hälfte tot. Die Stimmung dieses Tages war ausgedrückt in den Goetheworten, die Lieberman seinem Freunde schrieb:

„Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme der Götter herbei!"

Dieser heiße Tag hatte sich herrlich gelohnt. Der Kilwagegner war so aufs Haupt geschlagen, daß er sich wochenlang

nicht mehr rührte. Der Mut der Unsern war um ein gutes Teil erhöht und die Unternehmungslust wieder sichtlich gestiegen.

Unsere Kampfpatrouillen arbeiteten mit den erfreulichsten Erfolgen, so daß sie gelegentlich ganze Kompagnien des Feindes mit schweren Verlusten in die Flucht jagten. Dies war notwendig, denn diese zogen im Lande umher, um unsere Verpflegungsmagazine anzustecken und uns auf diese Weise aus der Gegend zu verdrängen. Auf alle Art suchte der Feind zu erkunden, wo wir steckten oder aber, auf welche Art. er zwischen uns hindurch und ohne Schaden vormarschieren konnte. Eine große Menge Flieger waren in dieser Zeit stets über unseren Magazinen und über unseren Truppen und richteten auch allerlei Schaden an. Eines Tages z. B. warfen sie unausgesetzt Bomben auf das Lager der Abteilung Köhl, der den Hauptman Lieberman abgelöst hatte, und trafen nicht nur gut in die Truppen, sondern auch in die Lasten, so daß manchen Europäern ihr ganzes Hab und Gut verbrannte. Solcher Schaden war immerhin recht fühlbar, denn keiner hatte mehr, als wie er brauchte, und so mußten alle Kameraden zusammensteuern, um den „abgebrannten" Unglücksraben einigermaßen wieder mit Eßgeschirr, Kochgeschirr, notwendiger Bekleidung usw. auszuhelfen.

Auch mit Parlamentären versuchte der Feind unsere Stellungen herauszukriegen. Diese Herren kamen nicht, wie sich's gehörte, von vorn, sondern mit ganz unwichtigen Briefen und Fragen manchmal von rückwärts in unser Lager. Auch die Eingeborenen wurden von den Engländern bearbeitet, bestochen mit Geld und Kleidern. Plötzlich waren im Süden ganze Dörfer verlassen. Von früher her kannten wir das als untrügliches Zeichen dafür, daß der Feind dort vorzudrängen beabsichtigte. Um diesem zuvorzukommen, rückte ich mit meinen Kompagnien wieder in die Lindistellung zu General Wahle. Dort erreichte uns ein gut aufgefangener, an mich gerichteter Funkspruch, der beim Eintritt in das vierte Kriegs-

jahr die Anerkennung Seiner Majestät des Kaisers zum Ausdruck brachte und mit allgemeinem Jubel begrüßt wurde.

Selten ist die Truppe so gut verpflegt worden, wie in der Gegend von Lindi. Große Felder von Süßkartoffeln und Mchogo breiteten sich aus, soweit das Auge reichte. Zuckerrohr gab es reichlich. Schon die zahlreichen Araberpflanzungen deuteten auf den Reichtum und die alte Kultur des Landes hin. Wir richteten uns also häuslich ein, und wenn auch die Gewehrkugeln häufig durch unser Lager flogen und die „europäischen Vögel" ihre Eier legten, so wurde doch durch diese kein Schaden angerichtet. Der Zahnarzt, der uns nach längerer Zeit endlich einmal wieder im Munde herumfuhrwerkte, hatte sein Atelier in einem Europäerhause aufgeschlagen und behandelte gerade einen Patienten, als eine Granate in das Zimmer einschlug. Wie der Raum untersucht wurde, stellte sich heraus, daß der Pflanzer seinen Dynamitbestand in dem Zimmer aufgehoben hatte. Glücklicherweise war dieses nicht getroffen, sonst wären Patient und Zahnarzt endgültig von allen Zahnschmerzen befreit gewesen. So aber kamen sie mit einem leichten Schreckschuß davon, und der Zahnarzt tröstete seinen Patienten, er könne froh sein, daß diese etwas große Plombe nicht gerade in seinen hohlen Zahn gefallen sei.

Der Zahnarzt hatte einen kleinen, sehr fixen Jungen zu seiner Bedienung. Des Name war Plombe. Dieser war durch den Luftdruck aus dem Fenster geflogen und kam dann allmählich wieder zum Vorschein, ganz beleidigt durch diese unliebsame Störung, und er machte seinem Herrn den Vorschlag, doch lieber ein anderes Haus zu suchen, wo keine Granaten durchs Dach fielen.

Alle deutschen Frauen und Kinder der Lindigegend, die geflüchtet waren und nicht wußten, wo sie bleiben sollten, sammelten sich auf der katholischen Mission Ndanda. Dort war auch ein militärisches Genesungsheim eingerichtet und ein größeres Lazarett entstanden. Die Väter und Schwestern dieser Mission trieben

einen schwunghaften Handel mit allerlei wohlschmeckenden Sachen, kleinen Kuchen, Fruchtsaft, Marmelade und dergleichen Dingen, die uns allen sehr willkommen waren. Die Bestellungen liefen in solchen Mengen auf der Mission ein, daß kaum der zehnte Teil des Gewünschten beschafft werden konnte.

Siebenter Abschnitt

Unsere Völkerschlacht bei Leipzig

Ein unaufhörliches Hin und Her — Wir nehmen den Engländern unsere eigene Post wieder ab — Der Feind weiß nicht, wo ich stecke — Kaffee mit blauen Bohnen — Ein feindlicher Offizier überbringt uns Patronen — Unsere 18. Oktober-Feier — Weiße und schwarze Helden — Klein, der schneidige Patrouillengänger, fällt — Unsere Opfer nicht umsonst — Munitionsmangel — Bitterschwere Entscheidungen — Oberleutnant Grundmanns Ungehorsam; „er konnte es nicht übers Herz bringen, in Gefangenschaft zu gehen" — Unritterlichkeit der Engländer — Unsere Schwarzen bleiben uns treu in Not und Tod — Unser Durchbruch aus der Umzingelung — Nach dreijährigem Kampf verlassen wir das deutsche Gebiet

Zur Abwechslung drängte nun wieder einmal der Feind von Kilwa her, so daß Abteilung Köhl ihn nicht allein aufhaten konnte und nach vielen schweren Gefechten, die manchmal tagelang dauerten, allmählich in die Gegend von Nahungu — Mbemkuru flußaufwärts — zurückgehen mußte. Die berittenen feindlichen Kolonnen umgingen diese Abteilung, kamen ihr in den Rücken, unterbrachen unsere Telephonverbindungen, bedrohten unsere Lazarette und Verpflegungsbestände, nahmen uns sogar allerlei Feldmagazine fort. So mußte ich mich denn wieder aufmachen und versuchen, ob da zu helfen war. In Eilmärschen ging's über Ruponda zur Abteilung Köhl bei Likangara.

Ihr tut gut, meine jungen Freunde, wenn Ihr Euch alle diese Orte auf der Karte genau aufsucht, um eine Vorstellung zu bekommen von diesem unsern ewigen Hin und Her. Mit schlichten



Europäerkompagnie im Gefecht.

Worten sind unsere Irrfahrten schnell erzählt, und der sie liest, liest leicht drüber hin. Aber in der Wirklichkeit ging die Sache nicht so glatt. Denkt Euch die Entfernungen von vielen Tagereisen. Aus allen Richtungen drängte der Feind, immer mit großer Übermacht. Mit unserer knappen Munition konnten wir schwere Gefechte selten so lange durchhalten, wie wir eigentlich wollten. Tagsüber wurde gefochten, nachts wurde marschiert, neue Stellungen gesucht und gegraben, daneben zwang die bittere Not, nach Verpflegung zu suchen, damit die fechtende Truppe zu leben hatte, Kranke und Verwundete lagen täglich in Mengen zum Abtransport da. Wohin damit? Woher die vielen Träger nehmen? Woher das Verbandzeug? Überlastet waren die Lazarette, überarbeitet die Ärzte. Überanstrengt waren auch die meisten Kompagnien von den unausgesetzten Gefechten. Kein Ende war abzusehen. Wie eine Maschine arbeitete der weitverzweigte Apparat unablässig fort und jeder war sich seiner Mitarbeit bewußt. Keine Störung durfte das Räderwerk aufhalten. Da wieder die Meldung: Telephon unterbrochen! Mit dieser und jener Abteilung besteht tagelang keine Verbindung. Von überall her, auch aus Gegenden, wo man nichts Böses erwartet hatte, tauchen Meldungen auf über den Feind, meist natürlich übertrieben, meist auch so unklar, daß man selten ein richtiges Bild bekommt, was eigentlich los ist. Da ist es nicht leicht, sich zu entschließen, ob man bleibt, wo man ist und sich durchschlägt; denn zu tun gibt es überall; oder aber ist es notwendiger, daß man in einigen Tagemärschen einer Abteilung zu Hilfe eilt, kurz, wo ist es am wichtigsten, wo brennt es am meisten? Da sind wir oft vergebens gelaufen und viele Tagemärsche, unzählige Kilometer hin, dann wieder zurück. Dazu strahlte uns die liebe Sonne immer so brennend auf den Schädel, daß wir selten das Frieren hatten. Hitzeferien hätten wir täglich haben können, hätten sie auch dankend angenommen.

So kam es auch diesmal wieder, daß wir vergeblich liefen.

Wie wir ankamen bei Abteilung Köhl, da war gerade hinter unserm Rücken das ganze Magazin Ruponda mit Lazarett überraschend vom Feind angegriffen und erbeutet. Die Kranken fielen in Feindeshand, leider auch fast 100000 kg Verpflegung, die wir mühsam zusammengesucht und gestapelt hatten. Der Gegner schien also weit westlich um Abteilung Köhl herumzugreifen. Auf diese Weise kam er aber unseren Linditruppen in den Rücken. Dann war die Zwickmühle bald fertig. Bei dem Durcheinander der Patrouillen hatte der Feind eines Tages allerlei Post von uns erbeutet. Ein andermal wieder hatten wir ihm Post abgenommen. Merkwürdigerweise fand sich, daß in seinen erbeuteten Postsäcken unsere eigene Post wieder drin war, die der Feind sich durchgesehen, alles Wichtige angestrichen und gerade wieder weitergeschickt hatte. Da konnte ich denn sehen, was so verschiedene Herrschaften auf dem Herzen hatten. Es war mir hochinteressant, auf diese Weise mal hinter die Kulissen zu gucken.

Aus der feindlichen Post ersah ich, daß der Gegner keine Ahnung hatte, wo ich mich aufhielt. Das schien ihm aber am allerwichtigsten zu sein; denn dadurch wußte er nicht, wo der Hauptteil unserer Truppe war. Eine Nachricht meinte, ich sei bei Lukuledi, eine andere wollte wissen, ich sei bei Tunduru, eine dritte behauptete bestimmt, ich sei in Mahenge. Die Schwatzhaftigkeit unserer Europäer auf der Etappe, die es trotz aller Hinweise nicht lassen konnten, in ihren Privatbriefen ihre Kenntnis von der Kriegslage und ihre Vermutungen einander zu schreiben, hatte hier einmal etwas Gutes geschaffen: Es wurde nämlich so viel geklatscht, die Gerüchte waren so widersprechend, alles, auch das Unwahrscheinlichste wurde so wahllos geglaubt, daß aus diesen Briefen der Deutschen eigentlich alles, auch das Entgegengesetzte, herausgelesen wurde. Trotzdem es nun ganz gut war, daß der Gegner dadurch so irregeführt wurde, ist es aber nicht zu verstehen, daß verständige Leute wichtige Dinge, die der Feind nicht wissen darf,

immer wieder einer Postverbindung anvertrauen, von der die Erfahrung lehrte, daß sie unzuverlässig war, und daß die Briefe häufig in Feindeshand fielen.

Da der Feind also nicht wußte, wo ich war, konnte ich schnell und entschlossen handeln und hoffte, daß diesmal der beabsichtigte entscheidende Schlag, der zweimal bei Lindi, einmal bei Tunduru, einmal bei Narungombe und auch jetzt wieder an einem seidenen Faden gehangen hatte, nun endlich richtig zustandekommen würde. Der Feind drang von allen Seiten mit aller Wucht vor, um uns zu zerquetschen. So beschloß ich, ihn bei Lindi bei der Abteilung Wahle, die bei Mahiwa stand, zu überraschen und zu schlagen.

Im Vertrauen auf das Kriegsglück marschierte ich Mitte Oktober mit fünf Kompagnien und zwei Gebirgsgeschützen über die Berge Tag und Nacht gegen Mahiwa. Die Geschütze blieben in dem gebirgigen Gelände weit zurück. Die Tragtiere versagten, fielen in Schluchten und wollten in den Busch, aber der tüchtige Vizewachtmeister Sabbath verstand es immer wieder, die Schwierigkeiten zu meistern und seine Kanonen vorzubringen. Von weitem schon hörte ich bei Mahiwa Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Ein Gefecht war im Gange. Vor Eintritt der Dunkelheit traf ich auf dem linken Flügel der Abteilung Wahle gerade zur rechten Zeit ein, als der Feind durch den Busch ihn umgehen wollte. Die einschlagenden Geschosse hatten für mich die unangenehme Folge, daß einer meiner Träger, der meine Schreibtasche mit den wichtigsten Meldungen und Karten trug, plötzlich auf zwei Tage verschwunden war. Unsere beiden zuerst eintreffenden Kompagnien, Abteilung Ruckteschell, gingen sofort mit Gegenangriff gegen die feindliche Umfassung durch den Mahiwasumpf vor und warfen die Gegner zurück. Die Kompagnien gruben sich dann ein. Am 16. morgens begab ich mich dorthin und stellte fest, daß sich der Feind dicht gegenüber auf 60—100 m gleichfalls verschanzt hatte. Der Busch war so dicht, daß man kaum 50 m weit sehen konnte, und das

feindliche Feuer so gut gezielt, daß man sich sehr in acht nehmen mußte. Als Ruckteschell mir eine Tasse Kaffee anbot, mußten wir sehr vorsichtig trinken, daß uns keine blauen Bohnen hineinfielen. Siebenmal an diesem Tage versuchte der Feind unseren linken Flügel einzudrücken, ebenso oft wurden die bis auf 50 m heranflutenden Wellen mit starken Verlusten zurückgeschlagen. Da ließ ich die Abteilung Göhring dem Gegner in die rechte Flanke marschieren. Ich beobachtete zu meinem Erstaunen, wie Göring immer weiter nach links ausholte. Er war nämlich überraschend auf neuen Gegner, die Nigeriabrigade, gestoßen, der von Norden her anlief und uns im Rücken packen wollte. Dieser Gegner wußte nichts von unserem Eintreffen in Mahiwa und wollte General Wahle von rückwärts fassen, während zur selben Zeit auf Wahles rechtem Flügel eine andere Division energisch angriff. Die Nigeriabrigade war nun ebenso überrascht wie Hauptmann Göring, fand sich aber nicht so schnell in die neue Lage. Göring ging mit seinen Kompagnien so energisch im Busch vor, daß er den Feind überraschte, durcheinanderwarf und in die Flucht schlug. Ein feindlicher Offizier, der eine Munitionskolonne führte, hielt unsere Truppen für die seinigen und brachte uns 150000 Beutepatronen. Ein Geschütz mit Munition wurde im Sturm genommen, und mehrere Hundert Nigeria-Askari lagen tot auf dem Felde. Rechts von Hauptmann Göring schlug die Abteilung Ruckteschell ebenfalls den Feind ein Stück in den Busch zurück.

Gleichzeitig mit diesem Kampf auf unserem linken Flügel griff der Feind in den folgenden Tagen die Abteilung Wahle mit großer Anstrengung und starker Übermacht an. Immer wieder wurden frische Truppen gegen unsere Front geführt, und die Gefahr, daß unsere Front nicht standhalten würde, war groß, und das Gefecht schwer. Wurde die Front eingedrückt, war das Gefecht für uns verloren, aber unsere Askari schlugen sich meisterlich, und alle hatten das Gefühl, daß es sich hier um einen ent-

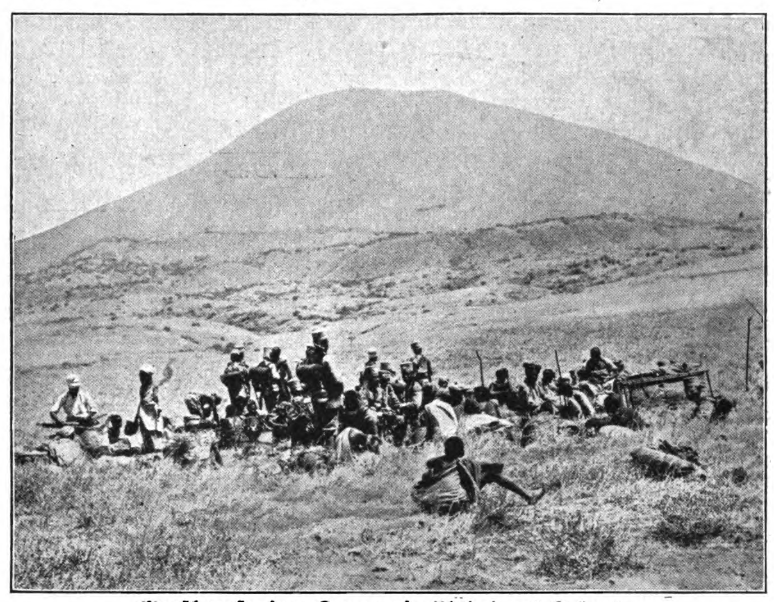
scheidenden Schlag handelte. Für Umfassungen auf unserem rechten Flügel war das Buschgelände zu schwierig. Weder der Gegner noch wir konnten irgendwelche Umgehungen bewerkstelligen. Alles, was dort verfügbar wurde, wurde an der Front im Zentrum eingesetzt, um diese zu halten, und unsere Hoffnung bestand darin, daß der Gegner sich in diesen hartnäckigen Frontalangriffen endlich doch verbluten müßte. Die Abteilung Göring war nach ihrem gutgeglückten Umgehungsangriff ebenfalls zur Verstärkung dieser Front herangezogen. So wurde es möglich, daß wir diese nicht nur halten, sondern auch durch kraftvolle Gegenstöße dem Feind die stärksten Verluste und schließlich die Niederlage beibringen konnten. Bis zum 18. Oktober abends, also ganze vier Tage lang, stürmten immer neue Angriffswellen gegen unsere Linie an, aber ich überzeugte mich persönlich, daß die Wucht des Angriffs allmählich nachließ und die Niederlage des Feindes eine vollständige wurde.

Am 18. Oktober abends hatten wir mit unseren etwa fünfzehnhundert Mann eine feindliche Division von über sechstausend Mann vollständig geschlagen und dem Feind die schwerste Niederlage beigebracht, die er, abgesehen von Tanga, überhaupt erlitten hat. Seine Verluste waren nach Angabe eines höheren englischen Offiziers über 2000 Mann. Bei uns waren 14 Europäer, 81 Askari gefallen, 55 Europäer, 367 Askari verwundet. Unsere Beute: 1 Geschütz, 6 schwere, 3 leichte Maschinengewehre und etwa 300 000 Patronen.

So feierten wir den Tag der Völkerschlacht bei Leipzig. Aber die Arbeit war keineswegs erledigt, wenn auch der Feind geschlagen abzog. Wir hatten leider keine Möglichkeit, ihn zu verfolgen. Im Rücken stand neuer Feind und hatte die Abteilung Kraut bei Lukuledi angriffen. Also, auf nach Lukuledi, war die Losung. Sechs Kompagnien des Goldküstenregiments hatten sich dort eingenistet und gefährdeten unsere Magazine bei Chigugu und bei Chiwata. Bei Ndanda lag eine große Menge Kriegs-

material, unser letztes, es gab also nur eine Wahl, den Gegner bei Lukuledi zu schlagen. Trotz der Eilmärsche, in denen wir nach Mahiwa herangebraust waren, und der Tag und Nacht dauernden Gefechte dort, marschierte die Truppe sofort wieder nach Westen und griff nach zwei Tagen die Mission Lukuledi an, Abteilung Kraut das Lager des 25. englischen Kavallerieregiments, das gerade mit angespannten Fahrzeugen zum Vormarsch auf Massassi bereitstand. Das Lager wurde gestürmt, das feindliche Regiment verlor fast sämtliche Zug- und Reittiere, im ganzen 350. Die Abteilungen Köhl und Ruckteschell griffen den in und um die Mission verschanzten Feind beim Morgengrauen hart an. Der Gegner schoß mit Maschinengewehren und Artillerie aus den Fenstern der Kirche. Dafür wurde diese von uns in Brand geschossen. Aber gegen die starken Stellungen in dem Steingebäude kamen wir nicht weiter voran. Abteilung Kraut gelang es nicht, von rückwärts einzugreifen, und so mußten wir das Gefecht abbrechen. Glücklicherweise hatte aber auch der Feind an diesem Tage genug. Er räumte Lukuledi und zog in nördlicher Richtung ab. Unter unseren Verlusten befanden sich drei gefallene Kompagnieführer. Noch heute steht mir Leutnant der Reserve Volkwein vor Augen, wie er, notdürftig von einer schweren Beinverwundung wieder hergestellt, vor seiner Kompagnie durch den Busch hinkte. Als tüchtiger Maschinengewehrführer fiel auch der Vizefeldwebel Klein, der so häufig seine Patrouillen an die Ugandabahn geführt hatte und von dem ich im Anfang erzählte. Mit seinem Maschinengewehr geriet er beim Angriff auf die Missionsgebäude auf 50 m in das Kreuzfeuer von drei feindlichen Maschinengewehren, die ihn, seine Mannschaft und das Gewehr in wenigen Minuten vollständig zusammenschossen. Als er fiel, schoß der zweite Europäer weiter, bis auch er mit drei Schuß durch beide Oberschenkel umfiel. Dann schossen die drei Askari, drei prachtvolle Sudanesen-Chargen, der Reihe nach. Sie alle

fielen. Der letzte schleppte sich, schwerverwundet, mühsam mit dem Maschinengewehr einige Schritte rückwärts, und meldete sich dann beim Kompagnieführer, er bäte um Verzeihung, er könne nicht weiterschießen, das Gewehr sei zerschossen. Auf die Frage, wo Klein und die übrigen seien, antwortete er nur: „Wame kwischa kufa.“ (Sie sind alle längst gefallen.) Dann fiel er um und war tot.



Marschpause einer Kompagnie (Askari und Träger).

Aber unsere Opfer waren nicht umsonst gebracht. Der Schlag von Mahiwa nach Lukuledi, dieser Faustschlag nach rechts und links, hatte uns Luft gemacht auf einige Wochen und gab uns Zeit uns vorzubereiten für den letzten Kampf auf deutschem Boden.

Wir hatten noch 500000 kg Verpflegung. Das würde für etwa eineinhalb Monate reichen, und neue Ernte war frühestens wieder im März, also etwa in 5 Monaten, zu erwarten. Unser letztes

Hab und Gut lag in Chiwata, das galt es zu schützen. Mitte November begann der Feind von neuem zu drängen. Das Capekorps aus südafrikanischen Mischlingen tauchte bei Abteilung Wahle auf. Diese wich langsam und zähe unter täglichen Buschgefechten mehr und mehr zurück. Zum Munitionserbeuten waren diese kleinen Gefechte nicht angetan, und doch war es dringend notwendig, daß uns Hilfe kam. Wie sollte der Soldat fechten ohne Patronen und mit leerem Magen! In die Südostecke unserer Kolonie waren wir zusammengedrängt, von allen Seiten stand der übermächtige Feind. Wir aber hatten mehr kranke und verwundete Europäer als gesunde und kampffähige und nur noch für einige Wochen Verpflegung und kaum 400000 Patronen. Das war bei einer Zahl von rund 2500 Gewehren, von 50 schweren und leichten Maschinengewehren für ein ernstes Gefecht schon knapp, und die Weiterführung des Kampfes nur dann möglich, wenn Munition erbeutet wurde. Hierfür war das Gelände ungünstig. In dem dichten Busch war viel zu schießen und wenig zu treffen. Die Munition zehrte sich auf, ohne daß schnelle, für uns günstige Entscheidungen erzielt wurden. Auch bestand unsere Munition zum großen Teil aus den rauchstarken 71er Patronen, während die Truppe nur zu einem Drittel mit 71er Gewehren bewaffnet war; zwei Drittel hatten deutsche, englische oder portugiesische Gewehre. Für diese war viel zu wenig Munition da. Die moderne Munition war notwendig für unsere Maschinengewehre, unsere Hauptwaffe. Da war guter Rat teuer, und es blieb nichts weiter übrig, als daß im Gefecht von jeder Kompagnie nur ein Zug, mit 71er bewaffnet, schoß; die beiden andern Züge, die modern bewaffnet waren, von denen jeder nur 20 Patronen hatte, lagen in Reserve. Die Züge wurden dann abgewechselt. So konnte immer nur ein Drittel unserer ganzen Zahl ins Gefecht eingreifen, und da der Feind sich bei den rauchstarken Gewehren sofort mit seinen Minenwerfern auf uns einschoß, war dieses Unternehmen

auf die Dauer kostspielig und unmöglich. Artilleriemunition war bis auf wenige Schuß verschossen. Unsere letzte Feldhaubitze und das bei Mahiwa erbeutete englische Geschütz wurden gesprengt. Die beiden letzten 10,5-„Königsberg"-Geschütze waren schon einige Tage vorher vernichtet. Ein deutsches Gebirgsgeschütz wurde bald bei Kitangire gesprengt und versenkt. Es blieb noch ein deutsches und ein portugiesisches Gebirgsgeschütz. Alles in allem hatten wir noch dreihundert Schuß für beide; das war so viel, wie jedes englische Geschütz für jedes Gefecht hatte.

Am 10. November besetzte der Feind unmittelbar im Rücken der Abteilung Wahle die Mission Ndanda, nahm unser dortiges Feldlazarett und einen Teil unserer Bestände. Alle unsere Abteilungen zogen sich allmählich auf Chiwata zurück, und täglich und nächtlich trugen unsere Träger unsere letzte Verpflegung allmählich auf den Rand des Makondeplateaus, unmittelbar hinter unserem Rücken, zusammen. Gespannt spähte ich danach aus, ob sich nicht eine der vielen feindlichen Kolonnen eine Blöße geben würde. Aber es blieb uns nichts übrig, als Tag und Nacht fechtend den Abtransport unserer Verpflegung zu decken und uns allmählich auf dem Makondeplateau bei Nambindinga zu sammeln. Bei Chiwata überließen wir dem Feind die kriegsgefangenen Engländer und Inder zusammen mit unseren Lazaretten und einem großen Teil unserer Schwerverwundeten. Unter steten Gefechten vom 15. bis 17. November geschah unser Abmarsch auf Nambindinga. Ich wollte, daß der Feind alle seine Kolonnen von Norden, Osten, Westen und Süden wirklich so nahe wie möglich an uns heranführte, dann, wenn der Feind auf engem Raum mit seiner großen unbehilflichen Menschenmasse stand, konnte ich abmarschieren, wohin ich wollte.

Die dauernden Buschgefechte verbrauchten unsere letzte Munition. Es wäre sinnlos gewesen, das Fechten, das zu keiner Entscheidung führte, weiter fortzusetzen. Wir mußten also abmar-

schieren. Auch die Verpflegung war zu Ende, das Chinin reichte nur noch für einen Monat. Die Europäer hätten ohne Chinin an der Malaria und ihren Folgen zugrunde gehen müssen, die Strapazen des Tropenkrieges hätte keiner mehr ertragen. Nur bei einer Einschränkung unserer Europäerzahl hatten wir für den einzelnen noch so viel Chinin, daß wir einige Monate weiterkämpfen konnten. Auch aus Gefechtsgründen mußten wir unsere Kopfstärke vermindern; denn unsere vielen Leute mit wenig Munition hatten weniger Wert als eine geringe Zahl ausgesuchter Leute mit ausreichender Munition. Es kam darauf hinaus, unsere Truppe auf rund 2000 Gewehre herabzusetzen und nicht mehr Europäer wie 200 zu behalten. Alles, was über diese Zahl hinausging, mußte zurückgelassen werden. Es half nichts, daß bei mehreren hundert Europäern und 600 Askari, die wir notgedrungen zurückließen, sich auch Leute befanden, die gern weitergekämpft hätten und die gesundheitlich hierzu in der Lage waren. Leider gab es unter denen, die hier zurückblieben, auch Europäer, die das Fechten satt hatten, aber es muß betont werden, daß es nicht nur den meisten Europäern, sondern auch vielen Askari bitter schwer geworden ist, die Waffen niederzulegen und zurückzubleiben. Manchem braven Askari mußte seine Bitte, mit uns weiterkämpfen zu dürfen, abgeschlagen werden. Als aber nach zwei Tagen Oberleutnant Grundmann, obgleich er, noch schwerverwundet, kaum gehen konnte, bei mir eintraf und meldete, daß er es trotz Befehl nicht übers Herz bringen könnte, in Gefangenschaft zu gehen, da habe ich mich über diesen Ungehorsam so gefreut, wie selten.

Unsere Verwundeten und Kranken, die zurückbleiben mußten, sind vom Feind im allgemeinen menschlich behandelt worden. Aus welchen Gründen aber der Feind uns Grausamkeiten gegen englische Gefangene andichtete, habe ich nie verstanden. Gänzlich sinnlos waren die Repressalien, die er an den unseren ausführte. Dem kranken Leutnant Gutsch, der in Ndanda in Feindeshand geriet,

wurden Handfesseln angelegt, und der Kranke dann auf der Seefahrt nach Daressalam mehrere Tage lang in den Vorraum eines Abortes gesperrt. In Daressalem wurde er mehrere Wochen lang ins Gefängnis gesetzt, ohne überhaupt verhört zu werden. Er selbst wußte gar nicht, warum ihm diese Grausamkeiten angetan wurden. Auf die ganz aus der Luft gegriffene und unerwiesene Behauptung eines Schwarzen hin sollte Leutnant Gutsch auf einer Patrouille einen englischen Verwundeten verbrannt haben.

Ferner teilte mir General van Deventer mit, daß Hauptmann Naumann, der mit einer großen Patrouille nach Norden gegangen war und sich am Kilimandjaro hatte ergeben müssen, wegen Mordes verfolgt würde. Er sollte einen verwundeten Engländer ermordet haben. Auch er ist lange Zeit und gleichfalls ohne Vernehmung ins Gefängnis geworfen worden, bis schließlich auch seine Unschuld anerkannt wurde.

Diese jedem Gerechtigkeitsgefühl spottenden Handlungen sind mir unbegreiflich, um so mehr, als die englischen Gefangenen bei uns durchaus menschlich behandelt wurden und es oft besser hatten als unsere eigenen Leute, da die englischen Behörden für ihre Gefangenen Verpflegungsmittel lieferten, die uns selbst fehlten.

Ich erzähle Euch diese Dinge, damit sie unvergessen bleiben. Der Deutsche hat den ritterlichen Krieg im Auge, wobei er unter Umständen auch Vorteile opfert. Für den Engländer entscheidet einzig der Gesichtspunkt, für sein Land Macht zu gewinnen, auch unter Umständen durch Verleumdung und unwürdige Behandlung des Gegners. Das hat auch auf die Schwarzen großen Eindruck gemacht, und ich erzähle Euch später, was sie uns in Daressalam darüber zu sagen hatten. Aber Ihr könnt Euch wohl denken, daß unsere braven Träger und Askari nur guten Herren in dieser Treue folgten, die in der Geschichte nicht ihresgleichen kennt. Kein äußerer Lohn hielt sie fest, und nur Mühsal und Leiden ward ihnen bei uns zuteil. Das muß die Welt anerkennen. Was uns

zusammenhielt, war einfach das gute Verhältnis von Mensch zu Mensch. Das war das, was man im besten Sinne des Wortes Treue nennt und Anhänglichkeit, weil auch die Schwarzen wußten und sahen und miterlebten in Not und Tod, daß wir einer gerechten Sache dienten und uns bemühten, sowohl untereinander, als auch dem Feind gegenüber gerecht zu sein.

Jetzt neigte sich unser Kampf auf deutschem Boden, den wir so teuer verkauft hatten, dem Ende zu.

Zu dieser Zeit lasen wir einen aufgefangenen Brief eines englischen Oberst: „Die Deutschen kämpfen wundervoll und haben etwas Großes vor, das ich nicht wage, auszusprechen. Aber ich weiß, es wird ihnen gelingen, und wir werden wieder das Nachsehen haben.“ Das Große, was der englische Oberst meinte, war der Durchbruch aus der Umzinglung, und er gelang uns. Wir marschierten ab nach Süden und ließen den Feind stehen, überließen ihm unsere Lazarette voll Verwundeter und Kranker. Von uns, die wir weiterzogen, hatte jeder Mann Verpflegung für 10 Tage bei sich. Die letzten Patronen, 100 Stück pro Mann, waren aufgeteilt. Wohin nun, das war die Frage! Die Aussicht, nach 10 Tagen mit 5000 hungrigen Magen ohne Verpflegung in der Steppe zu liegen, war nicht verlockend. Würde es gelingen, die Bedürfnisse der Truppe an Munition und Verpflegung aus Beute und aus fremdem Lande, das wir nicht kannten, so zu beschaffen, daß wir weiter Krieg führen konnten? Dies alles waren ernste Sorgen. Gelang es aber, so konnte uns die Unabhängigkeit und die Beweglichkeit dem unbeweglicheren Feinde gegenüber trotz seiner gewaltigen Überzahl doch gelegentlich Überlegenheit schaffen. Bei dem endlosen uns zur Verfügung stehenden Raume konnten wir uns ungünstigen Lagen entziehen. Der Feind mußte einen enormen Aufwand an Menschen und Material dauernd in Bewegung halten und weit größere Kräfte anspannen als wir selbst. Es war also Aussicht vorhanden, auch weiterhin starken

Feind zu binden und endlos lange hinzuhalten. Dies Wagnis mußte unternommen werden. Wo aber gab es die nächste Verpflegung, wohin sollten wir marschieren?

Ich wußte, daß die Engländer und Portugiesen unsere kleinen Magazine, Aufkaufsposten und Verpflegungsstellen am Rowuma überfallen und die Bestände vernichtet hatten. Die Eingeborenen hatten sie bestochen, gegen uns feindselig zu sein. An beiden Ufern des mittleren Rowuma wohnte fast niemand. Schon einmal war die Abteilung des Majors von Stürmer über den Rowuma ins Innere des Portugiesischen gedrungen und hatte dort am Lugendafluß reiche Verpflegungsgebiete gefunden. Also auf zum Rowuma! Und Rowuma aufwärts zum Lugenda. Unterwegs hoffte ich irgendwo noch einmal Gelegenheit zu haben, unsere Patronenlasten zu ergänzen. Mit 300 Europäern, 1700 Askari und 3000 Trägern marschierten wir am 21. November 1917 an den Rowuma. Alle Träger, die frei waren, wurden entlassen. Vielen unserer guten alten Träger mußten wir ihre Bitte, bei uns bleiben zu dürfen, abschlagen. Eine große Zahl von ihnen erbot sich, ohne Lohn bei uns zu bleiben, manche wollten sogar ohne Lohn und ohne Verpflegung bleiben und sich ihren Unterhalt auf eigene Faust aus den Resten unserer Verpflegung und den Früchten des Pori beschaffen. Aber es half nichts. Alles, was nicht voll mit Lasten beladen war, mußte fort, keine untätigen Esser durften wir mitnehmen. Täglich gingen Hunderte von Trägern in ihre Heimat zurück.

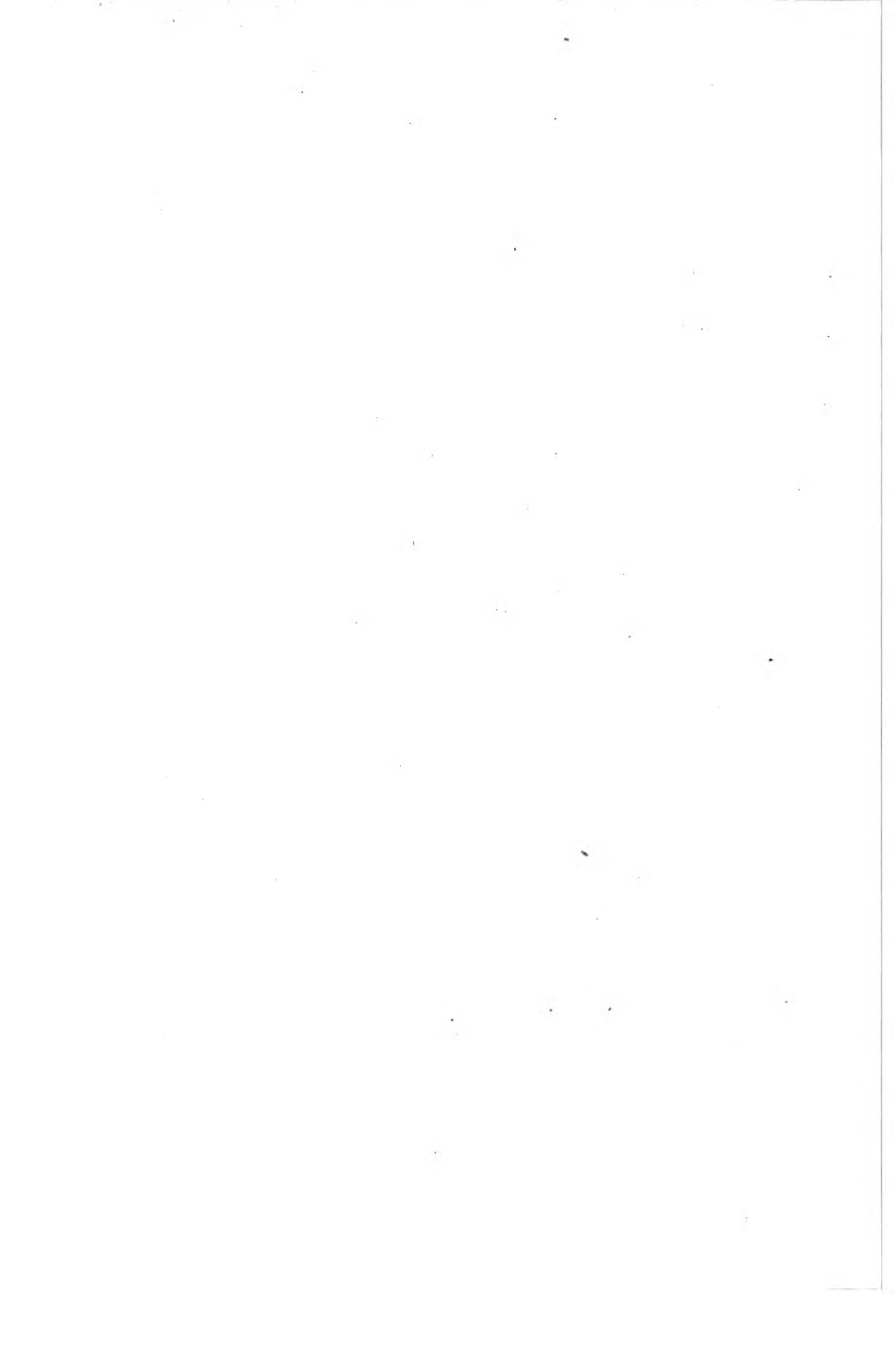
Der Feind hatte uns völlig aus den Augen verloren. Die „Europäischen Vögel", die sonst unsere Märsche begleiteten, fehlten, und keine Bombe fiel in unser Lager. Eine feindliche Kolonne, die Verpflegung trug, marschierte plötzlich ahnungslos von dem einen Ufer des Rowuma auf das andere, mitten durch unser Lager hindurch. Sie waren eine willkommene Beute, und alles, was sie trugen, wanderte in unseren Magen. An Feldfrüchten fanden

wir so gut wie nichts, dafür aber um so mehr Wild. Mancher Büffel und ganze Herden von Antilopen kamen zur Strecke, auch zahllose Flußpferde. Aber wir durften uns nicht aufhalten. Die zusammenschmelzenden Verpflegungsbestände mahnten stets zum Weitermarsch.

Die wenigen Eingeborenen, die wir trafen, sprachen von einer stärkeren Besatzung, von etwa 2000 Engländern oder Portugiesen bei Gomano. Dorthin lenkten wir unsere Schritte und verließen am 25. November 1917 das deutsche Gebiet, um auf portugiesischem Boden das Kriegsglück weiter zu versuchen. Eineinhalb Jahre, vom August 14 bis März 16 hatten wir die Kolonie frei vom Feinde gehalten, eineinhalb Jahre, vom März 16 bis November 17 haben die Kämpfe im Innern Deutsch-Ostafrikas gedauert. Wie lange noch ging dieser Krieg weiter und wo würde er enden? Zu welchen Irrfahrten trieb uns das Schicksal?

Dritter Teil

Leiden und Freuden auf fremder Erde



Erster Abschnitt

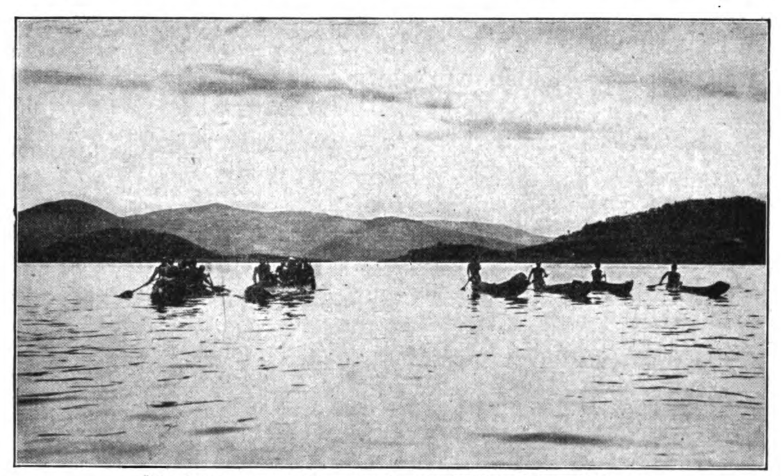
Guter Anfang und Weihnachten im Portugiesischen

Das Gefühl der allgemeinen Wurschtigkeit — Unsere Kraft ist ungebrochen — Wie sich die kleinen Signalschüler einen Besuch beim Kaiser denken — Immer weiter geht die Wanderung — Gemütliches Lagerleben — Auch General Deventer ist wieder mal am Ende seines Lateins — Das vollbesetzte Lager und die leergetrunkene Flasche Kognak — Unsere Leute als Schatzgräber — Weihnachten im Palmenwalde — Ein Fest, wie es nur Deutsche in der Fremde feiern können

Am 25. November 1917 früh morgens überschritt unsere Vorhutkompagnie den Rowuma etwas oberhalb der Lugendamündung. Die übrigen neun Kompagnien folgten im Laufe des Vormittags. Das Gefühl, von allen Hilfsmitteln entblößt zu sein, sowie die völlige Unsicherheit des kommenden Schicksals hatte in vielen die Empfindung verursacht, die man als allgemeine Wurschtigkeit bezeichnet. Unbekümmert waren Jagdpatrouillen unterwegs, und beim Flußübergang hielten manche es für das Allerwichtigste, in Ruhe ein gründliches Bad zu nehmen. Bei vielen bedurfte es einiger Energie, um ihnen die Forderungen der Kriegslage klarzumachen. Der Rowuma war an der Übergangsstelle etwa brusttief, so daß in etwa zwei bis drei Stunden alles durchgewatet war. In dieser Zeit erkundete ich auf der anderen Seite, also südlich des Rowuma und östlich des Lugendaeinflusses feindliche Stellungen. Es hieß, dort wären etwa 2000 Engländer oder Portugiesen in einem größeren befestigten Lager, und mir schien die Gelegenheit nicht ungünstig, meine Munitions- und Verpflegungsbestände aufzubessern. Lieber wäre es mir gewesen, wenn der Feind aus seiner Stellung herausgekommen wäre, daß ich

ihn hätte im offenen Felde schlagen können. Es schien aber nicht so, als ob er die Absicht hätte, mir diesen Dienst zu tun. So mußte ich mich entschließen, die ziemlich umfangreiche feindliche Befestigung von zwei Seiten anzupacken. Abteilung Ruckteschell erhielt den Befehl, vom Westen über den Lugenda herüber den Gegner zu beschäftigen, während Abteilung Köhl, weiter ausholend, den Lugenda von Süden überschritt und Ngomano, so hieß das feindliche Lager, von Süden her angriff. Die tapfere 11. Kompagnie drang als erste in die feindlichen Gräben. Wie die Abteilung Ruckteschell das Angreifen der Abteilung Köhl gewahrte, ging sie im Sturmangriff ebenfalls über den Lugenda gegen das Lager vor. Dazu half die kleine Kanone des ausgezeichnet schießenden Oberleutnants Wenig, die in dem Durcheinander in der feindlichen Stellung erhebliche Verwirrung und Verluste anrichtete. Unsere Askari hatten schon beim Beginn des Gefechtes an dem hellen Klang der gegnerischen Gewehre erkannt, daß sie es mit Portugiesen zu tun hätten, und ihre dumpf klingenden 71er gaben ihnen das Gefühl der Überlegenheit. Bei den Portugiesen gab es auch keine Minenwerfer, und der verräterische Rauch unserer alten Gewehre, auf die sich die englischen Minenwerfer immer so schnell einschossen, war diesmal nicht gefährlich. Vielmehr gaben unsere 71er, wenn sie trafen, ein ganz gehöriges Loch. „Heut ist der Tag der alten Gewehre", riefen die Askari im Gefühl ihres sich geltend machenden soldatischen Übergewichts den deutschen Führern zu, stürmten von allen Seiten im Sturmlauf gegen die feindlichen Befestigungen an, und nahmen sie. Der Feind war durch das konzentrische Feuer stark erschüttert. Von dem etwa 1000 Mann starken Gegner dürften kaum mehr als 300 entkommen sein. Unsere Askari stürzten sich vielfach ohne Rücksicht auf die noch feuernden Feinde auf die Beute. Auch eine Menge Träger und Boys hatten die Situation erfaßt, waren sofort zur Stelle und wühlten in den Schmalztöpfen und sonstigen Verpflegungsbeständen

herum, öffneten Konservenbüchsen und warfen sie wieder fort, wenn sie glaubten, in einer anderen Büchse noch etwas Schöneres zu finden. Es war ein furchtbares Durcheinander. Auch die Masse der gefangenen portugiesischen Askari machte gemeinsame Sache bei der Plünderung ihrer eigenen Bestände. Es war nicht anders möglich, als mit größter Energie einzugreifen. Ich selbst nahm einen langen Knüppel, und entsinne mich, einen mir bekannten Träger, dem ich gerade ziemlich kräftig eins übergehauen hatte,



Übersetzen in Einbäumen (ausgehöhlte Baumstämme).

wieder sofort an einer anderen Stelle erscheinen zu sehen, um irgendwo zuzugreifen. Mindestens siebenmal habe ich auf diesen Kerl, der im übrigen ein vortrefflicher Mann war, Jagd gemacht. Schließlich gelang es, die Ordnung herzustellen.

Ungefähr 200 Gefallene wurden von uns beerdigt, etwa 150 Europäer gegen die eidliche Erklärung, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutsche und deren Verbündete kämpfen zu wollen, freigelassen. Wertvolles und für uns so notwendiges Sanitätsmaterial, das bei der jahrhundertelangen Kolonialerfahrung der

Portugiesen vorzüglich war, ebenso mehrere 1000 kg Verpflegung und vielerlei Ausrüstung, dann auch 6 Maschinengewehre und etwa 30 Pferde wurden erbeutet, leider aber keinerlei Eingeborenenverpflegung. Aus den Beutepapieren ging hervor, daß die portugiesischen Europäerkompagnien erst wenige Tage vorher in Ngomano eingetroffen waren, um den unmöglichen englischen Befehl auszuführen, das Entweichen der Deutschen über den Rowuma zu verhindern. Es war wirklich ein reines Wunder und großes Glück, daß diese Leute alle so rechtzeitig für uns in Ngomano versammelt waren, damit die Einnahme dieses Ortes sich wirklich lohnte und wir mit einem Schlage von einem großen Teil unserer Verlegenheiten befreit waren.

Aber eine andere große Verlegenheit bestand noch immer, und diese trieb uns rastlos weiter. Das war die Sorge, für die Masse unserer Eingeborenen Verpflegung zu schaffen. So zogen wir den Lugenda aufwärts, und Tag für Tag suchten unsere Patrouillen nach Eingeborenenverpflegung. Aber es kam wenig ein. Die Eingeborenen aus dieser Gegend waren infolge des Vormarsches der Portugiesen vor ihrer Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit geflohen und hatten ihre geringen Vorräte versteckt. Ein Maultier, ein Pferd nach dem anderen wanderte in unseren Kochkessel. Glücklicherweise war die Gegend sehr wildreich, und der Jäger kam fast auf jedem Pirschgang auf eine der zahlreichen Antilopen oder auf Perlhühner zum Schuß.

Waren anfangs die Marschkolonnen übertrieben lang und unordentlich, so machte Übung auch hier bald den Meister. Bald lernten Träger, Männer, Weiber und Kinder Abstände und Tempo einhalten. Genau wie die Askari, ordentlich und gleichmäßig zog der Heerwurm zu einem hintereinander auf den schmalen Negerpfaden oder auch quer durch den Busch in das unbekannte Land. Nach zwei Stunden erfolgte meist der erste, nach zwei weiteren Stunden der zweite halbstündige Halt. Sechs Stunden reinen

Marsches, also 25—30 km täglich war die Regel. Oft war die Tagesleistung größer. Die Truppe war meist in Abteilungen zu 3 Kompagnien, einer Kolonne, einem Feldlazarett gruppiert, die vorderste Abteilung einen Tagemarsch voraus, die letzte einen Tagemarsch hinter dem Gros der Truppe. In jeder Abteilung die Gefechtskompagnie mit ihren Maschinengewehren voraus. Sie hatte nur die notwendigsten Patronen- und Sanitätslasten und für jeden Europäer etwa eine Last mit dem Unentbehrlichsten. Die Askari marschierten flott vorwärts, kerzengerade aufgerichtet, das Gewehr auf der Schulter mit dem Kolben nach hinten, wie es von jeher in der Schutztruppe Sitte war. Frisch ging die Unterhaltung, und bei der vielfach reichen Beute der feindlichen Lager schwanden überall die Schwierigkeiten. Mit uns marschierten die kleinen Signalschüler, halbwüchsige Jungens in Askariuniform, die meisten ihre Habseligkeiten in einem Bündel auf dem Kopf tragend. Vertraulich riefen mir die Askari ihr „Jambo bwana oba" oder „Jambo bwana generali" (guten Tag, Herr Oberst, oder guten Tag, Herr General) zu, oder ein kleiner Signalschüler drückte seine Hoffnung aus, einmal nach Uleija (Europa) und nach Berlin zu kommen. „Dann wird der Kaiser zu mir sagen: „Guten Tag, mein Sohn", und ich werde ihm was vorsignalisieren. Er wird mir dann Braten geben und mich zur Kaiserin führen. Dann sagt die Kaiserin: „Guten Tag, mein Kind", und wird mir Kuchen geben und mir die Schaufenster zeigen."

Bei all ihrem Geplauder spähten die Askari haarscharf aus, und keine Bewegung im dichten Busch entging ihren Luchsaugen. Die vorangehende Spitze sprach jede Spur an und schloß darauf auf die Menge und die Nähe feindlicher Truppen. Ebenso militärisch waren die Maschinengewehrträger, meist stramme Wanjamwezi und Wazukuma.

Den Kompagnien jeder Abteilung folgten die Träger mit den Lasten: Verpflegung, Gepäck, Lagergerät und den Kranken,

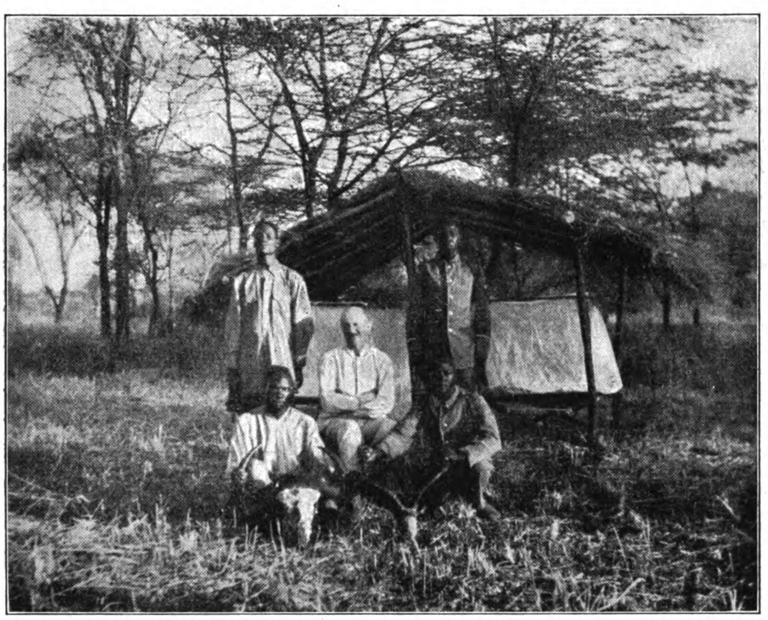
die getragen werden mußten. Die Lasten, etwa 25—30 kg, wurden auf dem Kopf oder abwechselnd auf einer Schulter getragen. Die Leistungen dieser Leute waren enorm. Immer fester verwuchsen sie mit der Truppe. War die Verpflegung einmal knapp und kam man ohne Beute von der Jagd zurück, so sagten sie wohl: „Haizuru (Schadet nichts), wir warten; ein andermal gibt's desto mehr." Viele gingen barfuß. Oft traten sie sich Dornen ein, und manch einer zog dann während des Marsches kurz entschlossen sein Messer und schnitt sich ein ganzes Stück Fleisch von seinem verletzten Fuß ab. Dann marschierte er weiter.

Den Trägern folgten die Bibi (Frauen). Viele Askari hatten ihre Frauen und Kinder mit im Felde. Manche Kinder brachte der Storch während des Marsches. Die Mutter marschierte den nächsten Tag mit dem Neugeborenen auf dem Rücken brav wieder mit. Ihr „Mali" (Eigentum) und das ihres Eheherrn tragen die Frauen in großen Bündeln auf dem Kopf und ihre kleinen Kinder, in ein Tuch eingewickelt, auf dem Rücken. Dort wackelten dann aus diesem Tuch die kleinen Wollköpfchen umher und guckten verwundert nach rechts und links. Für Ordnung und Schutz bei den Frauen sorgte ein Europäer oder eine zuverlässige alte Charge mit einigen Askari. Alles liebte das Bunte. Nach einer großen Beute von bunten Tüchern sah der ganze, viele Kilometer lange Zug manchmal wie ein Karneval aus.

Auch während des Marsches mußte an die Verpflegungsbeschaffung gedacht werden. Jagdpatrouillen marschierten der Kolonne voraus oder seitwärts im Busch. Andere Patrouillen ließen sich durch Menschenspuren zu Ansiedlungen führen, um dort Verpflegung zu suchen, die versteckt war.

Bei der Ankunft am Lagerplatz schlugen vier Askari und mein Boy Serubili mit ihren Seitengewehren Äste und machten ein Gestell für die Zeltbahn oder für eine Grashütte. Manchmal wurde auch ein erhöhtes Lager aus Zweigen hergestellt, das mit Gras

belegt wurde. Das alles ging in kürzester Zeit vor sich, auch ein Bett, ein Hüttendach waren in höchstens einer Stunde fertig. Bald langte der bärtige Baba, mein Koch, an und traf umsichtig seine Anweisungen für die Anlage der Küche. Die Träger marschierten ein, holten Wasser, schlugen mit ihren Buschmessern Brennholz und schnitten Gras. Jagdpatrouillen brachten ihre Beute und



General v. Lettow-Vorbeck vor einer Schlafhütte, Jungens mit Jagdtrophäen.

bald dampften überall die Kochfeuer. Trägerkolonnen waren inzwischen in den Dörfern gewesen und brachten Korn mit. In den Kinos — Ihr wißt jetzt, was das ist — wurde das Korn mit dicken Knüppeln gestampft und weit durch das Pori hallten die dumpfen Schläge. Meldungen, Geländeerkundungen, Beute wurden gebracht. Eine Kiste an schattiger Stelle war unser Bureau. Bei längerem Aufenthalt wurde aus Zweigen ein Tisch gebaut. Abends

am Feuer wurde gemeinsam mit Kameraden gegessen, im großen Kreise saßen wir beieinander. Die Boys brachten Kisten zum Sitzen. Auf der einen Kante saß man, auf der andern aß man. Grandseigneurs hatten Feldstühle. Ich aber saß auf einer Kiste. Als die Sonne sank, flammten überall die kleinen Feuer auf. Auch in unserer Mitte brannte ein gemütliches Lagerfeuer. Bald ging es dann zur Ruhe unter das Moskitonetz. Morgens früh ging's weiter ins Ungewisse. Würden wir Verpflegung finden? Wie lange würden wir mit dem Wenigen, was wir noch hatten, auskommen? Diese Frage tauchte jeden Morgen auf und begleitete uns durch Wochen und Monate. Das ewige Marschieren war begreiflicherweise auch kein reines Vergnügen.

Allmählich wurden unsere Verpflegungsschwierigkeiten so groß, daß ich meine Truppe nicht mehr beieinander halten konnte. Ich mußte sie in mehrere Kolonnen teilen. Da der Feind uns nicht folgte und scheinbar ratlos war, was er mit uns anfangen sollte, schien das keine Gefahr zu haben. Auch die Zeit der großen Regen stand nahe bevor, und da die Engländer nur mit Automobilen gelernt hatten vorwärts zu kommen, war fürs erste nicht mit ihnen zu rechnen. Auch hatte ich wieder einen Brief vom General van Deventer, der mich zur Übergabe aufforderte: wie ein Jahr früher General Smuts, immer zu einer Zeit, die für uns günstig war, weil die Engländer mit ihrem Latein zu Ende schienen. Das war wirklich nicht schwer zu durchschauen.

Zugleich erfuhr ich auch durch diesen Brief, daß die Abteilung Tafel Ende November am Rowuma durch Hunger gezwungen die Waffen hatte strecken müssen. Das war ein harter und unvorhergesehener Schlag. Abteilung Tafel war langsam von Mahenge aus in drei Kolonnen nach Süden marschiert, hatte mehrere erfolgreiche Gefechte gehabt und sich allmählich, um zu mir zu stoßen, vor dem starken Feinde ebenfalls an den Rowuma zurückgezogen. Dort hoffte Tafel Verpflegung zu finden, denn seine

Vorräte waren buchstäblich erschöpft. Er fand aber nichts und hatte keine Ahnung davon, daß nur ein Tagemarsch von ihm unsere Abteilung Göring ein portugiesisches Lager genommen hatte und in der reichen Wildnis so viel Verpflegung fand, daß sie für 14 Tage gut zu leben hatte. Von der Abteilung Tafel hatten sich unter Hauptmann Otto einige 50 Offiziere, Unteroffiziere und Askari durchgeschlagen und trafen im Dezember 1917 bei mir in Chirumba ein, um mir Meldung zu bringen von der Übergabe und den Vorgängen bei der Tafelschen Truppe. Das war der Rest der über 1000 Mann starken Abteilung. Beinahe die Hälfte unserer Truppen hatten wir durch diese Übergabe verloren.

Es ist vielleicht verständlich, daß bei der Tag und Nacht dauernden Anspannung aller Kräfte auch mir bisweilen die Geduld ausging und ich in dieser Zeit gegen die Menschen meiner Umgebung nicht immer sehr zart und rücksichtsvoll war. So kam es, daß gerade die Offiziere des Stabes, die doch mit größter Hingebung für die Sache arbeiteten und Anerkennung verdienten, ganz ungerechtfertigt Vorwürfe erlitten. Wenn sie hierdurch nicht mißgestimmt wurden und ihre Arbeitsfreudigkeit nicht litt, so verdienen sie hierfür besonderen Dank. Gerade der Arbeit dieser Herren sind zum großen Teil die unter den widrigsten Umständen erzielten Erfolge zuzuschreiben, die das Publikum in so freigebiger Weise alle mir zugute hält. Für mich, der ich von jeher Freude am kameradschaftlichen Leben hatte, wie es in unseren Offizierskorps gepflegt wird, gab es natürlich auch etwas Schöneres als diesen Zustand, wo alle Beteiligten ein bißchen brummten. Erfreulicherweise war das aber nur vorübergehend.

Unsere Lage war jetzt so, daß wir bei einem Zusammenstoß mit dem Feinde nicht lange fragen durften, wie stark er war. Zu langen Erkundungen hatten wir keine Muße, und in kurzer Zeitfolge wurden drei weitere portugiesische Befestigungen genommen. Wichtig war dabei die Persönlichkeit des Unterführers, der zuerst

auf den Feind stieß. Er durfte keine Zeit verlieren und deshalb auch keinen Befehl abwarten.

Leutnant d. R. Kempner, der mit der 11. Kompagnie den Lugenda aufwärts als Vorhut marschierte, fand am 2. Dezember bei Nangeware ein befestigtes portugiesisches Lager vor. Dasselbe lag, wie die meisten portugiesischen Lager, auf einer kahlen Höhe mit weitem Schußfeld. Sogleich entwickelte sich die brave 11. Kompagnie am Buschrand und trat zum Sturm an über das 300 m breite weite Schußfeld. Die Askari mit vollem Marschgepäck konnten das Tempo, das der Kompagnieführer und sein Effendi vorlegten, nicht halten. Leutnant Kempner und der Effendi (schwarzer Offizier) sprangen auf die feindliche Brustwehr, von dort in das feindliche Lager und befanden sich eine Zeitlang ganz allein inmitten der 50 Mann starken feindlichen Besatzung. Diese waren so verblüfft, daß sie dem Befehl, die Waffen niederzulegen, aus Angst vor dem Hurra unserer heranbrausenden Askari sofort nachkamen, und eine Menge Munition und Verpflegung, die für mehrere Tage für die ganze Truppe ausreichte, fiel in unsere Hand. Als der portugiesische Offizier den Leutnant Kempner zu einem Glas Kognak bester Sorte aufforderte, war die Flasche leer und beide Herren guckten sich ganz verblüfft an. Ein Ombascha (schwarzer Gefreiter) lachte; ihm hatte der Kognak gut geschmeckt.

Die Abteilung Wahle, die ich in die Mkulaberge geschickt hatte, hatte auch dort ein Lager gestürmt und Verpflegung gefunden. Aber trotz dieser kleinen Beutezüge lebten wir von der Hand in den Mund. Die Truppen mußten weiter geteilt werden. So schickte ich Hauptmann Köhl mit fünf Kompagnien nach Südosten in die Gegend von Medo, und wir marschierten den Lugenda weiter aufwärts. Glücklicherweise halfen uns die ungemeinen Mengen von Flußpferden über die nächste Zeit hinweg. In großen Herden von 15—20 Stück fanden wir sie im Lugenda. Manche Kompagnien schossen täglich bis zehn dieser großen fett- und fleisch-

haltigen Kolosse und aßen sie restlos auf. Die zahlreichen Krokodile mahnten freilich zur Vorsicht, und manche gute Beute konnte aus Besorgnis vor diesen Tieren nicht geborgen werden. Das Wildbret des Flußpferdes schmeckt wie derbes Rindfleisch. Die Zunge ist besonders wohlschmeckend. Das Wichtigste ist das ausgezeichnete Schmalz, das die Truppe inzwischen sehr schnell zuzubereiten gelernt hatte. Seine schöne, weiße, appetitliche Farbe war jetzt etwas ganz anderes wie das schmutzige Gelb der ersten Versuche am Rufidji.

Auf meinen vielen Erkundungs- und Jagdgängen in den Wald hatte mir der betreffende Askari, der zum Tragen des Wildes mitgenommen wurde, allmählich auch einige Geheimnisse des Pori verraten. Wir hatten längst gelernt, aus verschiedenen Blattpfanzen, Mlenda genannt, recht guten Spinat zu machen. Jetzt zeigten mir die Leute auch verschiedenerlei schmackhaftes wildes Baumobst. Wir lernten täglich zu und abends beim Lagerfeuer verehrte man sich gegenseitig diese leckeren Rezepte.

Mitte Dezember 1917 langte das Kommando in Chirumba und Mtarika an. Dorthin war Oberleutnant von Ruckteschell mit seiner Kompagnie vorausgeeilt und hatte den zähen portugiesischen Posten schnell vertrieben. Chirumba war eine große Station der Portugiesischen Nyassa-Kompagnie. Diese kaufmännische Gesellschaft verwaltete zu gleicher Zeit den ganzen nördlichen Teil der Kolonie. Weiter südlich wird deren Verwaltung durch andere Privatgesellschaften fortgeführt. Der portugiesische Beamte in Chirumba namens Fernandes schien recht tüchtig gewesen zu sein. Die massiven Gebäude dieser auf einer ganz kahlen Erhebung angelegten Station waren tadellos sauber. Eine kleine Schanze sicherte gegen Überfälle. Schöne Gartenanlagen mit Obst und Gemüse lagen am nahen Ufer des Lugendaflusses. Alleen von Maulbeer- und Mangobäumen säumten die sorgfältig angelegten Wege. Diese prachtvollen süßen Mangofrüchte, von den Ein-

geborenen Emben genannt, schmeckten allen bei dem Mangel an Zucker vorzüglich und waren auf lange Zeit hinaus ein herrlicher Nachtisch. Als ich bei der Ankunft die Veranda des Europäerhauses betrat, setzte mir Ruckteschell das langentbehrte Schweineschmalz vor, denn hier wie überall im Portugiesischen gab es richtige europäische Schweine.

Hier in Chirumba machten wir uns mehrere Wochen seßhaft. Die Eingeborenen waren verständig und freundlich und wußten von früher, daß sie von den deutschen Truppen nichts zu fürchten hatten. Trotzdem hatten sie ihre Verpflegungsvorräte im Busch versteckt. Unsere Leute aber hatten längst gelernt, einen verdächtig aussehenden Baumstumpf genauer zu untersuchen und festzustellen, daß er künstlich aufgestellt und sein Inneres mit Vorräten angefüllt war. Andere stachen mit dem Stock in den lockeren Boden eines frisch angelegten Gartenbeetes und fanden darunter die vermuteten Erntevorräte eingegraben. Kurz, eine große Menge solcher Verstecke wurde entdeckt, und als wir in einer großen Grashütte beim Weihnachtsfest zusammensaßen, da waren wir von den drückenden Verpflegungssorgen befreit.

Der Lugendafluß war so fischreich, daß ganze Körbe von Fischen herausgeholt werden konnten, die dann knusperig gebraten schmeckten, als wenn sie von Muttern kämen.

Nun sollt Ihr hören, wie man fern von der Heimat Weihnachten feierte.

Außer den europäischen Schweinen waren eine Menge Tauben, einige Kisten Backobst, schönes weißes Mehl, Zucker und dergleichen, dazu einige größere Bestände Eingeborenenverpflegung uns in die Hände gefallen. Willkommene Dinge, um das Weihnachtsfest erfreulich zu gestalten, und wenn auch manche der Meinung waren, daß es sich nicht lohnte, im Busch Christvorbereitungen zu treffen, so gab es andere, die gerade dafür waren, dieses Fest nicht vorübergehen zu lassen, und es so zu feiern, wie die Umstände es uns ge-

statteten. Gerade am Weihnachtstag mußte ich wieder eine Kompagnie vorausschicken, die sich den Lugenda aufwärts umsehen sollte, wie es mit der Verpflegung stand, um die für die Nachfolgenden nötigen Vorbereitungen zu treffen. Nachträglich haben sie mir gestanden, daß sie trotz des ihnen am Weihnachtstage sehr unliebsamen Abmarsches ihr Fest im Busch gehörig gefeiert haben, und zwar folgendermaßen: Am Morgen des 24. marschierte Ruckteschell mit der 21. Kompagnie ab, nicht ohne alle Lasten, darunter ein lebendiges Schwein, mitzunehmen. Aber nach drei Stunden Marsch machten sie endgültig halt in einem hohen, schönen Palmenwalde. Dort wurde ein langes Grashaus gebaut und in dieses ein ebenso langer Tisch, alles aus den Hölzern der Wildnis. Mit den geschickten Trägern waren die Hütte und der Tisch in drei Stunden bis Mittagszeit fertig. Dann bekam jeder der Europäer, der mitfeiern wollte, seinen besonderen Auftrag. Der eine hatte für den Weihnachtsbaum zu sorgen, der andere aus dem Weizenmehl Brot und Kuchen zu backen, der dritte, von Beruf Koch von der Mannschaft der „Königsberg", das Schwein zu schlachten und zu braten. Einer mußte aus dem Backobst Kompott und süße Speise herrichten, ein anderer in dem nahegelegenen Fluß Fische fangen und backen. Einer mußte das Weihnachtskonfekt aus Erdnüssen mit Zucker geröstet herstellen. Einer hatte aus dem Wachs, das uns die Eingeborenen brachten, Lichte zu gießen und den Baum zu schmücken. Einer brannte aus dem Eingeborenenhirsekorn eine Art Bier, das allerdings mehr wie säuerliche Limonade schmeckte. Einer deckte mit zwei großen Bettlaken den Tisch, ein anderer schmückte mit Palmenzweigen das Innere der Hütte aus, dann wurde die große, vor kurzem in Chirumba erbeutete portugiesische Fahne an der Decke aufgehängt, eingerahmt von zwei deutschen Flaggen. Diese Vorbereitungen dauerten den ganzen Tag bis zum Abend um 6 Uhr. Unterdessen wurden zahlreiche kleine Weihnachtspakete für die im Hospital von Chirumba befindlichen Kame-

raden angefertigt, Kuchen, getrocknete Pflaumen und Aprikosen eingepackt und Boten damit zu den Freunden zurückgeschickt. Als es um $^{1}/_{2}7$ Uhr abends dunkel wurde, wurden die Lichter angezündet. Der Baum, der von weitem die Ähnlichkeit mit einer Tanne hatte, sah in seinem Lichterschmuck mit Papierketten behangen, richtig wie ein Weihnachtsbaum aus. Auf dem fast 10 m langen Tisch standen die kleinen Pflaumenkisten mit Servietten bedeckt als Leuchter mit je fünf dicken Wachskerzen bestellt. Die ganze festlich geschmückte, hell erleuchtete Halle mit dem gedeckten Tisch sah so feierlich aus, daß man es zu Hause nicht hätte schöner haben können. Alle Teilnehmer, ungefähr 20 Europäer, versammelten sich nun zum lecker bereiteten Mahle und nahmen an der Weihnachtstafel Platz. Dann ging ein großes Schmausen los, Suppe, Fisch, Schweinebraten, Gemüse, Bratkartoffeln, in Nilpferdfett gebacken, Kuchen, Obst, Erdnußkonfekt. Kurz, es gab keinen, der noch einen leeren Platz in seinem Weihnachtsmagen hatte, und das, was unbedingt notwendig ist am Weihnachtsabend, daß einem jeden beinahe übel wird am Schluß von all den schönen Sachen, das stimmte auch bei uns. Das Weihnachtsdiner konnte nicht annähernd aufgegessen werden. Dazu sang man Weihnachtslieder und gedachte der Lieben daheim, von denen sicherlich niemand glaubte, daß wir es am Weihnachtsabend so weit von zu Hause so schön und gemütlich hätten.

Unsere guten Mohren hatten große Augen gemacht, als sie alle diese Vorbereitungen zu dem Feste mit uns trafen. Wir sagten ihnen, heute wäre ein großer Festtag: Sikuku jamungu (der Festtag Gottes). Das begriffen sie, daß das gefeiert werden mußte, und erhielten selbst die Erlaubnis, auch ihrerseits mitzufeiern, bekamen ebenfalls einen großen Topf Pombe, das ist das Eingeborenenbier, und tanzten ihre Eingeborenentänze bis spät in die Nacht zu Ehren unserer Weihnacht. Da unterdessen der Befehl kam vom Kommando, daß am nächsten Morgen weiterzu-

marschieren sei, wurde die Festlichkeit um 12 Uhr abgebrochen und beschlossen, das Frühstück am ersten Weihnachtsfeiertag gemeinsam von den Resten dieses leckeren Mahles einzunehmen. So saß dann vor dem Abmarsch am nächsten Morgen alles wieder zusammen. Der „Königsberg"-Koch hatte aus den Resten des Schweines eine herrliche Sülze gemacht, dazu die großen Schüsseln mit Backobst, noch einige kalte Schweinskotelette und eine große Menge echter Berliner gefüllter Pfannkuchen. So stärkten wir uns für den Marsch, und als jeder behauptete, er könnte nicht mehr, ließ man die Jungens kommen, die Reste einpacken und fort ging's zu sechsstündigem Weitermarsch. Die schöne, große Weihnachtshütte wurde eingerissen, damit niemand mehr an dieser Stelle ein gleiches Fest feiern sollte. Das war unser Weihnachten 1917, das den Teilnehmern für immer im Gedächtnis bleiben wird. Unsere alten guten Weihnachtslieder klangen noch lange ins neue Jahr hinein und in die unbestimmte Zukunft. Das deutsche Weihnachten im fernen portugiesischen Lande, das können nur Deutsche feiern, dazu brauchen wir keine Kaufläden und keine gefüllten Portemonnaies. Dazu braucht es nur die Erinnerung an Heimat und Elternhaus und die Absicht, diesen Schatz festzuhalten und mitzuführen, wohin immer das Schicksal uns treibt.

Zweiter Abschnitt

Zwischen Lugenda und Luri

Afrikanische Zeitbestimmungen — Meine Pilzkenntnis wird belohnt — Wie es einem Fahnenflüchtigen ergeht — Wohlverdiente Leckerbissen — Bau von Rindenbooten — Das verwandelte Schwein — Der neumodische Hut — Ein erfolgreiches Gefecht — Freund und Feind flüchten vor Hauptmann Müller — „Schall- und Rauchkommando" — Wer nicht hören will, muß fühlen — Blaue Strümpfe für den armen Gouverneur

Anfang Januar 1918 begannen die Engländer sich zu regen. Von der Südostecke des Nyassasees her nahten sich zwei Bataillone

der King African Rifles der Abteilung Göring, die ich nach Luambala vorausgesandt hatte, und die ein festes Lager in dem spitzen Winkel zwischen Luambala und Lugendafluß bezogen hatte. Aber da der Feind vereinzelt angriff, wurde er geschlagen. Vor dem stärker anrückenden Gegner mußte ich unsere Truppen auf das Südufer des Lugenda verlegen. Es begannen nun wieder die kleinen Unternehmungen und Patrouillengefechte, und die Engländer benutzten diese für uns unangenehme Zeit, um in geschickter Weise die Anhänglichkeit unserer Askari und Träger zu untergraben. Flugblätter versuchten sie, zu verteilen und sie zu überreden, daß es keinen Wert mehr hätte, bei den Deutschen zu fechten und in unbekanntes Gebiet weiterzuziehen. Bezahlung bekämen sie ja doch nicht, die deutschen Noten wären wertlos wie das Gras auf dem Felde. Sie sicherten ihnen freie Heimkehr mit Weib und Kind zu, Belohnung und glückliche Arbeitslosigkeit, wenn sie von uns abließen. Natürlich waren viele derselben kriegsmüde. Die Strapazen waren auch wirklich sehr groß gewesen. Dazu kam das unsichere Gefühl, wohin die Reise sie nun weiterführen sollte. Die überwiegende Mehrzahl der Schwarzen hängt an den Verwandten und an der Heimat. Sie sagten sich, wenn wir nun weitermarschieren, kennen wir das Land und die Wege nicht mehr, von da, wo wir jetzt sind, finden wir noch zurück, aber später nicht mehr. Die englischen Einflüsterungen und Flugblätter, die Kolonel Baxter in unsere Reihen tragen ließ, fielen deshalb bei manchen auf fruchtbaren Boden, und so sind damals eine Reihe guter Askari und Träger desertiert. Kleine Unannehmlichkeiten, wie sie immer vorkommen, Weiberangelegenheiten und dergleichen wurden jetzt zu Anlässen, den Leuten ihren Entschluß zum Fortlaufen zu erleichtern. Die Impulsivität des Schwarzen macht ihn auch für schlechte Einflüsterungen leicht empfänglich. Viele hatten nämlich geglaubt, der Krieg wäre im Portugiesischen zu Ende und die Engländer würden nicht nachkommen. Als nun aber die ersten Minenwerfer

ihnen wieder vor die Nase fielen, da sank ihnen der Mut. Aber dieser Zustand zeitweiliger Unlust war nur vorübergehend. Bald kehrte das alte Vertrauen zurück, auch bei solchen, die den Kopf hatten hängen lassen. Das Beispiel der guten Askari, die einfach lachten über die goldenen Berge, die ihnen der Feind versprach, wenn sie desertierten, gewann die Oberhand. In einem so langen und aufreibenden Kriege war eben die Stimmung gelegentlich auch niedergedrückt. Es kam weniger darauf an, sich hierüber zu erstaunen und zu entrüsten, als vielmehr mit sicherem Verständnis dem entgegenzuwirken. Dazu waren die guten Elemente fest entschlossen, die zahlreich unter unseren Europäern, Askari und Trägern vorhanden waren.

Da der Feind sich allmählich immer mehr verstärkte und unsere Verpflegung in dieser Gegend bald aufgegessen war, mußte ich mir überlegen, wohin wir uns nun richten sollten. Die Abteilung Köhl war in der Gegend von Medo gut verpflegt, sie trieb dort mit ihren Kampfpatrouillen ein sehr lohnendes, einträgliches Spiel. Die Portugiesen haben nämlich im Frieden überall kleine Befestigungen im ganzen Lande angelegt, mit denen die kaufmännischen Privatgesellschaften die Eingeborenen in Schach halten. Diese kleinen Befestigungen hatten sie auch jetzt beibehalten und überall im Verein mit den Engländern mit Besatzungen von durchschnittlich 50 Mann belegt. Die Eingeborenen waren völlig auf unserer Seite. Sie waren wütend über die Portugiesen und begrüßten die Deutschen als die Befreier von dieser Gewaltherrschaft. Überall boten sie ihre Führerdienste an und brachten uns wertvolle Meldungen, wo wieder ein guter Fang zu machen wäre. So gingen von Abteilung Köhl die Kampfpatrouillen ständig von einem Ort zum andern, die Askari stürmten kurzerhand jede kleine Festung. Reichliche Beute war der Lohn; denn die portugiesischen Askari hatten gehörigen Respekt vor unsern Bajonetten und liefen auf das grausige Hurrageschrei der Askari sehr bald davon. Das

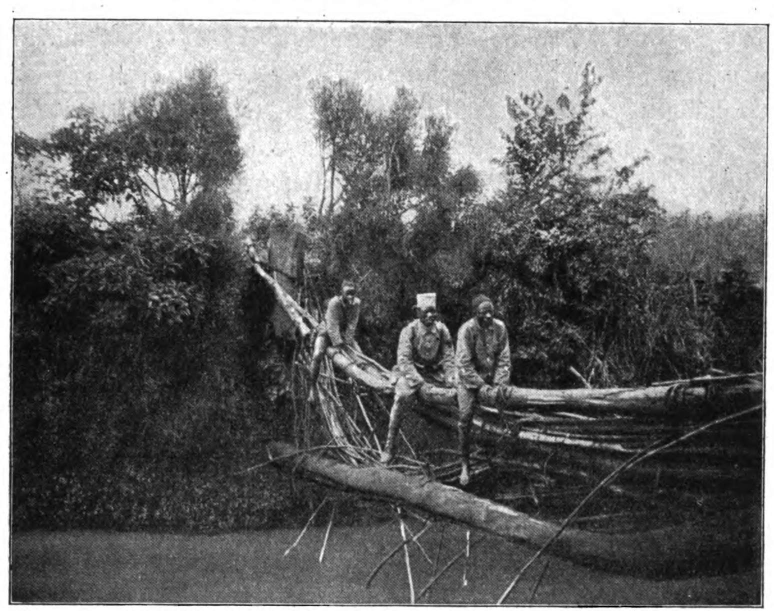
einträgliche Geschäft brachte monatelang der Abteilung Köhl viel Verpflegung, Munition und Bekleidung ein.

Aber die Beschaffenheit des ganzen Landes war noch recht ungeklärt. Unsere Karten sahen aus wie aus der Zeit Vasgo da Gamas. Große weiße Flecken mit einigen Flußläufen und altmodischen Namen, das war alles. So mußte man denn die Eingeborenen gehörig ausfragen, um zu wissen, was man zu erwarten hätte von dem gelobten Land, in das wir ziehen wollten. Die guten Mohren sind nicht alle so, daß sie gleich sagen, was sie wissen, oder vielmehr, daß wir gleich wissen, was sie meinen. Man fragt z. B. wo liegt das nächste Dorf. Dann zeigen sie mit dem Arm in eine Himmelsrichtung, die meistens stimmt, dann fragte man weiter, wieviel Leute wohnen dort, dann sagen sie „viel" oder „wenig". Was heißt nun viel? Mancher Neger nennt 10 viel, und andere nennen 100 wenig. Wenn sie eine Gegend als gut bevölkert bezeichnen, kann man daraus entnehmen, daß es dort auch was zu essen gibt. Dann fragt man nach der Art der Verpflegung, die dort wächst, und nach den Wasserverhältnissen. Fragt man nach der Entfernung, dann sagt der Mann: „Wenn du morgens bei Sonnenaufgang aufbrichst, mußt du dreimal unterwegs schlafen, und wirst da sein, wenn die Sonne untergeht." Das sind also vier Tagereisen. Oder aber er sagt: „Brich auf bei Sonnenaufgang, so wirst du ankommen, wenn die Sonne im Zenit steht." Das sind sechs Stunden Marsch. Auch noch genauer bezeichnen sie die Sonnenstellung, weisen mit den Armen in die Himmelshöhe, in der die Sonne zu jener Stunde des Tages steht, zu der man eintrifft. Bei guter Übung lernt man auf halbe Stunden genau auf diese Weise die Zeit bestimmen, da bekanntlich in Zentralafrika die Sonne um 6 Uhr auf und um 6 Uhr untergeht. Alle diese Angaben werden notiert. Wenn verschiedene Leute das gleiche gesagt haben, kann man sich mit ziemlicher Bestimmtheit darauf verlassen. Jede Patrouille mußte in dieser Weise genaue Meldungen dem

Kommando erstatten. Unsere Kartenzeichner lieferten uns mit der Zeit recht brauchbares Kartenmaterial, das schließlich besser war wie jedes englische und portugiesische.

Da die Regenzeit vor der Tür stand, setzten wir allmählich auf das Südufer des Lugendaflusses über.

Erfreulicherweise half uns, wie früher das Manna den Kin-



Patrouille überschreitet eine vom Feind zerstörte Brücke.

dern Israel, die enorme Menge der um diese Jahreszeit hervorschießenden Pilze aus der gröbsten Verlegenheit unserer Verpflegung. Ich hatte mich schon in Deutschland für Pilzkunde interessiert und fand bald nahe Verwandte unserer deutschen Sorten, der Pfifferlinge, Champignons, Steinpilze. Im afrikanischen Walde hatten wir in kürzester Zeit diese körbeweise gesammelt. Wenn auch eine einseitige Pilznahrung schwer verdaulich und nicht

allzu kräftig ist, so waren uns die Pilze doch eine wesentliche Beihilfe.

Bei strömendem Regen zogen wir dann weiter nach Südosten. Die sonst trockenen Bergschluchten waren zu reißenden Flüssen geworden. Durch gefällte Uferbäume, die quer über den Fluß fielen, wurden Übergänge geschaffen und ein Geländer schnell durch Stricke oder zusammengeschlungene Baumrinde improvisiert. Mein Maultier, das ich wegen eines Fiebers ritt, das mich befallen hatte (ich war anscheinend besonders empfindlich für Malaria und litt häufig darunter), sowie die wenigen anderen Reittiere, die bisher nicht in die Kochtöpfe gewandert waren, schwammen hinüber. Am Lagerplatz angekommen, liefen mir meine Leute weg und bereiteten schnell aus Zweigen eine erhöhte Lagerstelle, über die dann meine beiden Mannschaftszeltbahnen als Dach gespannt wurden. Oberveterinär Dr. Huber, der für das leibliche Wohl der Mitglieder des Kommandos sorgte, und unter ihm unser tüchtiger schwarzer Koch, der alte Baba, waren sogleich wieder am Werk, und trotz regennassem Holze konnten wir uns stets in kurzer Zeit im Lager zu gemeinsamem Mahle einfinden. Wenn es mir zu stark goß, war Dr. Huber so barmherzig, in aller Eile noch ein schützendes Grasdach über unseren Mittagstisch zu bauen. An sonnigen Tagen wurde eifrig Tabak fermentiert und geschnitten. Der tüchtige Feldintendant, Leutnant zur See Besch, der stets von neuem erfinderisch war, wenn es das leibliche Wohl der Truppe galt, hatte auch daran gedacht und den bei den Eingeborenen vorgefundenen recht guten Tabak gesammelt. Trotz allem waren die Entbehrungen immer recht groß, und mancher dachte daran, daß es doch behaglicher wäre, in der Heimat auf eigenem Boden in Ruhe sein Leben zu beschließen. So war auch plötzlich der jahrelang treu dienende Boy eines Offiziers eines Morgens verschwunden. Wahrscheinlich hatte ihm seine Bibi (Frau), die das Kriegsleben satt hatte, so lange in den Ohren gelegen, bis er nachgab.

Diese seine Selbsthilfe hat ihm aber wenig genützt und nicht zu dem ersehnten Ziele verholfen. Schon nach einigen Tagereisen wurde die saubere Familie von englischen Patrouillen abgefangen und seine Freiheit hatte ein Ende. Die englischen Versprechungen erwiesen sich nicht als stichhaltig. Statt für sein Überlaufen arbeitslos in die Heimat entlassen zu werden, mußte er nach Daressalam mitwandern, dort wurde er als Koch eines Generals eingestellt, mußte mit gegen die Deutschen marschieren und Spionendienste leisten. Auf diese Weise geriet er später im Portugiesischen unsern Patrouillen in die Hände, gestand seine schlechten Abwege ein und fand ein trauriges Ende. Seine Frau, die ihn verführt hatte, hatten sich längst englische Askari geraubt.

Die regennassen Märsche setzten sich nun noch einige Zeit fort. Wir zogen in die Gegend von Mtende und weiter nach Nanungu. Die Abteilungen Otto und Göring aus Luambala rückten von dort aus heran, und Abteilung Wahle folgte ebenfalls.

Bei Nanungu fanden wir reichlich Verpflegung. Es lohnte sich, dort sowohl wie auch weiter südlich am Lurifluß wie in früherer Zeit Aufkaufposten und Magazine anzulegen. Die Kompagnien hatten Jagdkommandos eingerichtet, die überall verteilt im Pori herumsaßen, täglich Wild schossen und an die Kompagnien lieferten. Die Eingeborenen brachten Korn, Gartenfrüchte und Honig herbei, um diese gegen Fleisch, lieber aber noch gegen Bekleidungsstücke einzutauschen. Recht willkommen war auch eine wohlschmeckende, süße, kirschenartige Porifrucht, die zu Millionen in der Gegend von Nanungu heranreifte. Ich ließ sie mit Vorliebe zu Marmelade verarbeiten. Auch andere Leckereien, besonders Erdnüsse bekamen wir häufig. Weit und breit verrieten die Hähne, die jetzt wieder krähen durften, daß es in den Lagern und bei den Eingeborenen Hühner und Eier gab.

Die Notwendigkeit, in dem wasserreichen Gebiet die durch die Regenzeit anschwellenden Flüsse zu überschreiten, ließ uns zu

Bootsbauern werden. Wir hatten bisher für alle Fälle einige Einbäume mitgetragen, das sind große ausgehöhlte Baumstämme. Aber so ein Transport war auf die Dauer zu schwierig, denn ein Boot mußte von mindestens 20 Mann getragen werden. So ließen wir uns von den Eingeborenen der Landschaft, die hierin besonders sachkundig waren, im Bau von Rindenbooten unterweisen. Bei allen Kompagnien wurde mit Eifer täglich gebaut. Dazu suchte man sich die passenden großen Bäume und schälte die Rinde ab. Und diese großen Rindenstücke wurden dann mit Stangen versteift und mit Holzpflöcken zusammengeschlagen. So brachten etwa 10 Mann ein Boot für 4—5 Leute in zwei Stunden fertig. Auch wurde über einen reißenden Fluß eine Pontonbrücke gebaut, die auf solchen Rindenbooten schwamm, die wochenlang vollständig dicht hielten.

Mächtig erhob uns damals in der zweiten Hälfte des März 1918 die Nachricht von der gewaltigen deutschen Märzoffensive an der Westfront, die unsere Funkenstation auffing. Ich wettete mit dem Sanitätsoffizier beim Stabe, dem Stabsarzt Taute, daß Amiens bald fallen würde.

Die Zeit mehrwöchiger Ruhe, die jetzt eintrat, benutzte ich, um meinen rechten Fuß, der mir infolge eines Sandflohes seit einem halben Jahr Unbequemlichkeiten machte, in Ordnung bringen zu lassen. Die in manchen Lagern in Unmenge vorkommenden Sandflöhe bohren sich mit Vorliebe am Fußnagel in das Fleisch und verursachen dort schmerzhafte Entzündungen. Wird nicht aufgepaßt, so greifen diese weiter um sich. Die Verstümmlung vieler Füße der Eingeborenen und der Verlust von Zehen ist häufig durch solche Sandflöhe entstanden. Auch ich litt unter dieser Unbequemlichkeit, und beim Gehen bildeten sich immer wieder Entzündungen. Stabsarzt Taute konnte mir glücklicherweise die Zehe unempfindlich machen, um dann den Nagel herauszulösen. Auch in anderer Weise war ich einmal etwas gehindert. Bei

einem Erkundungsgange hatte mir ein Halm aus dem über mannshohen Grase in mein rechtes Auge geschnitten, und bei der Behandlung konnte ich infolge Atropins mit dem rechten Auge nichts mehr sehen, keine Schrift oder Kartenskizze erkennen. Dieser Zustand war sehr störend, weil mein linkes Auge durch eine im Jahre 1906 beim Hottentottenaufstand in Südwestafrika erhaltene Schußverletzung so stark beschädigt war, daß ich mit dem linken Auge überhaupt nicht lesen kann. So war ich gezwungen, verschiedene Unternehmungen mitzumachen, ohne ordentlich sehen zu können.

In dieser Zeit lagen unsere Truppen nicht müßig. Nach allen Richtungen durchstreiften unsere Patrouillen die Gegend, teils nach Feind, teils nach irgendwelchen Schätzen des Landes suchend. Die Kompagnien exerzierten täglich, und die Europäer aller Kompagnien machten gründliche Kurse am Maschinengewehr durch. Es war unbedingt notwendig, daß bei der geringen Zahl unserer Europäer jeder diese Hauptwaffe durch und durch bis ins kleinste kannte und zu bedienen verstand.

Die Patrouillen der Abteilung Köhl waren aus der Gegend Medo-Nanumu inzwischen bis an die Küste vorgestreift, hatten am Lurifluß und weit südlich desselben eine große Zahl portugiesischer Befestigungen erstürmt, einige Kanonen, vor allem aber Gewehre und Munition und erhebliche Mengen an Verpflegung erbeutet. Die Eingeborenen erwiesen sich immer freundlich gegen unsere Leute. Wie schon gesagt, sahen sie in ihnen die Befreier von der portugiesischen Bedrückung. Alle Patrouillenführer rühmten die Tüchtigkeit und Klugheit der portugiesischen Eingeborenen und den verständigen und weiten Blick ihrer Ortsoberhäupter. Überall hieß es, daß die Gegend unendlich reich wäre.

Um uns eine besondere Freude zu machen, schickte uns Leutnant von Scherbening, der mit seiner Patrouille die Boma Malema genommen hatte, ein erbeutetes Schwein nach Nanungu. Da es nicht laufen wollte, wurde es die 500 km weit getragen. Als es,

ziemlich am Ende seiner Kräfte, angeschleppt kam, entpuppte es sich leider nicht als europäisches, sondern als Pori- (Wild-) Schwein, wie wir sie selbst täglich im Walde erlegten. Nun glaube ich sicher, daß Scherbening den Unterschied zwischen einem richtigen und einem Wildschwein schon gewußt haben wird. Die guten Mohren haben sicherlich das richtige Schwein allmählich so weit aufgeknabbert, bis nichts mehr davon übrig war, und dann in ihrer Angst, da sie doch Befehl hatten, ein Schwein zum Kommando zu bringen, treu und brav ein Wildschwein angeschleppt. Einer von diesen „göttlichen Sauhirten" hatte eine merkwürdige Kopfbedeckung. Wie ich mir dieselbe näher ansah, stellte sich heraus, daß es ein schönes, buntes Nachtgeschirr aus Porzellan war. Das hatte er sich als „Andenken" aus dem portugiesischen Hause mitgenommen. Bei Tag trug er den Topf als neumodischen Hut auf dem Kopf, des abends löffelte er seinen Brei zum Neide sämtlicher Mitmohren aus dieser herrlichen Suppenschüssel. Um mich besonders zu ehren, ergriff er das Geschirr am Henkel und grüßte feierlich. Unser fürchterliches Gelächter hielt er für schallenden Beifall.

Um Ostern 1918 rückte der Feind von Westen, von Norden und von Osten mit stärkeren Kräften gegen uns vor. Nach Osten, gegen die Kolonnen von Porto Amelia, hatte Abteilung Köhl die Aufgabe, den Feind hinzuhalten. Nach Norden und Westen wollte ich, je nach günstiger Lage, den Vorteil der inneren Linie benutzen, dem Gegner eins auszuwischen.

Hauptmann Müller, der nach seiner verdienstvollen jahrelangen Tätigkeit als Adjutant eine selbständige Abteilung übernommen hatte, ging in die Gegend von Mahua und überraschte dort die Verpflegungsstation Kanene. Die verteidigenden Engländer sahen, daß die angesammelten Bestände verloren waren. Um dies wenigstens teilweise zu verhindern, machten sie sich über die Alkoholkisten des Lagers her und fielen recht angeheitert in

unsere Hände. Ohne sich mit diesem Alkohol so eingehend zu beschäftigen wie die Engländer, zog Abteilung Müller weiter gegen Koriwa, stieß unterwegs auf ein feindliches Bataillon und griff es sofort an. Trotzdem auf unserer Seite keine 70 Gewehre im Gefecht waren, gelang es doch, einen feindlichen Flügel zu packen, und von einem Termitenhügel (große, steinharte Ameisenhügel), so wirksam mit Maschinengewehrfeuer zu bearbeiten, daß er in wilder Flucht davonlief und 40 Tote zurückließ. Ich selbst stand an der Straße Nanungu-Mahua. Von hier aus glaubte ich, schnell gegen die irgendwo überraschend auftretenden feindlichen Kräfte eingreifen zu können. Da unsere vielen Patrouillen am Kirekaberge wieder auf Gegner gestoßen waren, war es wahrscheinlich, daß stärkere Kräfte in verschanzten Lagern dahinterstanden.

Am 5. Mai morgens marschierte ich ab auf Makoti zu. Während des Anmarsches wünschte ich sehnlichst, daß der Feind aus seinen Verschanzungen herauskäme und sich ein Kampf im freien Felde entwickeln möchte, damit wir nicht die befestigte Stellung angreifen müßten. Gerade wie ich ankam, meldete mir ein Sol (schwarzer Feldwebel), der von einer Patrouille zurückkehrte, daß der Feind in großer Stärke ausgeschwärmt vorrückte und sofort auf nahe Entfernung auftauchen müßte. Das war gerade, was ich wollte. Zu seiner größten Überraschung kam der ahnungslose Feind, der geglaubt hatte, einige kleine Patrouillen vor sich zu haben, in das wirksame Maschinengewehrfeuer unserer Kompagnie Böll. Die nächste eintreffende Abteilung Göring wurde so, wie sie ankam, rechts in dem Busch zu umfassendem Angriff eingesetzt, der Feind dadurch völlig überrascht und mit schweren Verlusten in großer Eile zurückgeworfen. Mehrere Kilometer ging diese heftige Verfolgung. Da langten wir plötzlich vor den feindlichen Verschanzungen an. Dadurch kam unser Vorgehen zum Stocken. Da man im Busch Freund und Feind nicht voneinander unterscheiden konnte, war ich am linken Flügel so nahe an den Gegner

herangeraten, daß uns ein kleiner Gegenstoß desselben hätte recht unangenehm werden können. Zu unserem großen Glück traf gerade in diesem Augenblick die Kompagnie Büchsel bei uns ein und konnte den Feind zurückschlagen. So kam das Gefecht zum Stillstand. Bei Einbruch völliger Dunkelheit lagen wir dem Feind dicht gegenüber. Während wir so dalagen, kochten die Kompagnien weiter rückwärts ihre Verpflegung, und unsere schwarzen Diener brachten uns das Essen in unsere Linien. Gegen Mitternacht traf die Meldung ein, daß unsere Patrouillen auf starken Feind in unserem Rücken gestoßen seien. Da nun alles, was wir hatten, unsere ganzen Waffen, Munition, Verbandzeug, Verpflegung, Kranke usw. bei Nanungu zurückgeblieben war, mußte ich noch in der Nacht mit dem Hauptteil meiner Kräfte wieder über Makoti an die Straße Nanungu-Mahua zurück. Aber auch der Gegner schien irgend etwas zu befürchten und zog nach rückwärts ab. Dann, am nächsten Tage, stellte sich heraus, daß diese Meldungen falsch waren, daß unsere Patrouillen die Abteilung Hauptmann Müllers, die auf unseren Gefechtslärm in vortrefflicher Initiative anmarschiert war, für Feind gehalten hatten, und der Gegner ebenfalls deshalb abzog, weil auch ihm die Abteilung Müller gemeldet war. Wir hatten 200 Gewehre im Gefecht, und der Gegner war über 1000 Mann stark, hatte an Toten 14 Europäer, 91 Askari und über 100 Verwundete mit seinem ganzen Hospital in unserer Hand gelassen. Völlig geschlagen zog er ab. Wir waren 62 Europäer und 342 Askari gewesen, davon waren 35 gefallen und 105 verwundet.

Bei der Abteilung Köhl drängte der Gegner von Porto Amelia mit mehreren Divisionen so heftig, daß dort auch dauernd schwere Gefechte stattfanden. Hauptmann Spangenberg hatte mit seinen zwei Kompagnien den Feind eines Tages sehr gewandt umgangen. Von rückwärts war er an eine leichte Feldhaubitzenbatterie herangeschlichen und hatte diese im Sturm genommen. Fast die ganze

Bespannung und Bedienung fiel. Leider war es nicht möglich, Geschütze und Munition mitzunehmen. Wir mußten sie sprengen. Aber trotz solcher Einzelerfolge mußte Abteilung Köhl sich auf uns zurückziehen.

Der Bestand der Felder veranlaßte mich, mehr nach Südwesten in der Gegend der Timbani-Koromaberge Lager zu beziehen. Außerordentlich zerrissen und felsig war das Gelände. Wie von Riesenhand hineingeschleudert lagen in der portugiesischen Steppe diese Felsklötze zerstreut umher, wie Inselberge im weiten Ozean. Ein jeder von anderer Größe, ein jeder von anderer Gestalt. Das war gut für die Orientierung. Auch zum Ausguckhalten dienten uns diese kleinen und großen, über die Steppe weit aufragenden Felskuppen. Unsere Posten saßen auf Bergeshöhe und spähten nach dem Rauch der feindlichen Lager. Um die Morgen- und Abendstunde war es besonders günstig, an diesem Rauch die Größe der Abteilung des Feindes und ihre täglich veränderte Marschrichtung zu erkennen. Wir dagegen suchten unsere Lager möglichst rauchlos dem Feinde zu verbergen. Nur um die heiße Mittagzeit durfte abgekocht werden mit kleinen Feuern und trockenem Holz, das keinen Rauch gab. Die gemütlichen, bei Schwarz und Weiß so geschätzten Lagerfeuer, an denen auch die Neger zu schlafen liebten, mußten aufhören. Das Hähnekrähen hatte auch bald wieder ein Ende. Das Geschrei in den Lagern und das Kreischen der Weiber, alles das verriet dem Feind unseren Standort. Ein „Schall- und Rauchkommando" war streng hinter jedem her, der gegen diese heilige Ordnung verstieß. Aber es dauerte eine geraume Zeit, bis nicht nur die Hähne, sondern auch die guten Mohren und sogar mancher Europäer es gelernt hatten, sich leise und taktvoll zu benehmen. Manchem wurde es schwer, und mancher lernte es nie.

Diese letzteren mußten durch Schaden klug werden. Eines Tages wurde die Abteilung Köhl, wie sie schon einen Tagemarsch

an uns herangerückt war, schwer angegriffen und hatte ihre Lasten in Richtung auf die Kommandoabteilung nach rückwärts abgeschoben. Bei den Lasten befanden sich auch sämtliche Weiber der Kompagnien. Wie das so zu sein pflegt, wenn die holde Weiblichkeit in größerer Menge beieinander ist, gab es ein Geschnatter, das derartig durch die Gegend schallte, daß die Wächterinnen des Kapitols ihren Standort nicht besser verraten haben, als wie diesmal die schwarzen Heldinnen ihr Lager dem Feind. Feindliche Truppen, die eine Umgehung machten, stießen infolgedessen auf das Lager, nahmen es ein, und die Abteilung Köhl hatte sämtliches Gepäck und alle Lasten verloren. Bei diesem Gepäck befanden sich auch die sämtlichen Lasten des Gouverneurs mit unserer Geldreserve. Der Gouverneur rette mit Mühe sein nacktes Leben. Wir hörten in unserem Lager gegen Mittag plötzlich das Minenwerferfeuer in unmittelbarer Nähe, brachen sofort auf und versuchten den Gegner zurückzuschlagen. Dieser aber hatte eine gute Stellung in den Bergen eingenommen und sich so verschanzt, daß wir ihm nicht alles wieder abnehmen konnten. Nur einen Teil der Lasten bekamen wir wieder. Die King-African-Rifles verloren in diesem Gefecht über 200 Mann.

Es hatte keinen Wert für uns, noch länger vor den starken Stellungen des Feindes zu verharren. Bei Dunkelheit lösten wir uns vom Gegner und bezogen unser Lager weiter südlich beim Koromaberg. Die ihrer ganzen Habe beraubten Europäer der Abteilung Köhl mußten nun wieder notdürftig ausgestattet werden. Jeder gab, was er geben konnte. Auch ich steuerte dazu bei, dem Gouverneur aus seiner Verlegenheit zu helfen, und verehrte ihm ein Paar blaue Strümpfe, die seine Gattin mir im Anfang des Krieges angefertigt hatte, die aber leider abfärbten. Außer dem sehr fühlbaren Verlust von etwa 70000 Patronen hatten wir auch den Verlust großer Mengen von Papiernoten — ich glaube, es waren etwa 30000 Rupien — zu beklagen. Gegen meinen

Willen waren Millionen Rupien in Papiernoten gedruckt und mitgeschleppt worden. Um weitere Verluste zu vermeiden, ließ ich nun den größten Teil der früher mühsam hergestellten Noten wieder vernichten.

Dritter Abschnitt

Komischer Orlog (Krieg)

Der hungrige Leutnant von der Nordbahn erweist sich auch in anderer Hinsicht als überaus leistungsfähig — Das Wundertier Pferd — Der Feind muß sich doch „foxen" lassen — Ein tüchtiges Durcheinander — Unerwarteter Kaffeebesuch — Apfelsinen, ein seltener Genuß — Die Portugiesen leisten uns große Dienste — Im Gänsemarsch — Probieren geht über Studieren — Mustafa bin Mabruk in Galauniform — Er läßt sicht nicht beleidigen — Heldentaten des kleinen Mannes — Aus drei Kanonen ein brauchbares Geschütz — Ein hinreißender Angriff, ein glänzender Sieg! — Allgemeine feuchtfröhliche Siegesfeier

Es schien, als ob dem Gegner wieder einmal eine größere Operation, uns bei Timbani einzukreisen, mißlungen war. Wir ließen ihn stehen, wo er war, und marschierten in die reichen Gegenden weiter zum Lurifluß. Unsere Schwerverwundeten und Kranken konnten diese mehrtägigen Märsche in ihren „Maschillen" (Tragbahren) nicht gut durchhalten. Es blieb nichts anderes übrig, als sie von Zeit zu Zeit zu sammeln und dann gemeinsam unter einem Arzt als vollständiges Lazarett endgültig dem Feinde zu überlassen. So blieb der Chefarzt der Truppe, Generaloberarzt Meixner mit einem solchen Lazarett liegen. Vom Leutnant der Reserve Schäfer, der uns bei Jassini so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte und jetzt an Schwarzwasserfieber schwer erkrankt war, nahm ich bei dieser Gelegenheit Abschied. Der erfahrene Afrikaner war sich über seinen Zustand vollständig klar, war freundlich wie immer und sah seinem unvermeidlichen baldigen Ende mit Ruhe entgegen.

Südlich des Lurioflusses bezog ich Lager und wollte die Engländer dort wieder anbeißen lassen, um sie zu veranlassen, immer mehr Truppen heranzuziehen. Wich ich dann aber langsam weiter aus, so würde die starke feindliche Truppe voraussichtlich folgen, aber wegen der großen Schwierigkeit ihres Nachschubs nichts ausrichten können. Auf diese Weise konnten wir genügend Zeit gewinnen für unsere Unternehmungen gegen die kleineren feindlichen Lager im Süden.

Die Abteilung Müller marschierte als Vorhut voraus und nahm die Boma Malema. Bei dem Weitermarsch war der malariakranke Oberleutnant von Schrötter, leicht verwundet, etwas zurückgeblieben und wurde plötzlich von einer kleinen feindlichen Patrouille gefangen. Die Unaufmerksamkeit seiner Gefangenenwärter benutzte Schrötter, um sich seitwärts in die Büsche zu schlagen, und dann, so wie er war, im Hemde, auf großen Umwegen, nach tagelangem Herumirren, gänzlich erschöpft, die Unsern wieder zu erreichen. Das war eine Leistung, die ihresgleichen sucht, bei der unbarmherzigen Tropensonne, barhäuptig und in dem steinigen, dornigen Gelände barfuß, ohne Verpflegung, besonders wenn man seinen Appetit bedenkt, — den Ihr aus der Geschichte von der Nordbahn her kennt.

Das Gelände längs des Malemaflusses, an dem unser Lager sich befand, war ganz außerordentlich reich. Das Mtama stand in voller Reife, und es gab reichlich Tomaten, Bananen, Bataten (Süßkartoffeln) und andere Früchte. Wild und Fische waren ausreichend vorhanden. Die Eingeborenen kannten die deutschen Truppen von früher und waren sehr zutraulich. Während eines Rittes kamen mir plötzlich einige Frauen aus ihren Hütten entgegengelaufen, um das ihnen ganz unbekannte „Njama" (Tier, Wild, Fleisch) zu sehen. Ich ritt nämlich ein Pferd!!! Das hatten sie noch nie gesehen und staunten dieses Untier an. Wir konnten das Land nicht annähernd ausbeuten und nicht verhindern,

daß auch der Feind davon lebte. Für unsere Verhältnisse war die Gegend zu reich. Wir waren nicht imstande, es vor unserem Abrücken, wie in früheren Fällen, so leer zu futtern, daß die feindlichen Massen nichts mehr vorfanden.

Wie gesagt, hatte ich die Absicht, die feindlichen Kolonnen durch einen kleinen Teil meiner Truppen möglichst hinzuhalten und so zu beschäftigen, daß sie die Sache ernst nahmen und bei meiner Nachhut wirklich anbissen. Die Direktive des englischen Befehlshabers, die in unsere Hände fiel, unterstützte mich in dieser meiner Überlegung. Er wollte sich nicht ein zweites Mal wie bei Koriwa von uns „foxen" (hinters Licht führen) lassen und hatte deshalb befohlen, daß stets, wenn irgendwo mit uns Fühlung gewonnen wurde, sogleich einige Abteilungen im Umkreis von 5—6 Meilen uns zu umgehen hätten. General Edwards, dem ich das später einmal erzählte, war sehr amüsiert, daß ich von diesen seinen Absichten Kenntnis erlangt und mich danach gerichtet hatte. Wir staffelten uns nämlich in die Tiefe, so daß die einzelnen Abteilungen viele Stunden weit voneinander entfernt lagen. Wenn der Feind uns nun umgehen wollte, stieß er ins Leere oder auf die nächste Abteilung.

Von Mozambique aus war wieder stärkerer Gegner herangerückt und drückte gehörig hinter unserer Nachhut her. Kaum stieß er auf unsere Stellungen, so rückten auch schon seine Umgehungskolonnen im Busch von beiden Seiten hinter die Unsern, während in der Front fast nichts geschah. Die vorderste Abteilung wurde so gezwungen, im großen Bogen durch den Busch zurückzugehen, und die nächste trat dem Feind entgegen. Dabei war es nicht leicht, die Lasten und die Kocherei so einzurichten, daß nichts in Feindeshand geriet. Verschiedentlich aber wurden unsere Jungens, wenn sie mit ihren Kochtöpfen loszogen, um der fechtenden Truppe das Essen zu bringen, plötzlich abgeschnappt, und die betreffenden warteten dann lange und vergeblich auf ihr Mittags-

brot. Aber im dichten Busch war auf englischer Seite das Durcheinander oft noch größer als bei uns. Freund und Feind wußte nicht, wen er vor sich hatte.

So ging einmal die Abteilung des Oberleutnants von Ruckteschell, die zunächst am Feinde gewesen war, als es plötzlich hinter ihr schoß, einen Bogen schlagend, auf die rückwärts gestaffelten Teile der Truppe zurück. Hierbei traf sie auf etwa 30 m Entfernung im Busch auf eine feindliche Streifabteilung, die ihrerseits wieder schlechte Hintergedanken hatte. In aller Ruhe und unter den Augen des Feindes wurden die Maschinengewehre in Stellung gebracht, und dem Gegner, der die Unsern für Engländer gehalten hatte, aus nächster Entfernung so gründlich in die erstaunten Gesichter geschossen, daß er im Augenblick in die Flucht geschlagen war. Ebenso gerieten unsere eigenen Patrouillen häufig mitten zwischen die feindlichen Truppen. Vizefeldwebel der Reserve Schaffrath ließ, als er gar nicht mehr wußte, wo aus noch ein, seine Leute im dichten Busch sich niederlegen, und wie der Feind einige Schritte von ihm vorbeimarschiert war, beschoß er die Kolonne von rückwärts. Dann versteckte er sich wieder. So gelang es ihm im Verlauf einiger Stunden mehrmals, dem Gegner empfindliche Verluste beizubringen und Beute zu machen.

Durch diese hinhaltenden Gefechte meiner Nachhut wollte ich Zeit gewinnen, um mit dem Gros in das weiter südlich gelegene, allen Schilderungen zufolge reiche Land einzufallen. Das nächste Ziel war die portugiesische Boma Alto-Moloque. Das war im Frieden der Sitz einer höheren Verwaltungsstelle und eines großen Militärkommandos gewesen. Dort mußte also allerlei Gutes zu finden sein, womöglich auch Munition. Nun kam es darauf darauf an, überraschend aufzutreten. So ließen wir den Feind in seinen Befestigungen in Inago ruhig sitzen und marschierten um die hohen, schönen Inagoberge herum, Abteilung Müller voraus. Ein alter Südafrikaner meinte in seinem nicht ganz

reinen Hochdeutsch: „Is das eine komische Orlog (Krieg), ons lopt achter de Portugies an und de Englanders lopt achter ons an.“

Abteilung Müller, die ohne allen Troß besonders schnell marschierte, kam nach einigen Tagen vor der Boma so unerwartet zum Vorschein, daß die Portugiesen, die auf der Veranda des sehr schönen Europäerhauses gerade Kaffee tranken, keine Zeit mehr hatten, sich aus dem Staube zu machen. Merkwürdigerweise hatten die Portugiesen nicht einmal gemerkt, daß wir vorher mit ihnen telephoniert hatten. Auf der Straße, auf der wir vormarschierten, hatten wir Telephonanschluß hergestellt und bekamen auf unsere Anfrage erst von einem Portugiesen und wenige Minuten darauf von Hauptmann Müller die Antwort, daß auch er schon da wäre. Leider war wenig Munition erbeutet. Die größte Menge der Munition sollte gerade vorher abtransportiert worden sein. Einige unserer Patrouillen machten sich auf die Suche und Verfolgung.

Mitte Juni kamen wir in den sehr schönen massiven Europäerhäusern von Alto-Moloque an. Recht anmutig lagen sie auf einer kleinen Höhe und boten einen meilenweiten Umblick über die umgebenden Wälder, auf die mächtigen und schroffen Felsengebirge in der Ferne. Tausende von Apfelsinenbäumen standen gerade in voller Reife. Alles schmauste von früh bis spät diese seltene Frucht, und bei den Farbigen hieß der Ort von nun an „Boma ha Maschungwa“ (Apfelsinenfestung).

Die zahlreichen Karten und Schriftstücke, die wir auf der Station vorfanden, gaben uns ein gutes Bild und ließen uns weitere Pläne schmieden, was am besten zu tun wäre. Wir sahen, daß über Ili ein Telephon nach Quelimane führte und daß dort die große Lugella-Gesellschaft ihren Sitz hatte mit ausgedehnten Plantagen, Fabrikanlagen und Verpflegungsmagazinen. In dieser Richtung und auf dieses Ziel hin beschlossen wir weiter zu ziehen. Nun mußten unsere Unterführer und Patrouillen schnell und selbständig handeln, denn es kam darauf an, daß der Feind keine Zeit

fand, vor unserem Erscheinen seine Vorräte abzutransportieren oder seine Bestände zu verbrennen. Diese Hetzjagd unternahm mit großer Geschicklichkeit die Abteilung Müller, die in anstrengenden Eilmärschen uns vorraussauste und überall auftauchte, ehe der Feind es sich versah, in manchen guten Gefechten ihn schlug und reichlich Beute machte. Die Engländer waren wütend auf ihre verehrten Bundesgenossen, die Portugiesen, die alles wertvolle Material uns auf diese Weise in die Hände lieferten und sich selbst meist kläglich dabei benahmen. Uns haben die Portugiesen jedenfalls weit größere Dienste geleistet als den Engländern, und diese Art Bundesgenossen war uns bedeutend lieber, weil die Engländer die Warenbestände heranführten und die Rechnungen dafür bezahlten.

Einen Funkspruch fingen wir auf, in dem ein portugiesischer Offizier dem englischen Befehlshaber stolz meldete, er wäre 20 km vorgegangen und hätte die englisch-portugiesische Flagge gehißt. Darauf antwortete ihm funkentelegraphisch der Engländer am nächsten Tag: „Scher dich 50 km zurück und baue Kartoffeln."

Eines Tages lief uns eine feindliche Trägerkolonne von mehreren hundert Mann ahnungslos in die Arme. Diese waren unserem Intendanten herzlich willkommen zum Abtransport unserer Beuteverpflegung. Merkwürdig war die Art, wie diese gut erzogenen Leute mich und jeden vorbeireitenden Europäer begrüßten. In großen schwarzen Klumpen lag die Menschenmasse an der Straße und wartete, daß sie ihre Lasten erhielt. Wie ich vorbeikam, sprangen sie alle auf und klatschten laut und taktmäßig minutenlang in die Hände. So machten sie es bei jedem Europäer, den sie sahen, und diese Ovation schien dort landesüblicher Brauch zu sein.

Von den portugiesischen Gesellschaften sind in dieser Gegend, etwa tagemarschweit voneinander entfernt, kleine, sauber gebaute Stationen errichtet worden, um die herum die Felder liegen, welche die Gesellschaft bewirtschaftet. Bei unserem Marsch nach Süden fielen sie sämtlich in unsere Hände. Eine Spezialität des Lagers

von Nampepo bildete die Jagd auf zahme Schweine. Diese liefen in großer Zahl verwildert im Pori umher, so daß wir hier außer Schweinebraten und Sülze auch eine prachtvolle Bratwurst zu essen bekamen.

Der Abteilung Müller war es inzwischen gelungen, am Likungofluß ein portugiesisches Bataillon gründlich zu schlagen. Die großen Bestände der Lugella-Gesellschaft fielen in unsere Hände. Wir nahmen mit an Verpflegung und Kleidungsstücken, was wir tragen konnten. Die Träger und Frauen kleideten sich ein. Unsere Karawane sah stattlicher aus denn je. Viele Frauen hatten sich Dutzende von Tüchern übereinandergebunden und marschierten daher, dick wie Tonnen. Die zur Verteidigung eingerichteten Gebäude und über 300000 kg Verpflegung wurden verbrannt.

Damit bei der reichen Beute der letzten Wochen niemand verleitet wurde, sich ungerechtfertigte Sachen anzueignen, wies ich darauf hin, daß Kriegsbeute dem Staat gehört, und daß das, was der einzelne braucht, bezahlt werden muß. Es war mir wichtig, die Moral der Truppe unbedingt sauber zu halten, um an das Ehrgefühl appellieren und Leistungen verlangen zu können.

Erfreulich war es, wie die Eingeborenen uns halfen und uns wichtige Meldungen über den Feind brachten. Einen gefangenen portugiesischen Offizier, der uns fortgelaufen war, brachten sie uns z. B. aus eigenem Antrieb wieder. Einige schwarze deutsche Boys, die auf eigene Faust geplündert hatten, hatten sie festgenommen und verhauen, brachten sie dann ebenfalls wieder an und entschuldigten sich damit, daß sie sie für Portugiesen gehalten hätten. Aber ihre Stärkemeldungen über den Feind waren recht fraglicher Art. Wie schwer ist es schon für den Europäer, eine marschierende Abteilung richtig zu schätzen. Der gute Mohr steht einer größeren Zahl noch viel verständnisloser gegenüber, und der Ausdruck „mingi" (viel), oder „kama majani" (wie das Gras), kann ebenso 50 wie 5000 bedeuten.

Mochten nun die Munitionsbestände lagern, wo sie wollten, jedenfalls hatten wir sie noch nicht. Es galt, von neuem zu suchen. Daß sie irgendwo in dieser Gegend stecken mußten, schien mir wahrscheinlich, vielleicht weiter südlich in der Nähe der Küste, denn die Engländer paßten immer mehr auf, daß die Portugiesen, die wir überrumpelten, uns keine großen Bestände lieferten, mit denen wir unseren Krieg verlängern konnten. Also brauste die Abteilung Müller weiter nach Süden in Richtung Quelimane. Nur seiner guten taktischen Kenntnisse und seiner großen Initiative wegen war es mir möglich, Hauptmann Müller mit voller Freiheit des Handelns vorauszuschicken, und es so darauf ankommen zu lassen, daß er selbständig handelte, ohne mich abzuwarten. Es war wichtiger für mich, daß ich beim Gros blieb, da die Lage sich oft änderte und meine Anwesenheit dort notwendig machte.

Wir marschierten damals auf den schmalen Negerpfaden oder quer durch den Busch in Marschkolonne zu einem, zu deutsch: „Gänsemarsch". Bei einem Tagesmarsch von 30 km mußte wegen der großen Länge unserer Marschkolonne der Anfang schon in der Dunkelheit, also um 5 Uhr morgens, aufbrechen, wenn das Ende der Kolonne noch am gleichen Tage, wenn auch spät abends kurz vor der Dunkelheit, den festgesetzten Lagerplatz erreichen wollte. Das war aber notwendig, denn es galt, noch Lagermaterial zu beschaffen, Holz zu hauen, Gras zu schneiden und nötigenfalls für die Kranken Schutzdächer zu bauen. Hieraus ergibt sich, daß die gesamte Truppe nicht geschlossen marschieren konnte. Dazu war sie viel zu lang. Die Vorhutabteilung Müller marschierte ein bis zwei Tagemärsche voraus. Die Nachhutabteilung Spangenberg folgte dem Gros ebenfalls mit einem Tagemarsch Abstand. Verbindung wurde durch stehengelassene Relais erhalten.

Müller hatte von den Eingeborenen, die er ausfragte, erfahren, daß in „Kokosani" größere Magazine des Feindes mit starken Bedeckungstruppen lägen. Wo aber lag dieses Kokosani? Der

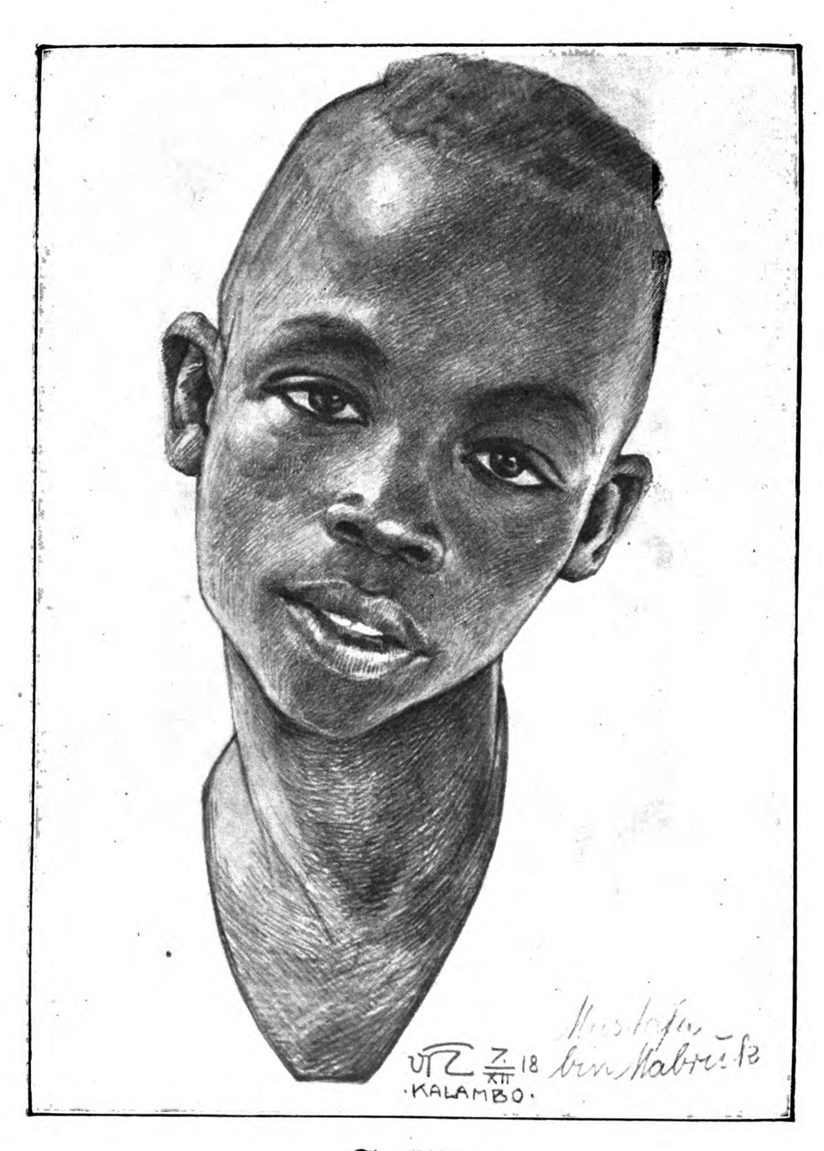
Name war auf unseren Karten nirgends zu finden. Allmählich stellte sich heraus, daß Kokosani dasselbe war wie der auf portugiesischen Karten mit Nhamakura bezeichnete Ort. Jedenfalls mußte das Kokosani-Nhamakura ein lohnendes Objekt sein. Ob es möglich war, das jedenfalls stark befestigte Lager mit unserer kleinen Streitmacht zu nehmen, war schlecht zu sagen. Aber probieren geht über studieren. Müller marschierte darauflos und wir frisch hinterher.

Am 1. Juli überschritten wir den großen Likungufluß. Das Wasser dieses gewaltigen, etwa 400 m breiten Stromes reichte an den tiefsten Stellen der Furt bis zum Halse. Der Übergang dauerte für den einzelnen etwa eine Stunde. Als die Truppe glücklich auf dem Südufer angekommen war, begegnete uns eine Anzahl Eingeborener mit der Nachricht, daß eine große Zahl Engländer und Portugiesen um Nhamakura lagerte und daß viele Kisten dort angekommen wären. Die Verständigung mit diesen Leuten, die nicht Kisuaheli konnten, geschah durch Dolmetscher. Mehrere unserer Askari beherrschten die Landessprache oder verwandte Dialekte. So konnten wir allerlei Wichtiges erfahren. Da kam auch schon eine Meldung von der Abteilung Müller, die am Tage vorher den Feind bei Kokosani durch eine Umgehung völlig überrascht hatte. Es war Müller gelungen, am hellen Tage von Norden her durch ein riesiges Sisalfeld (kniehohe stachlige Agaven) ohne jede Deckung auf die Gebäude der Faktorei losmarschierend, in die portugiesische Befestigung einzudringen und in einem mehrstündigen, recht erbitterten Nahkampf die drei portugiesischen Kompagnien mit schweren Verlusten zu schlagen. 100000 Patronen, eine große Menge Gewehre und zwei Feldgeschütze waren erbeutet. Es hieß, in der Nähe seien stärkere englische Truppen: wir also in Eilmärschen dorthin! Über weit ausgedehnte, übersichtliche Plantagen kamen wir zu einer Feldbahn, die auf einer großen Strecke mitten durch die Felder ging, und schließlich auf ein Vollbahngleis. Auf diesem

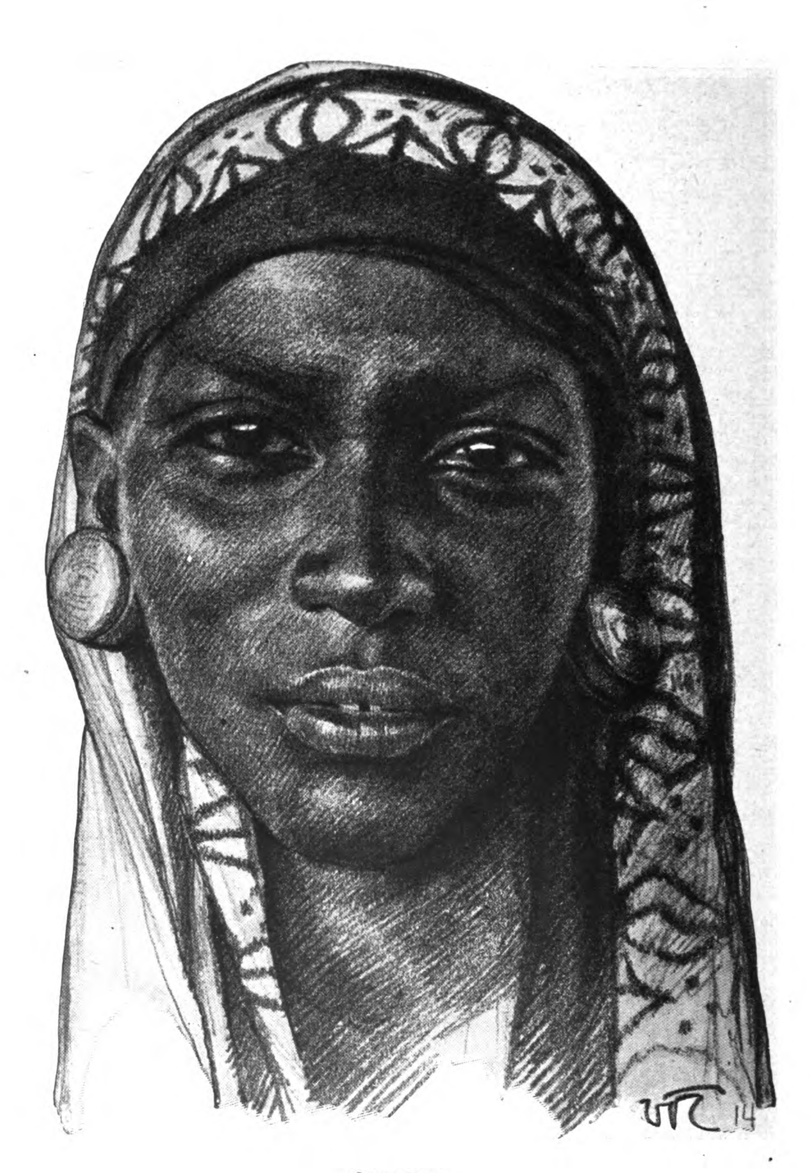
Gleise hatte die Abteilung Müller am Tage vorher gerade einen Eisenbahnzug getroffen, der von Lugella nach Mhamakura fuhr. Als sie ihn anhielt, stiegen zu beiderseitiger größter Überraschung eine Anzahl portugiesischer Unteroffiziere aus, die vor zirka einer Woche bei Lugella gefangen und wieder in Freiheit gesetzt worden waren.

Als wir in dem Faktoreigebäude ankamen, kam Hauptmann Müller mir ziemlich lahm entgegengehinkt. Durch die Anstrengungen am Tage vorher und bei dem Sturm durch die Sisalfelder waren unsere Braven gründlich zerschunden, aber ihr mutiges Vorgehen hatte sich gelohnt, und die Truppe war ob der reichen Beute in allerbester Verfassung.

Bei Müller sah ich eine kleine Ordonnanz, Mustafa bin Mabruk, ein Bengel von 12 bis 13 Jahren, von oben bis unten blitzblank angezogen, prachtvolle neue Stiefel, schöne neue Khakihosen und Jacke, einen Patronengurt, einen großen Revolver und einen kleinen portugiesischen Karabiner. Ich bewunderte ihn wegen seiner schönen, neuen Kleider und fragte ihn: „Mustafa, hast du Geburtstag gehabt oder wo hast du das alles gestohlen, daß du so schön aussiehst?" Da sagte er: „Freilich, gestern war mein Ehrentag, da habe ich mir alles selbst erbeutet. Mein Hauptmann wird mir niemals mehr ein schlechtes Gewehr geben, jetzt weiß er, was ich kann. Frag' ihn mal, wie stolz er auf mich ist." Mustafa war einer von den kleinen Signalschülern, Söhne von alten Askaris, die in Daressalam im Alter von 10—13 Jahren lesen, schreiben und rechnen lernten und ausgebildet wurden für den Signaldienst im Winken und Heliographieren, für den Postdienst, Telephon und Telegraph. Diese kleinen Bengel, zum Teil ganz außerordentlich tüchtig und gewandt, wurden im Kriege auf die Kompagnien verteilt und haben den ganzen Feldzug mitgemacht. Im Gefecht überbrachten sie Meldungen und Befehle, bedienten das Telephon



Signalschüler.



Askarifrau.

und taten Ordonnanzdienste. Das war meist nicht ungefährlich, und es war bewunderungswürdig, mit welcher Kaltblütigkeit und Ruhe diese kleinen Burschen ihre Pflicht versahen. Im Gefecht bei Kokosani war Mustafa plötzlich verschwunden. Als er wieder auftauchte, sah Hauptmann Müller, daß er seinen ganzen Patronengurt verschossen hatte und machte ihm Vorwürfe darüber, er wisse doch, daß er ohne Erlaubnis sich nicht entfernen dürfe, daß er überhaupt nicht zu schießen hätte, viel zu dumm und zu klein sei, daß die Patronen zu wertvoll seien, als daß er sie unnütz verknallte. Darauf Mustafa beleidigt und entrüstet: „Wie kannst du mir Vorwürfe machen, du weißt ja gar nicht, wo ich gewesen bin. Wenn du gesehen hättest, wieviel Feind da war, hättest du mir nicht verboten zu schießen. Außerdem schieße ich gut, und wenn du willst, kannst du sehen, wo meine Toten liegen. Meine Kugeln sind nicht verschwendet." Darauf bekam er portugiesische Munition und ein dazugehöriges kleines Gewehr, das seiner Größe angemessen war. Plötzlich tauchte er wieder auf mit Tränen in den Augen und zeigte seinem Hauptmann mit vorwurfsvollem Blick seine zerbrochene Flinte. „Was soll das," jammerte er, „daß du mir solchen Schund in die Hand gibst, kaum hatte ich ein paarmal geschossen, da war das Gewehr kaputt, gib mir jetzt endlich ein ordentliches." Da Hauptmann Müller sich nicht um ihn kümmern konnte, nahm er sich kurzerhand ein großes deutsches Gewehr, zog damit los und kam nach einer Stunde wieder, sechs große Portugiesenaskari vor sich hertreibend, und meldete trocken: „Hier bin ich, und dies sind meine Gefangenen." Ihr hättet ihn sehen sollen, den kleinen Knirps, wie strahlend vor Freude und mit welchem Stolz er mir diese Heldentat berichtete, wie er die zitternden großen Burschen vor sich hergetrieben hatte, die er eigenhändig fing.

Müller glaubte, daß irgendwo in der Nähe noch zwei oder drei englische Kompagnien stehen müßten. Auch die Hauptmasse

der Patronen war noch nicht gefunden, und mir schien es wahrscheinlich, daß sowohl Patronen wie Feind an der Bahnstation zu suchen seien, die 2 km entfernt am Endpunkt des Gleises liegen mußte, wo der Umladetransport in den Nhamakurafluß, der bei Quelimane mündet, stattfand. Die ersten Kompagnien, die eintrafen, erfreuten sich gerade an den schönen Pflanzungsanlagen und der prachtvollen Palmenallee und waren begierig auf die guten Dinge, die in Kokosani erbeutet waren. Daher waren sie nicht gerade glücklich, als sie plötzlich den Befehl bekamen, kehrt zu machen und gegen die Station zu marschieren. Wenig schmeichelhafte Worte über meine Anordnung waren nach dem langen, anstrengenden Marsch verständlich. Zum Glück für mich habe ich sie nicht gehört. In ziemlich schlechter Laune traf die Abteilung Poppe beim Bahnhof ein. Sie glaubten nicht ernstlich an einen Zusammenstoß. Plötzlich war er aber doch da. Mehrere unserer Askari an der Spitze fielen, durch feindliche Kugeln getroffen, auf ganz nahe Entfernung. Der Feind war stark verschanzt, und im dichten Busch waren seine Stellungen noch nicht erkannt. Es fing an, zu regnen und war unangenehm kalt, so daß wir alle uns recht unbehaglich fühlten. Ich selbst begab mich zur Kompagnie des Oberleutnants von Ruckteschell, die den Gebäuden des Bahnhofs in etwa 50—70 m Entfernung gegenüberlag und von hohen Termitenhügeln aus auf den Feind wohlgezieltes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer abgab, sobald sich etwas zeigte. Für einen Sturm auf den Bahnhof war die Lage augenblicklich noch nicht günstig. Der Gegner lag gut eingegraben rings um den Bahnhof, und wir wären gezwungen gewesen, durch den Busch, der von den feindlichen Maschinengewehren beherrscht wurde, gegen die Stellung anzulaufen, hätten starke Verluste gehabt und wären wahrscheinlich nicht weiter gekommen. So war also nichts zu erreichen. Unsere Kanone war entzwei, und der Tag neigte sich seinem Ende zu. Also warteten wir auf den nächsten, und die Abteilung Poppe

hielt den Gegner am Bahnhof diesen Tag und die Nacht durch in steter Spannung.

Am nächsten Tag, den 3. Juli morgens, gelang es unserem tüchtigen Artilleristen, dem Oberleutnant zur See Wenig, unsere Kanone mit vieler Mühe wieder zusammenzuflicken. Von der erbeuteten portugiesischen paßte der Verschluß so tadellos, daß er an unserer Kanone verwendet werden konnte, und durch Auswechslung der einzelnen brauchbaren Teile wurde aus drei Kanonen ein verwendungsbereites Geschütz hergestellt. Nun war gute Gelegenheit, dieses neue Geschütz mit den erbeuteten 200 Schuß gleich auf die englische Stellung am Bahnhof einzuschießen und auszuprobieren. Auf wenige 100 m Entfernung wurde es herangeführt, und ein anderes kleines von 4 cm Kaliber wurde in die vorderste Gefechtslinie bei der 21. Komp. auf 50 m Entfernung vor dem Feind in Stellung gebracht, so daß es mit dem anderen Geschütz sein Feuer kreuzen konnte. Alle Maschinengewehre standen bereit, und von den hohen Termitenhügeln hatten gute Schützen mit leichten Maschinengewehren und auch mit Einzelfeuer den Gegner in den Gräben schon so zusammengeschossen, daß kaum jemand mehr es wagte, den Kopf herauszustecken. Da dröhnten die Einschläge des Geschützes krachend in die Bahnhofsgebäude. Schuß auf Schuß saß mitten im feindlichen Lager. Manche auch direkt in den Schützengräben, daß Köpfe, Arme und Beine umherflogen. Das kleine 4-cm-Geschütz wetterte aus nächster Entfernung, rechtwinklig dazu, auf die Maschinengewehrstände des Gegners, um diese zum Schweigen zu bringen. Die 21. Feldkompagnie blies zum Sturm. Die Feuerüberlegenheit war erkämpft. Jeder sah auf wenige Schritte voraus, inmitten des feindlichen Lagers, die große Menge an Munition und die gefüllten Magazine. Also drauf und dran! Wie Reiter ihre Pferde, so hielt der Kompagnieführer seine Kompagnie, so hielten die Zug- und Gruppenführer die sprungbereiten Leute und warteten auf den Befehl zum Sturm.

Da ertönte unser schönes deutsches Signal: „Zum Sturm, marsch, marsch, hurra!“ Mit gellendem Hurra sprang Ruckteschell mit seinen Leuten in die feindlichen Gruppen, den erschütterten fliehenden Feind vor sich hertreibend und aus den Stellungen werfend. Kempner mit der 11. brach von der anderen Seite ein, Poppe drang von der dritten Seite vor und flott trieben die Kompagnien — ein Teil der 4. unter dem tüchtigen Feldwebel Braun war auch dabei — den Gegner in den Nhamakurafluß. Am Ufer des Flusses hatten die 100 Mann, die den Fluß noch erreichten, die Stiefel ausgezogen, um besser hinüberzukommen. Als sie aber das Hurra unserer Truppen hinter sich hörten, stürzten sie sich in die Fluten, und was nicht zusammengeschossen wurde, ertrank. Darunter auch der Führer, der Major Gor-Brown. Nur einzelnen gelang es, flüchtend nach Quelimane zu kommen und dort Nachricht zu geben von der vollständigen Niederlage.

In diesen drei Tagen waren beim Feinde 5 Europäer, 100 Askari gefallen, 4 Europäer, zirka 100 Askari ertrunken, 5 Engländer, 117 Portugiesen und 421 Askari gefangen. Bei uns 8 Askari, 1 Maschinengewehrträger tot, 3 Europäer, 11 Askari und 2 Träger verwundet. Die Engländer behaupteten, die Portugiesen wären zuerst davongelaufen und hätten sie angesteckt; die Portugiesen beklagten sich, die Engländer hätten sie nicht richtig unterstützt. Uns konnte es gleich sein; wir hatten den Vorteil davon. Wir konnten kaum übersehen, was wir alles erbeutet hatten, so unendlich viel lag da umher. 7 schwere, 3 leichte Maschinengewehre und 2 Geschütze fielen in unsere Hand. Immer neue Lasten erbeuteter Munition trafen im Lager ein. Der Intendant war verzweifelt, weil er nicht wußte, woher er die Träger nehmen sollte, um das alles fortzuschaffen. Dazu kamen über 300000 kg Verpflegung und die Bestände der Zuckerfabrik Kokosani. Jeder konnte an Kleidern so viel erhalten, wie er haben wollte. Mein Boy Serubili belobte mich mit den Worten, das wäre doch noch eine

ganz andere Sache als bei Tanga, hier bekäme jedermann so viel Zucker, daß er für sein Leben lang genug hätte. Solch ein Gefecht ließe er sich gefallen. Tatsächlich war der ganze Lagerplatz mit Zucker besät. Jeder der Schwarzen wurde so reichlich mit Verpflegung aller Art und Kleidung versehen, daß etwas ganz Besonderes eintrat, ein Fall, wie er vorher und nachher nicht wieder gehört wurde: die guten Mohren hörten auf zu stehlen. Auch viel Europäerverpflegung und Konserven wurden erbeutet. Jeder unserer Europäer konnte auf Monate hinaus versehen werden. Leider war es nicht möglich, die vorgefundene große Beute an guten Weinen vollzählig mitzuführen. Nachdem eine hinreichende Menge davon als Stärkungsmittel für die Kranken abgegeben war, mußte der Rest in der Hauptsache an Ort und Stelle ausgetrunken werden. Die hierdurch entstandene sehr große „Fidelitas" wurde gern in Kauf genommen und jedermann nach so langen Entbehrungen ein einmaliges Sichgehenlassen von Herzen gegönnt. Auch ein sehr guter Schnaps stand in großer Menge auf Lager in der Fabrik Kokosani für die englischen Truppen bereit. Trotz besten Willens war es uns aber nicht möglich, auch diesen auszutrinken. So mußten 7000 Liter in den Nhamakurafluß gegossen werden. Immer neue Trägerkarawanen mit Beute trafen vor der Station ein, immer größer wurde die Verzweiflung des Intendanten. Sie erreichte ihren Höhepunkt, als vom Bahnhof her telephoniert wurde, daß soeben ein Flußdampfer angekommen sei. Ahnungslos entstieg ihm ein englischer Feldarzt und brachte uns noch über 300 Lasten Patronen. Insgesamt hatten wir 350 englische und portugiesische Gewehre erbeutet und beinahe eine halbe Million Patronen, ein willkommener Zuwachs, um unsere Bewaffnung wieder einmal den Verhältnissen anzupassen. So konnten die alten 71er Gewehre ganz ausgeschaltet werden, und wir waren wieder aus aller Not heraus. Das schienen unsere Truppen auf der Station auch begriffen zu haben, denn als wir abends dort antelephonierten,

reagierte niemand mehr. Ich mußte verschiedene Boten entsenden, die sich davon überzeugten, daß man dort Feierabend gemacht hatte und sich gehörig über den Erfolg dieses Tages die Nase begoß. Den englischen Arzt hatten sie eingeladen, sich von seinem Schrecken zu erholen und ihnen ein wenig zu erzählen, wie man in Quelimane über unser schlechtes Benehmen dachte. Als er aber nicht genug Auskunft gab, da wurde sein kleiner Boy gefragt. Der erzählte brav und bieder, daß dort keine Truppen lägen, wohl aber eine große Menge Schiffe angekommen wären. Es war auch gut, daß für den nächsten Tag kein Feind in der Nähe war; denn die Unsern waren mit den Aufräumungsarbeiten respektive mit dem Einpacken aller Herrlichkeiten so stark beschäftigt, daß sie nicht gern unterbrochen sein wollten bei ihrem Volksfest, und hatten einen Ruhetag auch reichlich verdient. Wir mußten Beute machen, um den Krieg fortsetzen zu können, und wir haben Beute so reichlich gemacht, daß der Krieg von uns aus in infinitum fortgehen konnte.

Vierter Abschnitt

Wieder nach Norden

Engländer und Portugiesen als unsere unfreiwilligen Marschgäste — Schadenfreude der Engländer über ihre Bundesgenossen — Wieder ein voller Erfolg — Oberleutnant von Ruckteschell wird verwundet — Unsere Kriegführung imponiert den Engländern mächtig — Ich gehe nicht in die Falle

Das Mißgeschick von Nhamakura mußte die Schritte des verfolgenden Feindes beflügeln. Wahrscheinlich würde seine Kolonne bei der Verfolgung seitlich an uns über das Ziel hinausschießen, um so mehr, als Sorge um den wichtigen Hafen Quelimane sie trieb. Wir hatten nämlich so getan, als ob wir nun diesen angreifen wollten. Da ich nicht weiter nach Süden marschieren wollte, weil der große

Sambesistrom, der von feindlichen Kanonenbooten beherrscht wurde, uns ein großes Hindernis gewesen wäre, beschloß ich, bei Nhamakura abzuwarten, bis die feindlichen Kolonnen wirklich an uns vorbeimarschiert wären, und mich dann wieder nach Nordosten zu wenden.

Am 6. Juli überschritt ich wieder den Likungafluß nach Norden. Da die Kolonne „zu einem" quer durch den Busch zu lang war, marschierten wir in zwei, später in 6—8 parallelen Kolonnen ohne Weg und Steg, um dem Feinde das Nachkommen zu erschweren und ihn irrezuführen. Dabei entstand die merkwürdige Lage, daß mehrere feindliche Kolonnen in südwestlicher Richtung marschierten, während wir unbemerkt zwischen denselben hindurch in entgegengesetzter Richtung nach Nordosten gingen. Unterwegs überraschten unsere Patrouillen noch verschiedene portugiesische Befestigungen und verbrannten die Magazine.

Interessant war es, wie die gefangenen Engländer, die mit uns marschierten, die Beschwerden der großen Märsche, die zahlreichen Flußübergänge und die vielerlei Unbequemlichkeiten bezüglich der Verpflegung und Unterbringung als selbstverständlich hinnahmen. Sie sahen ein, daß wir Deutschen ja genau dieselben Strapazen zu ertragen hatten, außerdem aber noch eine Menge Patrouillen gingen, Gefechte, Verpflegungsbeschaffung und den Wachtdienst zu leisten hatten, also viel mehr belastet waren wie sie selbst. Sie ertrugen alles mit einem gewissen Humor, und es war ihnen augenscheinlich interessant, den Krieg auch einmal vom Standpunkt der „Huns" aus kennen zu lernen.

Völlig anders die portugiesischen Offiziere. Sie wurden von den englischen Gefangenen streng gemieden und verachtet. Sie waren verweichlicht und wirklich keine Feldsoldaten. Aus der Beute von Nhamakura hatten sie ihren reichlichen Anteil erhalten, aber nicht gelernt, sich damit einzurichten. Das wertvolle Öl hatten sie sofort mit Reis zusammen verbraucht, und es war zuviel verlangt,

daß die Deutschen ihnen nachher mit ihren knapp bemessenen Portionen aushelfen sollten. Das Laufen wurde ihnen auch unbequem. Ihre Stiefel waren zerrissen, ihre Füße durchgelaufen. Man merkte, sie waren nichts gewohnt und am Ende ihrer Kräfte. Ihr Sprecher, der bei Nhamakura gefangene Generalstabsoffizier, beklagte sich dauernd bei mir über Unbequemlichkeiten, die ich beim besten Willen nicht ändern könnte. Immer wieder verlangte er, freigelassen zu werden. Ich hätte ihm das gern zugestanden, wenn er sich verpflichtet hätte, nicht weiter gegen uns zu fechten. Das aber wollte er nicht. So konnte niemand von mir verlangen, diesen Feind ohne irgendeine Gegenleistung laufen zu lassen, damit er sofort von neuem auf uns schösse.

Auf unserem Weitermarsch nahm die Abteilung Müller, die wieder voraus war, die Boma Tipa, die ungeheure Mengen Erdnüsse enthielt und von den Eingeborenen sofort ihren Namen: „Boma ya kalanga!“ (Erdnuß-Festung) erhielt. Wir hatten eine große Fertigkeit darin erlangt, ohne irgendeine Marschverzögerung die Beute schnell und schmerzlos zu verteilen. Ich sehe noch heute das schmunzelnde Gesicht eines der gefangenen Engländer, der ganz und gar vergessen zu haben schien, daß die Portugiesen ja eigentlich ihre Verbündeten wären. Enormen Spaß hatten sie daran, wie wir den Portugiesen eine Station nach der andern mit allen Lebensmittelvorräten ohne viele Umstände wegnahmen. Aus den erbeuteten Papieren ersahen wir fast immer das Wünschenswerteste für die Zukunft. So auch diesmal, daß unser nächstes Ziel die Boma Namirrue sei, wo je eine englische und eine portugiesische Kompagnie liegen sollten.

Abteilung Müller rückte dorthin ab und fand den Feind auf einem Felsenberge verschanzt, so daß er ihm nicht recht beikommen konnte. Es schien aber wahrscheinlich, daß eine englische Abteilung im Anmarsch war. Um dieser zuvorzukommen, marschierten wir sofort gegen Namirrue vor, überschritten am 22. Juli den Na-

mirruefluß und lagerten in nächster Nähe des Felsenberges an der großen Straße, die von Westen nach Osten zur Boma führt. Ich selbst ging zu Müller, um mir die feindliche Stellung, die er von allen Seiten umstellt hatte, genau zu besehen. Dabei mußten wir, um uns zu decken, häufig durch dichten Busch kriechen und gerieten in die verdammten Juckbohnen. Die Berührung mit dieser Pflanze verursacht ein geradezu teuflisches Hautkratzen. Gerade mitten drin waren wir in einem solchen Dickicht, da hörten wir im Lager beim Gros lebhaftes Gewehrfeuer. Der Feind auf dem Felsenberg gab gleichzeitig Salven ab, offenbar ein Signal für seine nahenden Freunde. Ich beschloß sofort, diese „nahenden Freunde“ von uns aus zu empfangen und die gute Gelegenheit sogleich mit allen Kräften auszunutzen. Eiligst wollte ich zurücklaufen, kam in dem hindernden Dickicht aber kaum vorwärts. Dazu juckte es zum Wahnsinnigwerden. Eben vor Dunkelheit kam ich im Lager an. Dort hatte mein Vertreter, Major Kraut, schon einige Kompagnien eingesetzt. Ich ließ alle Kompagnien bis auf eine sofort zu beiderseits umfassendem Angriff antreten. Abteilung Göring kam dabei bis in den Rücken des Feindes. Da hörte der Führer Hundegebell, ging darauflos, fand den englischen Führer, Kolonel Dickinson, mit seinem Stabe in einer Schlucht sitzend, und nahm ihn gefangen. Alle drei Abteilungen, Göring, Spangenberg und Poppe griffen fest zu, hatten in kurzer Zeit das feindliche Bataillon über den Haufen geworfen und in wilder Flucht zurückgejagt. Aber in der Dunkelheit im dichten Busch verlor man die Fühlung bald; keiner wußte, wo der Feind eigentlich hergekommen war.

Erst später stellte sich heraus, daß diese feindlichen Truppen, mit unseren parallel marschierend, gleichzeitig mit uns den Namirruefluß überschritten hatten und ihren Freunden auf dem Felsenberge zu Hilfe kommen wollten. Sie hatten keine Ahnung, daß wir dazwischenlagen, und platzten unvermutet auf unsere Kompagnien, hatten auch nur mit einem Bataillon den Fluß überschritten. Das

war ihnen schlecht bekommen; denn dieses war nun übel zugerichtet. Leider konnten wir nicht so hinterher hauen, wie wir wollten, um den errungenen Erfolg ganz auszunutzen, denn der Feind hatte in der Nacht einen zu großen Vorsprung gewonnen.

Zum erstenmal in diesem Krieg hatten wir einen Minenwerfer mit Munition erbeutet. Die Engländer hatten ihn zwar in den Fluß geworfen, aber die Unsern fischten alle einzelnen Teile wieder auf und setzten ihn verwendungsbereit zusammen. 17 Schuß wurden gefunden. So konnten wir gleich das, was wir uns längst gewünscht hatten, anwenden und am nächsten Tage den Minenwerfer auf den Felsberg ausprobieren. Um 4 Uhr nachmittags begann die Beschießung durch die Abteilung Müller. Der Minenwerfer krachte, diesmal von uns aus geleitet, und über dem Felsen barsten seine Bomben inmitten der feindlichen Stellung. Das Geschütz auf der anderen Seite des Berges schoß zur selben Zeit. Unsere Maschinengewehre ringsherum lagen bereit zum Eingreifen. Der Führer des Gegners hatte gerade überlegt, ob er nicht in der nächsten Nacht ausbrechen sollte. Schon nachts zuvor hatte er Lust dazu, aber da hatten ihm unsere Patrouillen und auch die 21. Feldkompagnie mit Maschinengewehren so kräftig zugesetzt, daß er sich nicht aus der Stellung traute. Die sämtlichen Häuser im Umkreis hatten sie angezündet, und bei dem Schein der brennenden Gebäude jedes Ziel, das sich zeigte, beschossen. Nun trieben die Schüsse des Geschützes und des Minenwerfers die Leute aus ihren Stellungen. Sofort rasselten von allen Seiten die Maschinengewehre, die Unsern setzten zum Sturm an, erstiegen den Berg und unter brausendem Hurra wurde das Lager im Sturm genommen. Es war besetzt von einer berittenen Kompagnie des Goldküstenregiments und einer halben Kompagnie zu Fuß. Niemand entkam. Die Pferde waren ausnahmslos von den Maschinengewehren zusammengeschossen, zum Teil schon an den Tagen vorher, und die in der Sonne verwesenden Kadaver verpesteten die

Luft. Ein wüstes Bild der Zerstörung war das Felsenwerk. Eine große Zahl des gefallenen Gegners wurde gleich an Ort und Stelle beerdigt. Auf unserer Seite war der tapfere Leutnant d. R. Selke beim Sturm gefallen. Oberleutnant von Ruckteschell hatte sich 3/44 Uhr in seinem Lager von dem englischen Oberst Dickinson und dessen Offizieren, die der 21. Feldkompagnie zur Bewirtung zugeteilt waren, verabschiedet. Sie sollten sich bei ihrem Nachmittagskaffee nicht stören lassen, er würde nach einer Stunde wieder zurück sein. Und wie gesagt, nach einer Stunde kehrte er auch zu seinen Gästen zurück, leider aber mit zerschossenem Bein. Seine Ordonnanz, die ihn nach seiner Verwundung aus dem Gefecht tragen wollte, war unter ihm gefallen. Als er ein schmerzstillendes Mittel bekommen hatte, konnte er mit seinen Gästen weiter Abendbrot essen. Diese äußerten ihr Erstaunen über die Art der deutschen Kriegführung. Das sei bei ihnen nicht Sitte, daß mit einem solchen Gleichmut zwischen den Gefechten gefrühstückt würde und man dann in aller Gemütsruhe wieder zu neuen Unternehmungen eilte. Sie hielten es für ziemlich ausgeschlossen, daß es den englischen Truppen gelingen würde, den Unsern den Garaus zu machen, die sich so gar nicht imponieren ließen von der sie verfolgenden feindlichen Übermacht.

Unsere gründliche Arbeit bei Namirrue, wo wir die beiden feindlichen Abteilungen buchstäblich zertrümmerten, war auch dadurch ermöglicht, daß die drei zähen Kompagnien der Abteilung Köhl den Gegner von unserem Rücken fernhielten und unter täglichen Nachhutgefechten den mit äußerster Kraft nachdrängenden Feind zurückhielten.

Dieser kräftige Faustschlag bei Namirrue hatte uns wieder für einige Zeit Ruhe geschaffen. Wir marschierten weiter zur Boma Chalaue und hatten dort zehn Tage Zeit, um unsere Kranken und Verwundeten, die durch die langen Transporte sehr mitgenommen waren, ausruhen zu lassen. Auch den Gesunden tat einige Schonung wohl. Wir hatten unter den unausgesetzten Mär-

schen und Anstrengungen der letzten Zeit doch wohl etwas gelitten. Der Erfolg der letzten Wochen hatte unter unseren guten und zuverlässigen Trägern kriegerischen Geist hervorgerufen, und eine Menge derselben meldeten sich zum Eintritt als Askari. Auch mein alter Koch hatte nicht übel Lust, zur Waffe zu greifen.

Als Anfang August die Verpflegung knapp wurde, stellte sich auch heraus, daß die feindlichen Kolonnen, die aus Südwesten folgten, uns während unserer Ruhepause tatsächlich überholt hatten und sich von allen Seiten zu einem neuen Angriff um uns bereitstellten.

Der englische Befehlshaber bat mich, Ort und Zeit zu bestimmen, wo für die englischen Kriegsgefangenen Ausrüstung an uns übergeben werden könnte. Diese sehr durchsichtigen Vorschläge zeigten mir, daß der Feind etwas Ernsthaftes, und zwar von Norden her vorhatte und, um sich die Arbeit zu erleichtern, mich in eine Falle locken wollte. Verschiedene englische Spione wurden gefangengenommen und bestätigten meine Vermutung. Ich beschloß, statt weiter nach Norden, unvermutet nach Westen abzumarschieren. Es gelang, durch die feindlichen Kolonnen unbemerkt mit langem Nachtmarsch am 11. August hindurchzukommen. Ich wollte zuerst in die Gegend des Nyassasees, sodann nach Norden.

Unterwegs hatten wir allerlei wichtige Arbeiten zu erledigen. Von allen Seiten brachten die Patrouillen Meldungen über Spuren des Feindes. Es galt, sich von allem ein Bild zu machen: was wußte der Gegner von uns? Wohin wandte er sich? Wo war für uns was zu holen? Wo stießen wir auf den Feind? Wie konnten wir zu starken Feind meiden und umgehen? Kurz, täglich und stündlich hatten wir neue Aufgaben zu lösen, so fast immer während des Marsches oder gerade, wenn wir im Lager waren. Unsere Funkenstation baute sich nach Ankunft im Lager sofort ihre Antennenleitung und hörte die Nacht durch mit gespannter

Aufmerksamkeit auf alle feindlichen Feldstationen, die um uns herum in Bewegung waren. Aus den telegraphischen Aufnahmen dieser feindlichen Stationen konnten wir ungefähr auf die Anmarschrichtung ihrer Kolonnen schließen, um zusammen mit dem, was unsere Patrouillen meldeten, uns ein Bild zu machen, wo der Gegner stand.

Auch unsere eigenen Angelegenheiten schufen uns immer wieder neue Sorge. Die Brotbereitung z. B. für die kriegsgefangenen Europäer machte bei den fortgesetzten Märschen Schwierigkeiten. Die Leute waren ziemlich ungewandt und nicht imstande, sich selbst zu helfen. Diejenigen von uns, die für die Gefangenen sorgen mußten, hatten ein schweres Amt. Täglich mußte nach Feldfrüchten gesucht werden, und die Kompagnien mußten helfen, Mehl zu stampfen, damit die Leute ihr Brot bekamen, und mußten Fleisch für sie schießen. Trotzdem wir auch nicht mehr hatten als sie, waren viele dauernd unzufrieden. Es war eben kein reines Vergnügen, um diese Zeit Kriegsgefangener der deutschen Schutztruppe zu sein. Das hätten sich die Herrschaften früher überlegen sollen.

Wir überschritten den Likungufluß und marschierten in Richtung auf die Boma Numarroe. Schon meilenweit sahen wir den Berg und die Gebäude der Station. Auf einer Marschpause wurde in fröhlicher Gesellschaft mit Leutnant der Reserve Ott, Vizefeldwebel der Reserve Nordenholz und anderen Herren der Vorhut gefrühstückt. Von den beiden Genannten war eine halbe Stunde darauf der eine tot, der andere schwer verwundet.

Längst hatten wir uns daran gewöhnt, auf den kurzen Marschpausen ohne viel Umstände Brot und Büchsen mit Schmalz oder Flußpferdfett und dergleichen hervorzuholen. Einer hatte sogar noch Butter aus der gesegneten Zeit von Namakurra. Auch die Askari und Träger, die früher mit ihrer Mahlzeit bis zum Lagerplatz gewartet hatten, nahmen mehr und mehr die „Desturis“ (Moden, Gewohnheiten) der Europäer an. Jeder der Schwarzen

holte, sobald eine Marschpause eintrat, sein Frühstück hervor. Es war außerordentlich behaglich, wenn die ganze Truppe in bester Stimmung im Walde lagerte, jeder wie auf Kommando seinen Magen füllte, und sich so zu neuen Märschen, neuen Anstrengungen, neuen Gefechten auf die einfachste Weise frischen Mut sammelte.

Wir waren noch zwei Stunden östlich von Numarroe, als bei der Vorhut die ersten Schüsse fielen. Eine feindliche Kompagnie hatte sich unserer Marschstraße vorgelagert und wich nun geschickt von Kuppe zu Kuppe, immer wieder Stellung nehmend und unsere Kolonnen von neuem beschießend, langsam zurück. Ich wich mit dem Gros ins Pori aus und marschierte südlich am Gegner vorbei auf die Boma Numarroe los. Noch vor Einbruch der Dunkelheit ging unser Geschütz in Stellung und eröffnete das Feuer auf die besetzten Schützengräben. Abteilung Göring holte ohne Zeitverlust noch weiter nach Süden aus, um in einer Schlucht von rückwärts dicht an die Boma heranzukommen. Abteilung Müller ging frontal scharf vor. Die feindlichen Schützen schossen nicht schlecht. Trotz 1000 m Entfernung schlugen ihre Infanteriegeschosse bei uns ein. Es wurde dunkel, das Feuer schwoll an und ließ wieder nach. Plötzlich großer Gefechtslärm aus der Richtung der Abteilung Göring. Dann trat Stille ein. Abteilung Göring war überraschend von rückwärts in den Feind eingedrungen und hatte die schwach verteidigten Schützengräben im Sturm genommen.

Die Nacht war unangenehm kalt. Strömender Regen machte uns klappern und frieren. Alle unsere Lasten waren noch weit rückwärts. Mit hängendem Magen räumten wir unter dem geschlagenen Feind auf. Über 40000 Patronen und zwei leichte Maschinengewehre, eine große Anzahl Handgranaten, Sanitätsmaterial und größere Bestände an Verpflegung waren erbeutet. Unsere Verwundeten mußten wir in den sauber gebauten, massiven Häusern zurücklassen.

Am nächsten Tag gings weiter zur Boma Regone. Wir hatten gehört, daß dorthin allerlei vor uns in Sicherheit gebracht worden wäre, darunter auch Minenwerfergranaten, die wir nötig brauchten. Der Weg führte durch den Paß eines steilen Felsengebirges. Dieser war vom Feind gesperrt. Wir aber mußten vorbei seitwärts durch die Berge. Bei der Kletterei, die außerordentlich schwierig war, kamen unsere Kolonnen so auseinander, daß es ganz ausgeschlossen war, Regone zu erreichen. Wir kamen in die Nacht. Wieder strömender Regen, Kälte, Stockfinsternis. Alles klebte an den Felsen, ohne Weg und Steg irrten einzelne Teile umher. Dazwischen die Schluchten, die kleinen Gießbäche vom Regen geschwollen. Die Truppe hatte seit vierundzwanzig, zum Teil zweiunddreißig Stunden auf den baumlosen Felsbergen nicht abgekocht, und nun war dies in dunkler Nacht, bei strömendem Regen, wieder nicht möglich. Die Lazarette, mit ihren teils frisch verwundeten Kranken, kamen überhaupt nicht vom Fleck. Wo sie waren, lagen die Leute im Schmutz auf den Steinen. Kurz, das Elend war groß. Aber als es Tag wurde, fand sich jeder langsam wieder zu sich selbst und zu den andern zurück. Ein großer Nachteil aber war, daß inzwischen die Boma Regone stark besetzt war. Über die kahlen Hügel hinweg dagegen anzurennen, hatte keinen Sinn. Ich ließ den Feind liegen, wo er war, marschierte weiter, und zwar nach Norden, östlich am Nyassasee vorbei.

Fünfter Abschnitt

Der 100-Tagemarsch

Gute Ware hält sich — Wie Oberleutnant von Ruckteschell von der Tragbahre aus an dem Gefecht teilnimmt — Wie schwarze Träger ihrem Herrn die Treue hielten — Auf halsbrecherischen Pfaden — Die Grippe fordert ihre Opfer — Kämpfe und Strapazen ohne Ende — Wieder auf deutschem Boden — „Der große Herr mit dem vielen Verstand" — Heimweh! — Weiter, immer weiter — Die Unendlichkeit der afrikanischen Steppe — Eine peinliche Situation — Wiederum Abschied vom deutschen Gebiet

Es war wahrscheinlich, daß der Feind durch unsere Rückkehr nach Deutsch-Ostafrika sehr überrascht sein würde. Vielleicht glaubte er dann auch, daß wir geradeswegs nach Tabora, der Hauptstadt unseres Landes marschierten. Um seinen Truppen die großen Märsche zu ersparen, konnte er sie wieder an die Küste ziehen, von dort mit Schiffen nach Daressalam, und von dort weiter mit der Bahn nach Tabora schaffen. Es war aber nicht nötig, daß wir dahin gingen. Uns stand noch das ganze Afrika offen. Zunächst mußten wir am Nyassasee mal vorbeimarschieren, dann konnten wir immer noch weiter sehen. Bis dahin war noch über einen Monat Zeit, und vieles konnte sich ändern. Aus allerlei Papieren war außerdem hervorgegangen, daß besonders vom Süden, auch vom Osten und vom Westen, zum Teil auch nördlich starke feindliche Kolonnen auf uns zustrebten. Unsere Anziehungskraft war doch recht groß. Manchmal war es da für uns auch praktischer, daß wir uns dünn machten.

So glatt, wie sich das liest, ist es nicht immer gegangen. Aber „Unkraut vergeht nicht", oder, wie der Berliner sagt: „Gute Ware hält sich". Für uns paßte besser das erstere. Für die Engländer waren wir jedenfalls Unkraut, das sie mit Stumpf und Stil auszurotten trachteten. In den kommenden Tagen haben sie uns stark gerupft.

Sie hatten allmählich herausgefunden, wo wir hingingen, und verschiedene ihrer Kolonnen waren uns vorausgekommen oder kreuzten uns gerade zur rechten Zeit, so daß wir bei Lioma am 30. August recht empfindlich anliefen und am Tage darauf noch einen ziemlich fühlbaren Rippenstoß erhielten.

Abteilung Müller hatte Lioma angegriffen, konnte aber in dem dichten Busch nicht genau feststellen, wie stark der Feind eigentlich war. Abteilung Göring umfaßte von Norden. Das Gros marschierte nach und nach in mehreren Schluchten im Walde auf. Plötzlich von rückwärts, wo unsere Trägerkolonnen noch im Marsch waren, lebhaftes Feuer. Eine stärkere Patrouille hatte unsere Träger überraschend beschossen. Ein großer Teil unserer Lasten ging verloren. Abteilung Poppe griff ein, folgte dieser Patrouille, stieß auf ein verschanztes Lager und nahm es im Sturm. Das erfuhr ich selbst durch Hauptmann Poppe, als er, durch Brustschuß schwer verwundet, zurückgetragen wurde. Er meldete, der Feind sei völlig geschlagen, reiche Beute an Waffen und Munition sei gemacht. Seine Kompagnien verfolgten den fliehenden Gegner und stießen dabei auf ein neues größeres Lager. Auf dasselbe stieß von Norden her die Abteilung Göring. Abteilung Müller hatte es mit anderem Feind zu tun, mit einer Kolonne, die von Nordosten kam. Bei diesem Durcheinander war es mir kaum möglich, einigermaßen klare Übersicht zu bekommen, was eigentlich los war. Wie ich so von einer Abteilung zur andern unterwegs war, traf ein Geschoß einen meiner Begleiter durch seine Hose, und den nächsten, den Leutnant zur See Besch, in den Oberschenkel und zerschlug ihm die Schlagader. Glücklicherweise war der Verbandplatz in der Nähe, und ihm konnte geholfen werden. Ich verabschiedete mich von unserem bisherigen Intendanten, der auch noch Ordonnanzoffizierdienste tat mit dem Bewußtsein, daß er durchkommen würde. Seine geringe Habe überließ er seinen Kameraden und wünschte uns

für die Zukunft Heil und Sieg. Auch mir verehrte er noch eine Handvoll Zigaretten. Ich hatte nämlich die Gewohnheit, in ernsteren Gefechten dauernd zu rauchen. Da dieses Gefecht ernst zu werden versprach oder vielmehr schon war, mußte also geraucht werden.

Mitten im Busch traf ich auf den Oberleutnant von Ruckteschell mit einigen Trägern. Von seiner Tragbahre aus, deren er sich seines noch nicht wiederhergestellten Beines wegen bedienen mußte, hatte er die Kolonne während des schwierigen Anmarsches nach Möglichkeit zusammengehalten, und strahlte jetzt, das Gewehr in der Hand, vor Freude darüber, an diesem Gefecht gegen die feindliche Patrouille teilnehmen zu können, die sich in der Flanke und in unserem Rücken zeigte. In dem dichten Busch hatte sich ein größerer Teil unserer Kolonne verlaufen und fand sich erst nach Stunden wieder zu uns heran. Überall waren feindliche Patrouillen auf der Jagd nach unseren Trägern, und wurden verschiedentlich von den bei dem Gepäck befindlichen Askari mit großer Entschlossenheit ferngehalten oder vertrieben. Aber trotzdem war eine große Menge Lasten, darunter auch wertvolle Munition verlorengegangen.

Nach Einbruch der Dunkelheit hatte sich der in einer Schlucht liegende Verbandplatz mit Verwundeten gefüllt. Oberleutnant von Schrötter und Oberleutnant zur See Freund waren gefallen. Die Vizefeldwebel Bolles, Hüttig und Thürmann waren bis auf fünf Schritte an den feindlichen Schützengraben gelangt und hatten als vorzügliche Schützen von einem Termitenhaufen aus gründlich unter dem Gegner aufgeräumt, bis der brave Thürmann und Bolles fielen und Hüttig, schwer verwundet, gefangen wurde. Ein Sturm auf das stark besetzte Lager hatte in der Dunkelheit keinen Sinn. Wir bauten bei Nacht ab und marschierten am nächsten Tage weiter. Einen großen Teil unserer Kranken und Verwundeten, darunter auch die kranken Gefangenen ließen

wir zurück. Führer hatten wir nicht, und das Gelände war ganz unbekannt. Plötzlich bei der Vorhut wieder Gefechtslärm. Da packte mich der Grimm: Diesen Feind wollte ich einklammern zwischen Vorhut und Gros und gründlich schlagen. Ich wartete, aber unser Gros kam nicht. Ich lief schließlich selbst zurück, da sah ich an den Spuren, daß das Gros falsch geführt und längst an uns seitwärts vorbeimarschiert war. Da sah ich den Anfang der Abteilung Stemmermann mit dem größten Teil unserer Kolonnen und Kranken ahnungslos im Begriff, in den Feind hineinzumarschieren. Gerade eben konnte ich die Abteilung noch abdrehen. Wieder zurück zu den vordersten Abteilungen Müller und Göring. Die folgten einer Straße auf die Berge hinauf. Diese Straße aber verlor sich gänzlich. Unterhalb im Tal hörte ich Gefechtslärm und hielt ihn für eine Patrouillenschießerei. Erst am Spätnachmittag merkte ich, daß die übrigen Truppen gar nicht gefolgt waren, sondern unten im Tal marschierten. Diese wurden von einem neuen Gegner überfallen, unvermutet stark beschossen, und ein großer Teil eines Feldlazaretts war dadurch in Feindeshand gefallen.

Unsere Träger hatten sich glänzend benommen. Ein verwundeter Offizier, der in der Hängematte getragen wurde, wurde plötzlich aus nächster Nähe aus dem Busch beschossen. Er selbst konnte nichts vom Feind sehen. Die Träger aber bogen selbständig von der Spur ab und rasten mit der Hängematte — die Last von etwa zwei Zentnern wurde von zwei Leuten getragen — im wildesten Lauf durch den Busch aus der Schußrichtung. Dabei riefen sie sich zu: „Laßt ihn nicht fallen, gebt acht auf unsern Herrn, er ist schwer verwundet, jetzt müssen wir ihm helfen, früher hat er uns geholfen!" Zwei von den Leuten erhielten Schüsse und fielen. Immer wieder griff der nächste zu, und weiter ging's in rasendem Lauf. Trotz Minenwerferfeuer, das auf 50 Schritt einschlug, ließen sie ihre schwere Last nicht fallen und ruhten erst, als sie

eine brauchbare Deckung für sich und ihren Herrn gefunden hatten. Diese Leute hatten die allergrößten Anstrengungen hinter sich. Sie hatten den ganzen vorigen Tag nichts gegessen; weil sie am Nachmittag und abends noch ins Gefecht gekommen waren, hatten sie in der Nacht vor der feindlichen Stellung nicht abkochen können. Jetzt, in der glühenden Sonne, schon viele Marschstunden hinter sich, ohne Wasser und mit leerem Magen! Da hätten sie es leicht gehabt, alles hinzuwerfen und sich ins nächste Mauseloch zu verkriechen. Aber ihre Handlungsweise war ihnen selbstverständlich. Ebenso wie es jedem tüchtigen deutschen Soldaten gegen die Ehre geht, sich gefangennehmen zu lassen, ohne sein Letztes versucht zu haben.

Unseren tüchtigen Stabsarzt Kudicke nahm uns der Feind an diesem Tage gefangen. Stabsarzt Fickert und Dr. Wölfle wurden an der Spitze ihres Lazaretts erschossen. Um ein Haar wäre der Gouverneur gefangen worden, der, durch seinen tapferen Begleiter, Dr. Dietrich, verteidigt, mit Mühe und Not entkam. Dr. Dietrich aber fiel.

Um nach diesem Durcheinander die Truppe wieder zu vereinigen, suchte ich von meinem Berge herunterzukommen. Aber der Abstieg war unmöglich, die Felsen waren steil, fast senkrecht. Einige Negerpfade, auf denen wir mühsam vorwärtsstolperten, endeten an einem Abgrund. Schließlich bei einbrechender Dunkelheit glückte es uns, auf halsbrecherischen Pfaden hinabzuklettern. Die nackten Füße gaben den Trägern Halt. Darum zog ich auch die Stiefel aus und kam auf diese Weise besser zu Tale. Es wurde stockdunkel, und wir hatten kein Wasser. Aber ein Stein fiel mir vom Herzen, als ich auf die Truppe stieß. Nachdem alles beieinander, lagerten wir nach diesem schweren Tage und überzählten unsere Verluste: 30 Tote, 71 Verwundete, 40 Vermißte, 48000 Patronen, wichtige Medikamente und Verbandzeug, wichtiges Büchsenmachergerät und die gesamte Bagage der

Abteilung Müller waren verlorengegangen. Über 200 Träger wurden vermißt, und von der Abteilung Köhl fehlte jede Nachricht, das konnte man nicht gerade Kriegsglück nennen.

Weiter ging's nach Norden, und wie wir den Luriofluß überschritten, war auch Abteilung Köhl wieder da. Die Truppe war gesundheitlich etwas mitgenommen. Alles hustete, und es zeigten sich die Anfänge einer recht unangenehmen Lungenseuche. Diese sollte uns in der nächsten Zeit viele Leute kosten, wurde von den Ärzten als Spanische Influenza angesehen, und ist dasselbe, was hier unter dem Namen Grippe grausame Opfer forderte. Daher war ein Ruhetag bei dem unausgesetzten Marschieren unbedingt notwendig.

Am nächsten Tag, am 6. September, näherten wir uns unserem Marschziel, einer Lagerstelle am Huluaberge. Da fielen bei der Vorhut die ersten Schüsse. Ganz zufällig waren unsere ohne Weg und Steg vormarschierenden Spitzenaskari auf die letzten Nachzügler der gerade vor uns vormarschierten „Kartucol" (Kolonne der 2. King African Rifles) gestoßen. Diese hatten sich auf der Suche nach uns von Westen nach Osten bewegt. Wir zogen von Süden nach Norden. So prallten wir aufeinander, unvermutet für beide. Ein heftiges Gefecht entwickelte sich. Schnell wurde das 2. Bataillon der 2. King African Rifles angegriffen und in die Flucht geschlagen, Feldlazarett und eine Eselkolonne des Gegners genommen. Abteilung Göring griff rechts ein, warf anfänglich den Feind zurück, bis plötzlich Verstärkungen vom 1. und 3. Bataillon dieses Regiments aus günstigen Stellungen uns ein Halt geboten. Solche günstigen Stellungen sind in dem Pori die ganz willkürlich verlaufenden, manchmal mannstiefen Regenrinnen oder auch die überall wie Zuckerhüte verstreuten, eisenharten Termitenhügel. Wer gerade solche Naturschützengräben und Termitenhügel in der richtigen Richtung und am richtigen Platz erwischt, hat sofort einen großen Vorteil. In

diesem Falle glückte es dem zurückgedrängten Feinde, in solchen Gräben haltzumachen und auch die Unsern zum Halten zu bringen.

Auch bei der Nachhut, deren Eingreifen ich dringend erwartete, war Minenwerferfeuer zu hören. Traf sie noch rechtzeitig ein, so war mir das sehr von Nutzen. So aber wurde die Zeit zu knapp. Wäre ich über den folgenden Tag geblieben, so wäre starker Feind, der überall noch in der Nähe war, dazugekommen. Das war zu vermeiden. Zu starke Verluste durften wir uns bei diesen Gefechten nicht mehr leisten. Hauptmann Göring und Oberleutnant Boell lagen schon mit schweren Verwundungen auf dem Verbandplatz. Leider mußte ich diese und noch einen Teil unserer Kranken und Verwundeten auf dem Gefechtsfeld unter der Pflege unseres gefangenen englischen Sanitätspersonals zurücklassen.

Die „Kartucol" hatte, wie wir später erfuhren, am 6. September so schwere Verluste erlitten, daß sie lange Zeit bewegungsunfähig war und liegenbleiben mußte.

In sechs Reihen zogen wir durchs Pori, täglich marschierend von früh bis Mittag, und wenn Lager bezogen wurde, gingen von jeder Kompagnie Patrouillen, um nach dem Feind zu spüren, Jäger, um Wild zu erlegen, Verpflegungssucher, um Nahrung zu schaffen. Wenn was geschossen oder gefunden war, wurde ins Lager geschickt nach Trägern, um die Beute einzubringen. Ein großes Stampfen ging an. Jeder wollte so schnell wie möglich sein Ugali (Brei) haben.

Es wäre uns gut gegangen, wenn nicht die Influenzaepidemie immer mehr um sich gegriffen hätte. Etwa die Hälfte von uns hatte Bronchialkatarrh, und bei jeder Kompagnie mindestens sechs Mann Lungenentzündung. Da wir insgesamt höchstens 80 Kranke tragen konnten, so mußten etwa zwanzig Mann mit leichter Lungenentzündung zeitweise zu Fuß gehen. Wenn man es so hätte machen wollen, wie es viele, denen es nicht mehr gut ging, wohl wünschten,

so hätte man die Kriegsführung beenden müssen. Der Krankentransport gehört für die Beteiligten nicht zu den beneidenswerten Lebenslagen. Aber im Pori konnte man sie nicht liegen lassen. Es war ein Glück, daß wir den hochbegabten Arzt und Organisator, den Stabsarzt Dr. Taute in dieser Zeit bei uns hatten. Seinen Anordnungen ist es zu danken, daß die Epidemie bald zurückging. Sehr weichherzig durfte man nicht sein. Es war nicht gerade ein erfreuliches Bild, zu sehen, wie die armen Kranken, für die keine Träger mehr da waren, langsam der Truppe nachhumpelten, und einer nach dem andern immer wieder am Wege liegenblieb. Viele fanden unseren Lagerplatz immer schon verlassen. Eine ganze Zahl hat aber doch den Mut nicht verloren und holte uns schließlich wieder ein.

Wir aber durften uns nicht aufhalten. Schnelligkeit war geboten, denn der Feind konnte seine Truppen leicht verschieben. Wir mußten das Ende des Nyassasees erreichen, ehe dort wieder alles zum „freundlichen Willkomm" versammelt war. Der Feind hatte gute Straßen und Autos in Hülle und Fülle. Wir aber zogen durch gebirgiges, stark verwachsenes Gelände und hatten nichts als unsere zum Teil schon recht zerschundenen Beine.

Charakteristisch war eine Bemerkung der Schwarzen über diese wegelosen Märsche. Eine alte Charge sagte zu einem Kameraden: „In diesem Jahre sind die Deutschen ganz verrückt geworden. Hast du den General gesehen? Was glaubst du, was er in seiner Tasche trägt, die ihm an der Seite hängt?" Darauf der andere: „Darin wird er seine Marschverpflegung haben." „Nein," sagte der erste, „das Essen hat er sich längst vollständig abgewöhnt, Verpflegung trägt er nicht bei sich, wohl aber hat er dort seine Karten, und wenn eine Marschpause eintritt, setzt er sich unter einen Baum, nimmt diese Karten heraus und schaut lange Zeit hinein. Sodann ruft er: ‚Milla!' (soll heißen Hauptmann Müller) und sagt zu ihm: Wir marschieren in

dieser Richtung, dabei gibt der General mit dem Arm die Richtung an. ‚Milla' sagt dann: ‚Zu Befehl, Herr General', gibt seinen Kompagnien Marschbefehl, und wenn die Bäume, die im Wege stehen nicht gar zu dick sind, werden sie umgerannt." So marschierten denn die Kompagnien der Vorhut, wenn der Busch zu dicht war, mit dem Seitengewehr in der Hand, um für sich und die Nachfolgenden, besonders die Lazarette, den Weg zu bahnen.

Durch jeden Sumpf mußten wir, durch jeden Fluß, durch jedes Dickicht, und als die Lugendagegend bergiger wurde, waren Flußläufe und Schluchten so zahlreich, daß wir nach dem Kompaß allein nicht marschieren konnten. Wir mußten die Wasserscheide berücksichtigen und auf dem Bergrücken entlanggehen. Dadurch gab es viel Hin und Her, und das verzögert die Märsche. Den Lugenda durchwatend, schossen wir uns schnell noch einige Flußpferde und füllten unsere Gefäße mit Fett und Speck.

In den letzten zwei Wochen waren 7 Europäer und 200 Farbige an Lungenentzündung erkrankt; 2 Europäer und 17 Farbige schon gestorben.

Bedenklich sah es mit den Trägern aus. Durch die andauernden Märsche, durch die Epidemie und durch das Tragen der vielen Kranken waren sie stark mitgenommen. Nun näherten wir uns ihrer Heimat. Würden sie uns weglaufen, wenn wir wieder deutschen Boden betraten? Denn soweit waren wir jetzt!

175 Europäer und 1480 Askari, kamen wir zurück von diesem interessanten Streifzug im Portugiesischen, der vom 25. November 1917 bis zum 30. September 1918 gedauert hatte. Mit großem Mißtrauen hatten viele unserer Schwarzen der Sache entgegengesehen. Jetzt aber, als wir wieder zurückgefunden hatten aus diesem Wirrwar der feindlichen Verfolgung und aus dem unbekannten Lande wieder eintraten in unser deutsches Gebiet, da waren sie vollauf befriedigt, tauften mich um und gaben mir einen Ehrennamen. Sie haben nämlich die Gewohnheit, ihre

Europäer mit entsprechenden Ehrentiteln zu belegen. So nannten sie mich, als wir ins Portugiesische gingen „Der Mann, der uns ins Verderben führt". Jetzt aber, als ich sie nicht ins Verderben, sondern in ihr eigenes Land zurückgeführt hatte, hieß ich plötzlich: „Bwana kuba ja akili mingi" (Der große Herr mit dem vielen Verstande).

Südlich Ssongea überschritten wir den Rowuma. Weiter ging die Reise in gerader Richtung nach Norden bei Ssongea vorbei durch das reichbesiedelte fruchtbare Gebiet unserer Wangoni. Als wir die große schöne Straße Wiedhaven-Ssongea kreuzten, hatten drei feindliche Kompagnien das Glück oder das Pech, — wie man will — sich schnell auf einige Stunden mit uns zu raufen. Da es Abend wurde, ließen wir den Feind im Dunkeln allein und marschierten weiter.

Unsere guten Wangoniträger hatten jetzt schwere Stunden. Nach langen Jahren kamen sie wieder in die Heimat. Ringsumher sahen sie ihre Elternhäuser liegen, ihre Heimatsdörfer winken, die bekannten Felder und Höhen, und manche ihrer Landsleute trafen sie unterwegs. Da gingen schwere Zweifel durch die Herzen unserer Eingeborenen, und tiefe Sehnsucht nach ihrer Heimat sah man ihnen an. Sie kämpften einen harten Kampf, welcher Stimme ihres Innern sie folgen sollten. Ließen sie es, heimkehrend, genug sein des grausamen Spiels? Oder sollten sie ins Ungewisse weiter, ewig Tag für Tag ihre schweren Lasten schleppen? Es war Übermenschliches, was man von ihnen verlangte. Wie durch die Fremde sollten diese Leute, nachdem sie jahrelang ihre Angehörigen nicht gesehen, jetzt durch ihre Heimat hindurchmarschieren. Dazu ist das Heimatsgefühl des Negers zu stark. Vielen brach ihr treues Herz. Eines Nachts waren sie verschwunden.

Samarungu, einer meiner eigenen Träger, ein sehr anhänglicher und zuverlässiger Kerl, hatte sich Urlaub erbeten zum Besuch

seines nahen Dorfes. Ganz ehrlich kam er auch zurück und brachte seinen Bruder an. Beide marschierten dann weiter mit uns. Auch als der Bruder wieder fortgegangen war, blieb Samarungu noch. Um seine gedrückte Stimmung zu heben, gab ich ihm von meiner Fleischportion. Aber am nächsten Morgen war er doch verschwunden, nachdem er alle meine Sachen noch gut in Ordnung gebracht hatte.

Tagelang zogen wir durch unbesiedeltes, reiches Land. Tausende von Farmern könnten sich dort in dem gesunden, schönen Klima ansiedeln. Über eine Missionsstation nach der andern ging unser Weg. Die Familien der Missionare waren fortgeführt, aber die Eingeborenen des Stammes der Wabena waren geblieben und traten uns wie im Frieden zutraulich entgegen. Auch mehrere alte Askari von früher, die vor Jahren irgendwie abgekommen waren, meldeten sich und machten wieder mit. In dem viehreichen Lande brachten die Eingeborenen und unsere Verpflegungssucher täglich Hunderte von Rindvieh an. Jede Kompagnie hatte einen Bestand von über hundert Stück, die, täglich gemolken, uns endlich einmal wieder die langentbehrte Milch gaben. Über die freie und ganz ebene Steppe zog sich unser Heerwurm in einer Länge von zwei bis drei Stunden. Ganz baumlos ist die Gegend, und bis zu 2000 m Höhe führte uns unser Weg in die Gebirge von Langenburg.

Für Gefechte war diese Gegend nicht geschaffen. Da uns wieder stärkerer Gegner auf der Spur war, ging es unentwegt weiter.

Jeden Morgen wurde um 4 Uhr geweckt. Um 5 Uhr brachen die ersten auf. Stillschweigend zogen sich die langen Marschlinien über Berg und Tal, von einer Höhe zur andern, zwei Stunden marschierend, eine halbe Stunde rastend, mit einer täglichen Marschleistung von sechs Stunden. Kamen wir um die Mittagszeit an ein günstig gelegenes Wasser, so hielten wir, und die Lager wurden bezogen. Wo jede Abteilung lag, blieb sie am Wege, suchte sich

spärlichen Schatten, und sofort waren die kleinen Zelte der Askari und die nur ein wenig größeren der Europäer auf Stangen gespannt über die ganze Gegend verbreitet. Erfrischend kühler Wind wehte über diese Höhenzüge, und des Nachts war es empfindlich kalt. Am Lagerfeuer schmiedeten wir Pläne, was alles dereinst im Frieden aus diesem herrlichen Lande zu machen sein würde. Viele der Unsern hatten nicht übel Lust, nach Kriegsende ein Stück dieses fruchtbaren Geländes zu erwerben und Viehzucht zu treiben. Soweit das Auge reichte, dehnten sich fast unbewohnt die gesunden, weiten Höhenzüge. In der Ferne die schönen hohen Livingstoneberge, die bis 3000 m und mehr ihre blauen Linien in den Himmel zeichnen.

Unbeschützt lag all dies Land, und die Unsern daheim glaubten immer noch, daß Amerika das Land der Sehnsucht sei. Wenige, ja fast niemand in unserer Heimat wußte, was wir Deutschen an Deutsch-Ostafrika hatten. Wenige wissen auch jetzt, was wir verloren haben und was für Möglichkeiten für deutsche Ansiedler, für deutsche Landwirtschaft, für deutsche Industrie allein in diesen ausgedehnten, gesunden Hochländern Langenburgs dem deutschen Volke verlorengegangen sind. Ja, verlorengegangen, ehe es begriffen hatte, was es besaß.

Ihr, meine lieben deutschen Jungen, wenn das deutsche Volk sich einstmals auf seine eigene Kraft besonnen haben wird, dann denkt daran, was die Deutschen besessen haben, und daß dort im fernen Afrika deutscher Boden darauf wartet, daß Deutsche ihn urbar machen, daß dort eine Heimat ist für viele, die es ernst nehmen wollen mit dem Ausbreiten des Deutschtums in unserer großen schönen Welt.

Eine Erholung waren uns diese Märsche. Leib und Seele wurden frisch und frei von der Größe dieser Natur. Der äußere und innere Blick des Menschen weitete sich. Die Unendlichkeit Afrikas läßt den Menschen klein werden vor der Natur und vor

sich selbst. Wie Ameisenschwärme erschienen aus der Ferne unsere Kolonnen und die des Feindes, wie sie hin und her und durcheinanderkrochen, dann übereinander herfielen, sich rauften und sich flohen, weiterzogen, um sich ein andermal wieder zu überfallen. Wie ein stehender Mensch auf dem Boden die Ameisen ansieht, wie sie emsig und mühselig, eine jede beladen mit einer kleinen Last, eine hinter der anderen ihres Weges ziehen, über jedes Hindernis mühsam hinwegsteigen, bei der geringsten Störung ausschwärmen und sich dann allmählich erst wieder zusammenfinden, aber unbeirrt ihres Weges weiter ziehen, so war wohl auch unser Heerwurm von oben anzusehen. Schon auf geringe Entfernung von wenigen Kilometern gewahrte man nur undeutlich die dünnen Linien sich durch die Unendlichkeit der afrikanischen Steppe vorbewegen.

Aus der Nähe aber sah sich das schon anders an. Jeder einzelne war eine kleine Welt von Plänen und streitbaren Gedanken. Es war gut, daß straffe Zucht und Sitte unser kleines Häuflein fest beieinander hielten. Keine Wahl blieb dem Einzelnen, nach seinen Wünschen zu fragen. Gar mancher hätte lieber geruht und gerastet. Aber die Sorge ums tägliche Brot ließ keinen von uns auch nur einen einzigen Tag in Ruhe. Dazu kam, wovon ich schon sprach, daß manchen unserer braven Träger die Sehnsucht nach ihrer Heimat, durch die wir marschierten, so nahe ging, daß sie uns im Stich ließen und zu den Ihren abbogen. Bei dem Mangel an Ersatz hatten unsere Kompagnie- und Formationsführer täglich zu rechnen und zu sorgen, wie sie die Lasten der fehlenden Träger verteilten und mitnahmen.

Aber immerhin blieb die Mehrzahl uns treu, und die, welche in die Heimat abschwenkten und uns verlorengingen, waren wenige. Nach wie vor haben unsere Askari in unerschütterlicher Treue zu uns gehalten. Dutzende von kleinen Vorkommnissen geben Zeugnis von ihrer mannhaften Gesinnung. So erzählte mir — um nur

Weniges herauszugreifen — einer unserer Ärzte von unseren Askaris auf dem Verbandplatze, daß er des öfteren erlebt hätte, daß sie sich weigerten verbunden zu werden, ehe die sämtlichen Europäer verbunden wären, und von einem Rekruten, den er verbinden wollte, als er einen giftigen Pfeilschuß durch feindliche Eingeborene im englischen Gebiet erhielt. Er wußte, daß er ihm nicht helfen könne, weil das Gift so schnell wirkte, daß der Betreffende doch verloren war, wollte ihm aber Linderung schaffen, und sagte ihm das. Darauf antwortete ihm der Rekrut, der ein halbes Jahr Soldat war: „Laß nur, das kenne ich besser als du, daß ich an diesem Schuß sterben muß, aber es ist gut so, ich sterbe gern, denn ich sterbe ja für den Kaiser.“ (Bassi nina kufa kwa bwana kaisari!)

Ein anderer wurde angerufen, er solle sich decken beim Gefecht, denn er stand offen und schoß freihändig. Da sagt er: „Warum soll ich mich decken, mein Kaiser hat mir 20 Jahre meinen Lohn gezahlt. Wenn ich jetzt falle, so falle ich gern für ihn.“ So dachten unsere Schwarzen über unseren und ihren Kaiser noch im November 1918.

Wollten wir zwischen Nyassa- und Tanganjikasee hindurch nach Rhodesien, so rückte jetzt der Zeitpunkt heran. Ich durfte keinen Tag mehr verlieren und mußte um die schroffen Züge des Livingstonegebirges und die Berge von Mbeja herum nach Westen schwenken.

Ungünstige Nachrichten kamen aus der Heimat. Aus erbeuteten Zeitungen lasen wir am 29. September, Cambrai wäre gefallen, und die Belgier ständen drei Kilometer westlich Roubaix. Wir lasen vom Aufhören der Feindseligkeiten in Bulgarien, vom Rücktritt des Grafen Hertling, von der Einnahme von St. Quentin und Armentières. Aber die Aufgabe von Stellungen und Ortschaften konnte viele Gründe haben, so daß wir diesen Nachrichten keine große Bedeutung beilegten.

Über die Missionen Kitugallo und Brandi kamen wir in reiches Gebiet. Missionen und Schulen waren verlassen, aber die Gartenfrüchte, Maulbeeren und Pfirsiche waren uns hochwillkommen. Wie kleine Paradiesgärten lagen diese Missionsstationen in dem menschenleeren Gebiet, und uns war der Anblick von sauber gebauten Häusern wieder etwas Neues. Man hatte völlig vergessen, wie ein Zimmer aussah und ein möblierter Raum. Wir alle besahen uns mit großem Interesse die kleine Kirche und die hübschen Häuser. Weiter ging's über die Mission Alt-Utengule und Mbozi. Dort fanden wir ein größeres englisches Magazin mit 75 Lasten Salz und 47 Lasten Kaffee. Einen großen Schuppen mit Leder mußten wir vernichten.

Da der Feind seine Truppen den Nyassasee hinaufgeführt hatte und vom Nordende desselben verschiedene Kolonnen anmarschierten, durften wir uns nirgends aufhalten. Unsere Patrouillen waren weithin unterwegs, eine nach Galula (Mission St. Moritz), eine nach Itaka, eine nach Neu-Langenburg, eine auf Fife. Ihre Abwesenheit konnte Wochen dauern. Ihre Meldungen konnte ich nicht abwarten. Aber bei Fife sollten wieder Magazine liegen. Also auf nach Fife!

Eine ganz gewaltige Anstrengung für die Truppe war der zehnstündige Marsch (reine Marschzeit) von Mbozi nach Fife. Es war ein Wettrennen, da, wie unsere Patrouillen meldeten, der Feind noch am gleichen Tage Fife erreichen wollte. Ich selbst ging bei unserer Ankunft mit der Abteilung Spangenberg an einen Bergrücken vor, um das Lager zu suchen, das wir bei Fife vermuteten: vor uns offenes Gelände mit niederem Gras. Auf kurze Entfernung standen Zelte und allerlei Volks lief durcheinander. Ich hielt sie für unsere vorausmarschierte Kampfpatrouille. Da plötzlich auf knapp 200 m rasselt Maschinengewehrfeuer, daß wir alle platt am Boden lagen und die Nase in den Sand steckten. Glücklicherweise schossen die Unsern, die hinter mir lagen, nicht auch.

Denn mit meinen Begleitern war ich zwischen den Feind und die eigenen Linien geraten. Recht peinlich war die Situation: das Pfeifen der Geschosse dicht über unseren Köpfen, ohne jede Deckung, Gewehr im Mund, platt wie eine Schlange am Boden zurückkriechend, jeden Augenblick gewärtig, daß die Maschinengewehrgarbe uns erwischte. Aber es wurde dunkel, der Feind schoß zu hoch und so ging es diesmal noch gut. Wir wußten jetzt, daß wir einem Feind von mehreren Kompagnien gegenüberlagen, der in stark verschanzten Stellungen mit gutem Schußfeld meinethalben liegenbleiben konnte, wo er war; denn die Magazine lagen außerhalb seiner Schanzen und wurden von uns verbrannt. Zum Abschied ließen wir unseren Minenwerfer noch sein Schwanenlied singen; denn nach den ersten Schüssen ging er selbst mit in die Luft.

Dann nahmen wir Abschied vom deutschen Gebiet, überschritten die Grenze und marschierten nach Rhodesien hinein, bei der englischen Mission Mwenzo vorbei. Dort befand sich ein stehendes feindliches Lazarett, aus dem wir unsere Chininvorräte ergänzten und somit bis Ende Juni 1919 versorgt waren.

Zur Abwechslung hatten zwei unserer Patrouillen sich in der Mission getroffen, für Feind gehalten und beschossen. Glücklicherweise ohne Schaden. Eine nach der andern traf bei uns ein und erzählte von einem merkwürdig gekleideten neuen Gegner, in dunklen, bisher unbekannten Uniformen. Schließlich stellte sich heraus, daß unsere eigenen Leute in ihrer malerischen Tracht sich gegenseitig nicht erkannt hatten.

Aus allerlei Gefangenenaussagen war zu erkennen, daß Transporte des Feindes aus der Gegend von Brokenhill nach Kassama und von dort weiter nach Fife gingen, und zwar mit Automobilen und Ochsenwagen. Kassama selbst schien eine größere Ortschaft und ein wichtiger Straßenknotenpunkt zu sein. Jedenfalls waren auf dem Wege von Fife bis Kassama Magazine des Feindes zu vermuten und Kassama selbst ein lohnendes Objekt. Von dort aus

konnte man dann weitersehen, ob man nach Süden zog um den Bangweolosee zur Wasserscheide des Sambezi und Kongo, oder aber nach Westen zwischen Bangweolo- und Mwerusee, in das dunkle Herz des schwarzen Erdteils. Notwendig brauchten wir Karten und einen vernünftigen Atlas. Aber da hatten wir keine Besorgnis. Das würde schon alles zur rechten Zeit wie immer gefunden werden. Jede Minute habe ich damals zum Studium von Karten und Reisebeschreibungen verwendet, die wir auf den Missionen fanden und mitnahmen. Auf jeder Marschpause vertiefte ich mich in diese. Die Gefahr, infolge mangelhafter Orientierung in dem von gewaltigen Strömen und Seen durchsetzten Gebiet festzurennen, war groß.

Abteilung Spangenberg marschierte so schnell wie möglich voraus. Bewegliche Kampfpatrouillen in Gewaltmärschen rollten die Etappenstraßen auf, erbeuteten mehrere kleine Magazine, nahmen deren Verwaltungen gefangen und fingen auch einige Ochsenwagen mit Bespannungen.

Am 6. November passierten wir die wundervollen, geräumigen, massiven Gebäude der katholischen Mission Kajambi. Die Missionare waren unnötigerweise geflohen. Im Schwesternhaus lag für mich ein Brief einer katholischen Schwester. Sie stammte aus Westfalen und appellierte als Landsmännin an meine Menschlichkeit. Sie würde sich sicher manche Unbequemlichkeit erspart haben, wenn nicht nur sie, sondern auch die anderen Angehörigen der Mission ruhig auf ihrem Posten geblieben wären. Wir hätten ihnen ebensowenig getan, wie früher den englischen Missionaren in Peramiho bei Ssongea. Das Land war außerordentlich reich. Im Missionsgarten wuchsen prachtvolle Erdbeeren und herrliche afrikanische Früchte. Aber wir mußten weiter, pflückten sorgfältig das reife Obst ab, und fort ging's auf Kassama. Die feindlichen Kolonnen, die uns folgten, liefen, um uns zur rechten Zeit zu erwischen und ihr teures Kassama vor uns zu retten. Aber unsere

Nachhut hielt den Feind fest und ließ ihn nicht heran, bis wir die Hand auf Kassama gelegt hatten und die wertvollen Magazine in unserem Besitz waren. Mehr als 20 Burenwagen wurden erbeutet und viel Europäerverpflegung.

Kassama war ein reizender kleiner Ort. Wie eine Oase lag das Städtchen mit seinen vielen sauberen Europäerhäusern in der afrikanischen Wildnis. Eine englische Gesellschaft — ich glaube es war die African-Lakes-Corporation — hatte ihren Sitz dort. Sie hatte sich längst geflüchtet und den Eingeborenen erlaubt, die Magazine zu plündern. Die Abteilung Spangenberg kam gerade recht, um dies noch zu hindern und die mit vielem Geschmack erbauten Häuschen, besonders auch ein entzückend eingerichtetes Haus des britischen Commissioners, vor Zerstörung zu bewahren.

Großen Genuß bereitete uns ein Grammophon. Uns, die wir so lange keine Musik gehört hatten, war diese ein herzliches Bedürfnis. Eine Bachsche Fuge erinnerte uns an das, was wir so lange vermißten: an unsere Heimat und an deutsche Kunst. Mitten in Feindesland, mitten im großen Afrika tönten diese feierlich schönen Klänge über die Abendsonnenlandschaft. Wie lange noch sollte es gehen, bis wir diese Musik wieder zu Hause unter unseren Lieben hören würden? Mag man sonst über ein Grammophon denken, wie man will, in unserem damaligen Leben war es doch ein eigenartiger Genuß. Auch unsere guten Mohren lauschten ganz verzückt, aber die Tingeltangelmelodien und die Walzer von der schönen blauen Donau imponierten ihnen entschieden mehr als die Bachsche Fuge.

Je weiter wir vorrückten, um so voller waren die feindlichen Magazine, und es schien, als ob wir eine Etappenlinie aufrollten, die bei Brokenhill begann und erst im Entstehen begriffen war. Drei Tagemärsche weiter, den Telephondraht entlang, sollten bei der Sambezifähre noch große Bestände liegen. Unser Appetit war gereizt. Kein Mensch konnte uns halten, daß wir weiterzogen so

schnell wie möglich, mit der Losung: „Nimm, was du kriegen kannst!“

Am 12. November zogen wir ab und überließen unserer Nachhut bei Kassama, das nachdrängende Bataillon zurückzuhalten, bis wir die Sambezivorräte eingehend besichtigt hätten.

Sechster Abschnitt

Waffenstillstand und Heimkehr

Wie wir die Nachricht erhielten — Ob sie uns nicht betrügen? — Wir Europäer dürfen unsere Waffen behalten — Ich kann die Trauernachrichten nicht glauben — „Wir werden bei euch bleiben, bis wir fallen“ — „Uns war diese Stunde schwerer als der ganze Krieg!“ — Niemand erkennt mich in meiner Räuberuniform — Den Engländern ist es recht peinlich, daß wir nur ihre eigenen von uns erbeuteten Gewehre abzugeben haben — Ein englischer Posten wird windelweich geprügelt — Ein Urteil zweier englischer Offiziere: „In diesem Lande sind wir unterlegen, und Sie haben gesiegt“ — Wiedersehen mit unseren deutschen Frauen — In Daressalam — Ein letzter Gruß unserer Schwarzen: „Wir wünschen, daß Ihr wiederkommt“ — Abschied von unserer zweiten Heimat — Was ich von der Zukunft erhoffe — Frisch ans Werk, es ist nichts unmöglich!

Am 13. November 1918 um die Mittagsstunde war der Tagesmarsch beendet. Ich war mit dem Fahrrad vorausgefahren, hatte den Lagerplatz angesetzt und erwartete die Truppen. Die ersten Kompagnien trafen gerade ein. Da kommt ein Radfahrer in schnellstem Tempo und scheucht alles beiseite. Hauptmann Müller ist es. „Ich melde, daß seit 11. November Waffenstillstand geschlossen ist!“ Ein englischer Motorfahrer, der die Nachricht zu den englischen Truppen hatte bringen sollen, war versehentlich nach Kassama hineingefahren und dort von der Abteilung Köhl gefangen worden. Durch die englische Telephonleitung, an der wir marschierten, konnten wir uns leidlich verständigen. So haben

wir die Nachricht vom Waffenstillstand erfahren. Das Telegramm des Generals van Deventer lautete:

12. 11. 18.

(Zu senden über MB Cable und Nachrichten-Reiter.)

Senden Sie nachfolgendes an General von Lettow-Vorbeck unter weißer Flagge:

Der Premierminister von England hat angezeigt, daß am 11. November um 5 Uhr ein Waffenstillstand unterzeichnet worden ist, und daß die Feindseligkeiten auf allen Fronten um 11 Uhr des 11. November aufhörten. Ich befehle meinen Truppen, die Feindseligkeiten von nun ab einzustellen, ausgenommen, wenn sie angegriffen werden, und ich erwarte, daß Sie dasselbe tun werden.

Die Bedingungen des Waffenstillstandes werden Ihnen sofort zugestellt, wenn ich sie erhalten habe. Ich schlage vor, daß Sie in der Zwischenzeit in Ihrer jetzigen Gegend bleiben, um die Verbindung zu erleichtern.

General van Deventer.

Da auch eine Nachricht über Livingstone gesandt wird, ist es wichtig, daß K. A. R. 1 force sie gleichzeitig mit dem Feinde erhält. Jede Anstrengung soll gemacht werden, damit die Nachricht ihn noch heute erreicht."

Mein erster Gedanke war: ob sie uns nicht betrügen? Sie können uns nicht kriegen und wollen uns womöglich auf diese Art fassen. Jedoch hatten wir so viele ungünstige Nachrichten aus der letzten Zeit, daß es möglich erschien, daß vor dem Winter der Krieg ein Ende nähme. Ich persönlich, der ich von den wirklichen Verhältnissen in Deutschland keine Kenntnis hatte, glaubte aber an einen günstigen oder zum mindesten für Deutschland nicht ungünstigen Abschluß der Feindseligkeiten. Wer selbst vor dem Feind steht, und bereit ist, unbegrenzt auszuharren, kann sich nicht in die Stimmung

solcher versetzen, welche verzweifelnd die Waffen fortwerfen. Wir hatten den Engländer in ungezählten Gefechten als schlechteren Soldaten kennen gelernt. Es fiel hart, daran zu glauben, daß er ein um so besserer Politiker war und daß seine überlegene Politik die größere Soldatentugend unseres Volkes aus dem Felde schlug.

Auch auf unsere Askari wirkte das Wort: „Vita amekhwisa!“ (der Krieg ist zu Ende). Wie wenn die Tür des Weihnachtszimmers sich öffnet, das Warten ein Ende hat und alle Herrlichkeiten offen vor einem liegen, so strahlten sie. Wir aber wußten nicht, ob wir uns freuen sollten, und allmählich wurde das Herz heiß und schwer. Die Abspannung war zu groß. Ohne Vorbereitung vom Frieden in den Krieg und vom Krieg in den Frieden geschleudert zu werden, das ist ein Ding, für das kleine Menschenherz gewaltig groß. Ganz still gingen wir auseinander. Jeder mußte mit sich selbst fertig werden. Gut war es, daß wir soviel zu tun hatten.

Die Vorhutabteilung Spangenberg mußte schnell benachrichtigt werden. Ich setzte mich aufs Rad und fuhr ihr nach. Auf halbem Wege kam die Meldung mir entgegen, daß Spangenberg an der Sambezifähre eingetroffen wäre. Wenn ich auch die Richtigkeit der englischen Nachricht vom Waffenstillstand nicht mehr bezweifelte, so war unsere Lage doch ziemlich heikel. Wir waren in einem Gebiet mit wenig Verpflegung und mußten weiter. Übergänge über den großen Fluß mußten wir erkunden und uns sicher halten. Wurden die Feindseligkeiten wieder aufgenommen, so durften wir nicht festsitzen. Die Regenzeit stand bevor, die großen Flüsse waren schwere Hindernisse. Starke Gewitterregen setzten bereits ein. Auf alle Fälle mußte Verpflegung beschafft werden. Kurz, vielerlei war zu regeln. Auch den englischen Offizier erwartete ich am Sambezi.

Bei Spangenberg wurde ich prächtig verpflegt und erfuhr auf die Weise, daß es in den Magazinen von Kassama auch Haferflocken, Jam und andere gute Dinge gegeben hatte: Herrlich-

keiten, die mir bis dahin unbekannt geblieben waren. Gerade zur rechten Zeit hatte der englische Commissioner die Abteilung Spangenberg von dem Waffenstillstand benachrichtigt, um noch das wertvolle, wohlgefüllte Magazin am Sambezi vor den hungrigen Huns zu retten.

Um Mitternacht erhielt ich das Telegramm des Generals van Deventer, das über Salisbury gekommen war. Nach diesem hatte Deutschland die bedingungslose Übergabe unserer in Ostafrika operierenden Truppen unterzeichnet. Deventer fügte hinzu, daß er die sofortige Befreiung der englischen Kriegsgefangenen und unseren Marsch nach Abercorn verlangte. In Abercorn wären alle Waffen und Munition abzuliefern. Er erkannte unsere vornehme Kriegführung (gallant fighting) an und beließ dafür allen Europäern ihre Waffen. Die Askari aber mußten sie abgeben. Diese Nachricht besagte genug und zeigte die Notlage unseres Vaterlandes. Niemals sonst würde es eine ehrenvoll und erfolgreich im Felde stehende Truppe preisgeben.

Ohne die Gründe im einzelnen nachprüfen zu können, mußte ich mir sagen, daß die von uns verlangten Bedingungen eben unvermeidlich seien und erfüllt werden müssen. Dem britischen Commissioner übergab ich am 14. November morgens 8 Uhr ein Telegramm an Seine Majestät, in dem ich das Vorgefallene meldete und hinzufügte, daß ich entsprechend verfahren würde. Der Commissioner teilte mir mit, daß die deutsche Flotte revoltiert habe und in Deutschland Revolution sei. Nach einer ihm offiziell aber noch nicht bestätigten Nachricht habe der Kaiser am 10. November abgedankt. Alle diese Nachrichten erschienen mir unwahrscheinlich, und ich habe sie nicht für wahr gehalten, bis sie mir nach Monaten auf der Heimreise bestätigt wurden.

Unsere Truppen, Europäer und Farbige, hatten alle daran geglaubt, daß Deutschland in diesem Kriege nicht unterliegen würde. Alle waren entschlossen, bis zum Äußersten zu kämpfen. Gewiß

war es fraglich, ob unsere Kraft reichen würde, aber auf mindestens noch ein Jahr sahen wir allen Möglichkeiten mit Ruhe entgegen. Die Truppe war gut bewaffnet, ausgerüstet und verpflegt die augenblickliche Kriegslage so günstig für uns wie noch nie. Zwar sahen die Askari, daß wir weniger und weniger wurden — wir waren noch 155 Europäer, darunter etwa 30 Offiziere und Sanitätsoffiziere, 1168 Askari und rund 3000 Träger stark. — Aber als ich gelegentlich mit einer meiner Ordonnanzen darüber sprach, da versicherte er mir: „Wir werden bei Euch bleiben und weiterfechten, bis wir fallen!" Solche Äußerungen der Treue sind von vielen anderen auch gegeben worden. Ich bin überzeugt, daß es keine Redensarten waren.

Den sämtlichen Europäern der Truppe teilte ich nun das, was ich gehört hatte, und die Bedingungen des Waffenstillstandes mit, und daß ich entschlossen war, diese Bedingungen, an deren Richtigkeit ich nicht mehr zweifelte, auszuführen. In ernstem Schweigen umstanden mich die Männer meiner Truppe, als ich diese Worte zu ihnen sprach. Unser aller Herzen waren stark bewegt und ergriffen. Die Schicksalsstunde für unser Volk und unser Vaterland hatte geschlagen. Wie mußte es aussehen daheim? Wie mußte unser armes Volk gelitten haben, daß solche Dinge geschehen konnten? Das kleine Häuflein deutscher Männer, die fern von der Heimat auf Afrikas Steppen diese Nachricht von ihrem Vaterland hörten, wie nahe fühlten sie sich ihren Brüdern zu Hause, wie rührte einen jeden von uns diese schwerste aller Nachrichten, daß das Vaterland geschlagen und bedingungslos preisgegeben war allen seinen Feinden. Dieser gewaltige Krieg war beendet und für Deutschland verloren! Die Frage um unser eigenes Schicksal trat vollständig zurück vor diesem Schlag, der das deutsche Volk traf.

Alles hatten wir geduldet und getragen als selbstverständlich. Die größten Leistungen hielten wir für natürlich. Ein Deutscher

weicht nicht, ein Deutscher ergibt sich nicht, ein Deutscher kämpft bis zum Ende. „Wann zu Ende sind diese blutrauchenden Tage? Keiner frage, jeder trage sein Teil in Geduld, schuld ist keiner von uns an den tausend Toten auf Flanderns Feldern, auf Polens Boden, aber wir dürfen die Schwerter nicht eher senken, bis die letzte Feindfackel zu Boden gebrannt. Wir dürfen jetzt alle nur einen Gedanken denken: Vaterland!" Dies Wort war auch bis zu uns herausgedrungen aus Deutschlands schweren Tagen und war auf guten Boden gefallen. Der Gedanke an unser Vaterland hatte uns geführt durch die weiten Gefilde Afrikas, durch die heiße Tropensonne von Gefecht zu Gefecht. Viele Tausende von Meilen waren wir marschiert. Tief im Herzen stand groß und leuchtend das eine Wort: „Vaterland!" rief uns auf zu immer neuer Wehr, gab uns frohen Mut und gab uns frische Kraft. Und einer nach dem andern sank dahin. Einen Kameraden nach dem andern betteten wir in Afrikas Erde. Die wenigen, die noch blieben, sie dachten nichts anderes; das Wort unseres Kaisers sollte wahr bleiben: das Vaterland sollte stolz sein auf seine Söhne, die nicht nachließen, bis der Tag des Friedens kam, bis das Vaterland frei war und die Feinde von ihm abließen. Wo immer wir standen, war deutscher Boden, auch wenn wir auf feindlicher Erde marschierten. Deutsche Mannentreue marschierte mit uns. Aller Menschheitswerte Bestes, die heilige Treue zum Vaterland ließ keinen los und hielt auch unsere Schwarzen wie Brüder an unserer Seite. Es ist wahr, das Wort, Ihr, meine lieben deutschen Jungen, das kann ich Euch bezeugen aus der Erfahrung Eurer Brüder und Freunde, die für Euch gefallen sind. „Dulce et decorum est pro patria mori!" (Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben.)

Diese Art hatten wir hochgehalten. Um unser Deutschtum hatten wir gestritten und gekämpft über vier Jahre, und kein Feind hat es uns entrissen. Eng verbunden fühlten wir uns mit Euch in der Heimat, wenn wir auch so weit weg waren, daß nichts uns

mehr erreichte, keine Briefe seit Jahren, keine Nachricht. Wir wußten, daß Ihr an uns dachtet. Ihr halft uns, wir halfen Euch.

Und nun? Besiegt und zerschlagen unser Vaterland! Wie einsam, wie furchtbar einsam standen die wenigen deutschen Männer plötzlich in Afrikas Wildnis, verlassen! Keiner von uns sprach ein Wort. Harte Männer, die in Hunderten von Gefechten mit keiner Wimper gezuckt, denen es niemals zuviel geworden war, wandten sich ab. Einer nach dem andern ging still davon.

Wenn es tags zuvor geheißen hatte, der Krieg ist zu Ende, heute hieß es, der Krieg ist verloren! Das Allerschwerste für uns kam jetzt. Unsere braven Askari hatten alles von uns erfahren: jede Nachricht war ihnen bekanntgegeben. Wir waren gewohnt, ihnen die Wahrheit zu sagen. Wie wir, so hatten auch sie deutscher Kraft blind vertraut. Ein gutes Ende war auch ihre höchste Hoffnung. Jetzt war es an uns, ihnen zu sagen, woran wir waren, daß diese Hoffnung vernichtet sei, daß deutsche Kraft und Treue, die ihnen das Höchste auf der Welt bedeutet hatten, gebrochen lagen, wir sie verlassen müßten, daß sie in Feindeshand und in Feindesland zurückbleiben würden. Die Kompagnien traten zusammen, und die Kompagnieführer sprachen zu ihren braven Leuten. Was sie wußten, sollten diese alles erfahren. Uns war diese Stunde schwerer als der ganze Krieg.

Es war vorauszusehen, daß die Auszahlung der rückständigen Löhne der Askari und Träger Schwierigkeiten machen würde. Doch war es für uns Ehrensache, diesen Leuten, die mit so großer Hingabe für uns gekämpft und gearbeitet hatten, zu ihrem Recht zu verhelfen. Die erforderliche Summe — es handelte sich um etwa eineinhalb Millionen Rupien, das sind zwei Millionen Mark — war verhältnismäßig gering. So wurde Leutnant der Reserve Kempner per Rad vorausgeschickt, um diese Summe von den Engländern oder durch ihre Vermittlung auf dem schnellsten Wege zu beschaffen. Unsere wiederholten Bemühungen sind

erfolglos geblieben. Es wurde uns zwar zu verschiedenen Malen mitgeteilt, daß diese Frage von dem War Office in „Erwägung" gezogen sei. Aber dabei blieb es. Auf mein Telegramm an die deutsche Regierung in Berlin habe ich keine Antwort bekommen. Schließlich blieb nichts weiter übrig, als Listen über die rückständigen Gelder zusammenzustellen und den einzelnen Trägern und Askari Gutscheine darüber mitzugeben.

Wir marschierten nun in kleinen Märschen über Kassama auf Abercorn zurück. Britischerseits wurden uns Einzelheiten über die Waffenstillstandsbedingungen bekanntgegeben. Es stellte sich heraus, daß in diesen nicht „bedingungslose Übergabe" (surrender), wie General van Deventer ursprünglich mitgeteilt hatte, sondern „bedingungslose Räumung" (evacuation) verlangt war. Gegen diese Auslegung des englischen Kriegsamtes, daß das Wort „evacuation" Übergabe und Entwaffnung enthalten sollte, erhob ich mehrfach Einspruch, habe aber weder von den Regierungen der alliierten Länder und der Vereinigten Staaten, noch von der deutschen Regierung Antwort erhalten. Ich habe mir überlegt, ob bei dieser zweifellosen Entstellung des Wortes „evacuation" ich nicht ohne weiteres zu den Belgiern oder wo andershin marschieren sollte. Aber schließlich war im Vergleich zu der Gesamtheit der Waffenstillstandsbedingungen der Paragraph 14, der die Schutztruppe betraf, ein so geringer Punkt, daß ich beschloß, nach Daressalam zu rücken, wie General van Deventer es verlangte. Allerdings in der Erwartung, daß die Engländer uns von dort, den Bedingungen des Waffenstillstandes gemäß, sofort weiter in die Heimat transportieren würden. Diese Erwartung wurde aber nicht erfüllt.

Nördlich von Kassama überholten wir den Gegner, gegen den unsere letzten Scharmützel stattgefunden hatten, das 1. Bataillon der 4. King African Rifles. Die Einladung des Colonel Hawkins, des kaum 30jährigen, liebenswürdigen Führers, die er mir

beim Durchmarsch zu einem Imbiß für die deutschen Offiziere übermitteln ließ, mußte ich ablehnen, so sehr ich mich auch über die hierdurch zum Ausdruck gebrachte Ritterlichkeit freute. Doch ließ es sich Colonel Hawkins nicht nehmen, an einem der folgenden Tage seinen Besuch zu machen und eine recht angenehme Stunde bei einer Tasse Kaffee bei mir zuzubringen. Es ist anzuerkennen, daß die Offiziere dieses Bataillons in der gewiß etwas schwierigen Lage mit großem Takt und mit der Achtung verfahren sind, auf die ein ehrenhafter Feind Anspruch hat. Hawkins teilte mir übrigens mit, daß er aus Verpflegungsgründen nicht weiter hätte folgen können. Wir mußten ihm mit unserem Vieh aushelfen, das wir ja in ausreichender Zahl besaßen.

Als unsere Truppen durch die Kompagnien des englischen Bataillons hindurchmarschierten, standen diese zu beiden Seiten des Weges und betrachteten mit lebhaftem Interesse ihren mit Recht so „beliebten" Feind. Ihrer Gewohnheit gemäß photographierten die Engländer unsere Räuber- und Indianergestalten von allen Seiten. Auf mich hatten sie es natürlich besonders abgesehen und warteten auf den Moment, da der vornehm gekleidete, berüchtigte General hoch zu Roß vor ihrer Kamera erscheinen würde. Sehr enttäuscht waren sie daher, als unsere Truppen vorüber waren, und unter den abgerissenen, mehr oder weniger zerlumpten Europäern ihnen der ebenfalls recht feldgraue General gar nicht erkennbar geworden war, der stets mit den andern zu Fuß ging. Einen der letzten unserer Europäer fragten sie, wann der General denn käme. Dieser antwortete ganz bieder: „Der ist längst vorbei. Das glaube ich, daß Ihr den nicht findet, da müßt Ihr genauer aufpassen. Da habt Ihr was versäumt! Das gibt's nur einmal in Afrika. Den hättet Ihr nie gekriegt!" Es war gut, daß die Engländer diese Beschreibung nicht wörtlich verstanden haben. Immerhin ist es mir in den nächsten Tagen nicht gelungen, mich ihrer Eleganz auch nur annähernd anzupassen.

Wir hörten manche Bemerkung unter den englischen Askari, die sich ganz erstaunt unsere laut singenden Kompagnien ansahen: „Seht nur, wie viele es sind, und wie gesund und gut sie aussehen! Uns hatte man immer gesagt, es ist kaum noch eine Handvoll, und alle seien verhungert und krank!“ Mit großem Neid und Erstaunen sahen sie die Kolonnen unserer Askariweiber und unser zahlreiches Vieh. Sie selbst hatten die letzten Tage nur noch halbe Rationen erhalten, und die Konserven waren ihnen längst verleidet. Auf das lebende Vieh bekamen sie großen Appetit. Da es ihnen verboten ist, Frauen mitzuführen, waren sie besonders entzückt über die besseren Hälften unserer Askari und riefen den Unsern laut zu: „Wo habt Ihr bloß Eure Weiber gelassen während der Gefechte? Niemals noch sahen wir sie. Wie machen Eure Frauen die großen Märsche mit, tragt Ihr sie vielleicht auf dem Buckel?“ „Nein,“ riefen unsere Askari, „im Gegenteil: unsere Frauen tragen außer unseren Kindern noch unser Gepäck, kochen unser Essen, und vor Euren Kugeln haben sie sich noch nie gefürchtet!“ Dieser kameradschaftliche Ton wurde auch abends in den Lagern gepflegt, wo eine große Zahl englischer Askari die Unsern besuchte, um von dem guten Fleisch etwas abzukriegen. Dann saßen sie friedlich um die Lagerfeuer und erzählten ungeheure Räubergeschichten. Jeder rühmte seine Tapferkeit und prahlte vor dem einstigen Gegner mit seinen Taten.

Bevor unsere Gefangenen entlassen wurden, suchte mich der älteste derselben, der Colonel Dickinson auf und verabschiedete sich von mir. Wie er sagte, hatte die mehr als dreimonatige Gefangenschaft ihm einen interessanten Einblick in unser Lagerleben, in die Anlage unserer Märsche und die Führung unserer Gefechte gegeben. Über die Einfachheit unserer Anordnungen und das gute Funktionieren derselben war er des Lobes voll. Zweifellos hat er mit offenen Augen gesehen.

General Edwards in Abercorn, der Vertreter des in Dares-

salam befindlichen Generals van Deventer, schickte mir ein Auto entgegen, in dem ich mit Leutnant Kempner den Truppen nach Abercorn vorausfuhr. Die Aufnahme bei General Edwards selbst sowie in der Messe seines Stabes war sehr entgegenkommend. Ich sagte ihm, daß ich die Verpflichtung zur Abgabe unserer Waffen nicht anerkenne, aber zur Abgabe bereit wäre, wenn unsere Bestände an Waffen und Munition angerechnet würden auf das, was Deutschland den Alliierten abzugeben habe. Auch verlangte ich, daß die Abgabe unserer Waffen nicht den Charakter einer Waffenstreckung habe. Die Askari und Träger wollten die Engländer in Tabora in Internierungslagern unterbringen, bis sie mit Geld abgefunden wären und ihre Entlassung in die Heimat beginnen könnte. Die Europäer sollten bis zur Abfahrt des Schiffes, also voraussichtlich nur wenige Tage, in Daressalam interniert werden.

Aber sowohl die Askari in Tabora, wie auch die Europäer in Daressalam, sind länger als eineinhalb Monate in Gefangenenlagern, hinter Stacheldraht, eingeschlossen worden.

Am 25. November traf die Truppe in Abercorn ein. Dort war an dem Platz, wo die Übergabe der Waffen stattfinden sollte, die englische Fahne aufgepflanzt. Vor dieser mußten die Unsern die Waffen niederlegen. War das keine Waffenstreckung? Aber 1200 deutsche Soldaten legten 1200 englische und portugiesische Gewehre nieder. Nicht ein einziges modernes deutsches Gewehr war darunter!!! Sehr eilig hatten es die Engländer, diese abgegebenen Gewehre fortzuräumen. Eine starke Kompagnie mit aufgepflanztem Seitengewehr stand uns gegenüber.

Die Stärke der deutschen Truppen war an diesem Tage: der Gouverneur, 20 Offiziere, 10 Sanitätsoffiziere und Beamte, 125 Europäer anderer Dienstgrade, 1156 Askari und 1598 Truppenträger.

Der Lagerplatz für die Askari war mit hohem Dornenverhau

eingefaßt und infolge Ungeschicklichkeit übertrieben eng. Das erregte bei unseren Askari heftigen Unwillen, der sich manchmal in Tätlichkeiten gegen die englischen Askari entlud. Eine unserer alten Chargen hörte, wie ein englischer Posten ihnen zurief: „Seht Ihr, jetzt seid Ihr Gefangene." Darauf kaufte er sich diesen Herrn, zog ihn am Kragen ins Lager, verprügelte ihn windelweich, warf ihn in hohem Bogen hinaus, und sein Gewehr hinterher. Wie die Engländer sich darüber beschwerten, konnten wir ihnen sagen, daß sie lieber ihre eigenen Posten zur Vorsicht mahnen sollten. Unsere Askari wären nicht gewohnt, sich beschimpfen zu lassen. Sie wären keine Gefangenen und also auch nicht so zu behandeln. Unseren Leuten mußten wir mit Scherzen die Unlust vertreiben und ihnen klarmachen, daß die Engländer vor ihnen einen solchen Respekt hätten, daß sie sogar die Waffenlosen hinter Drahtzäune steckten. Damit gaben sie sich dann zufrieden. Laut ertönte das Lager von Kriegsgesängen, und die Erde dröhnte von ihren wilden Kriegstänzen.

Ihr sollt wissen, was zwei englische Offiziere in den Tagen von Abercorn einem unserer Kompagnieführer sagten, als er seine Askari aus dem dortigen Internierungslager zum Baden führte. Mit den unvermeidlichen Photographenapparaten kamen sie heran, photographierten und besahen sich die Leute aus der Nähe, als wenn es seltsame wilde Tiere wären. Dann sagten sie: „Mein Herr, gestatten Sie uns, daß wir uns diese Leute ansehen. Wir haben den ganzen Krieg mitgemacht und haben oft den Wunsch gehabt, nachdem wir so viele verschiedene Stämme der englischen Kolonialvölker kennengelernt und viele Kompagnien gesehen haben, auch eine der deutschen Kompagnien zu sehen, deren Leistungen in diesem Kriege wohl niemand besser als wir beurteilen kann. Wir wundern uns nicht nur über den gesunden, guten Ernährungszustand und die straffe Haltung Ihrer Leute, nein, wir verstehen vor allen Dingen nicht, wie es möglich ist, daß sie diese bei so

guter Laune und so vorzüglicher Gesinnung erhalten haben. Wir, die wir stets mit Ihnen gefochten haben, sind anderer Meinung als unsere Herren daheim. Wir gönnen Ihnen Ihre Kolonie und können nur hoffen, daß Sie sie wieder erhalten. England hat genug Kolonialbesitz, und entgegen der überall verbreiteten Meinung, die Deutschen verständen es nicht, mit den Eingeborenen umzugehen, müssen wir sagen, daß die Haltung Ihrer Leute das Gegenteil beweist. Wir haben mit Ihren Leuten gesprochen. Sie sind heute noch stolz, daß sie deutsche Askari sind. Wir gratulieren Ihnen zu diesem Erfolg. In diesem Lande sind wir unterlegen, und Sie haben gesiegt!"

General Edwards sah ein, daß unnötigerweise ein Anlaß zu Reibereien an den Haaren herbeigezogen worden war. Wir waren doch keine Kriegsgefangenen, deren Entlaufen er zu befürchten hatte. Wir hatten uns freiwillig in Erfüllung einer unangenehmen Pflicht ihm in die Hände gegeben. Beim Weitermarsch nach Bismarckburg unterließ er die Einsperrung. So sind wir denn friedlich mit dem Bataillon Hawkins, ohne die geringsten gegenseitigen Belästigungen, nach Bismarckburg marschiert.

Am 28. November bezogen wir dort an den gewaltigen Wasserfällen des Kalamboflusses unser Lager und blieben mehrere Tage dort liegen, da die Abfahrt mit dem Dampfer sich immer wieder verzögerte. Verschiedene Offiziere bestürmten mich, ob wir nicht doch noch weiterfechten wollten. Diese löbliche Absicht war unerfüllbar. Sowieso bedurfte es schon für mich einer Menge kalter Überlegung, um aus unserer recht unangenehmen Lage herauszukommen. Aber ich empfand große Freude über solche Äußerungen gesunden kriegerischen Geistes, der selbst jetzt, nachdem wir alle Waffen abgegeben hatten, nicht davor zurückschreckte, ein feindliches Lager zu stürmen und uns von neuem die Grundlage für weitere Kriegsführung zu verschaffen.

In drei Transporten wurden wir nun zu Schiff von Bis-

marcfburg nach Kigoma und per Bahn von Kigoma über Tabora nach Daressalam gebracht.

Am 3. Dezember stiegen wir durch die Berge langsam die felsigen Ufer des Tanganjikasees hinab zu dem reizend gelegenen, sauber gebauten kleinen Hafenplatz Bismarckburg. Dort wimmelte es von englischen Truppen, die sich alle neugierig die berüchtigten „Germans" ansahen. Unsere Kompagnien wurden in vier Schiffe verladen. Auf einem derselben, dem „St. George", waren außer der aus englischer Marine bestehenden Besatzung und einem Eskorteoffizier nur der Gouverneur und die Offiziere des Kommandos mit ihren schwarzen Dienern untergebracht. An Verpflegung hatten wir Corned beef, Datteln und Biskuits von den Engländern erhalten. Unser Veterinär, Dr. Huber, sorgte auch hier an Bord, wie schon vorher so viele Jahre im Pori, ausgezeichnet für unser leibliches Wohl. Der britische Kommandeur, der Eskorteoffizier und die gesamte Besatzung waren außerordentlich entgegenkommend. Als während der Nacht ein heftiger Sturm ausbrach, der die Sonnensegel zerriß und u. a. auch Dr. Hubers Rock wegführte, da waren die englischen Matrosen aufs sorgfältigste um die völlig durchnäßten Deutschen bemüht.

Am 5. Dezember landeten wir in Kigoma. Der Ort stand unter belgischem Befehl. Trotz taktvoller Zurückhaltung haben uns hier die Belgier über alle Erwartung glänzend bewirtet. Für alle Europäer waren in einem großen Schuppen gedeckte Tische aufgestellt; ein Anblick, dessen wir seit Jahren entwöhnt waren. Sogar etwas Rotwein tauchte auf. Der belgische Gouverneur hatte seinen Ordonnanzoffizier, der fließend deutsch sprach, zu unserem offiziellen Empfang gesandt, und ich nahm gern Gelegenheit, mich vor Antritt der Eisenbahnfahrt bei dem belgischen Commandant de Place für die uns erwiesene Kameradschaftlichkeit, die bei Soldaten ja auch zwischen Feinden bei gegenseitiger Achtung besteht, zu bedanken.

Auch bei den Engländern blieben gelegentliche Ungezogenheiten einzelner Offiziere, deren Kinderstube augenscheinlich nicht nach Süden gelegen hatte, durchaus Ausnahmen. Ältere Herren griffen sogleich in taktvoller Weise ein, wenn jüngere Kameraden beispielsweise einen deutschen Kranken rücksichtslos aus dem Eisenbahnwagen entfernen wollten.

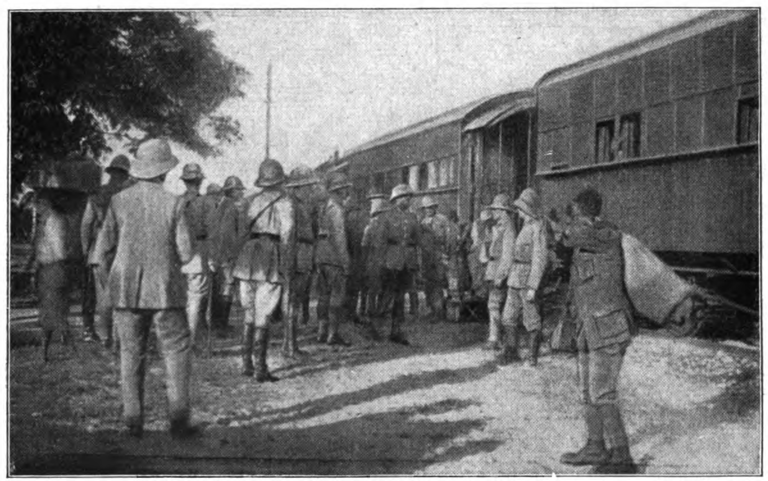
Auf der Eisenbahnfahrt waren wir Europäer recht gut untergebracht, konnten uns, wie im Frieden, in der Nacht durch Ausziehen der Lederpolster und Einhaken des Gestells gute Schlafgelegenheiten übereinander herstellen. In Tabora waren eine Menge Deutsche auf dem Bahnhof. Sie beklagten sich über die Räubereien durch die Belgier und Engländer. In Dodoma blieben wir die Nacht über liegen und hatten am nächsten Morgen Gelegenheit, uns Wasser zu holen und gründlich zu reinigen.

In Morogoro war das Eintreffen des Zuges den Deutschen bekanntgegeben. Nachmittags auf dem Bahnhof trafen wir die deutschen Frauen wieder, die wir hier vor zwei Jahren zurückgelassen hatten. Sie bewirteten uns festlich, und ein großes Fragen ging an nach ihren Männern und Freunden. Manch einer mußten wir über den Tod ihres Mannes Genaues erzählen. Auch sie, unsere deutschen Frauen, hatten schwere Zeiten hinter sich, und deren, die ihre Männer lebend und gesund wiedersahen, waren wenige.

Fast ebenso interessiert wie die Deutschen waren die Engländer selbst. Ein baumlanger Korporal, der augenscheinlich schon vor Eintreffen unseres Zuges eine ganze Reihe von Gläsern auf unser Wohl getrunken hatte, wollte mich vor Rührung und Bewunderung fast umarmen.

Am 8. Dezember 1918 7 Uhr morgens trafen wir in Daressalam ein. Die Europäer wurden in einem mit Stacheldraht umgebenen Lager in großen Zelten untergebracht. Die Verpflegung war gut und reichlich. In der englischen Kantine gab es Be-

darfsartikel aller Art zu billigen Preisen zu kaufen. Gouverneur Schnee und ich wurden durch den Chef des Stabes des britischen Oberbefehlshabers, General Sheppard, empfangen und zu unserem außerhalb des Lagers recht hübsch gelegenen Hause geleitet. Dorthin hatte General van Deventer liebenswürdigerweise einen Imbiß zur Begrüßung geschickt. Hier wurden noch Major Kraut, Hauptmann Spangenberg und Dr. Huber einquartiert. General Wahle, den wir vor einigen Monaten in Ubena krank in Feindes-



Ankunft in Daressalam am 8. Dezember 1918.
General v. Lettow-Vorbeck.

hand zurückgelassen hatten, fanden wir hier recht erholt wieder. Nun machten wir wiederum gemeinsame Messe. Aber unsere Bewegungsfreiheit außerhalb des Hauses war insofern etwas eingeschränkt, als wir stets einen britischen Eskorteoffizier bei uns haben mußten. Wenn auch dieser Herr anfangs recht unpünktlich war, so war es allmählich doch möglich, in Daressalam allerlei Bekannte aufzusuchen und persönliche Angelegenheiten zu ordnen.

Major Hosken, der Vorstand des Gefangenenlagers, der

schon früher in Tanga für die gefangenen deutschen Frauen und Kinder große menschliche Fürsorge gezeigt hatte, war auch in Daressalam bemüht, unnötige Schikanen von uns fernzuhalten.

Schon auf der Eisenbahnfahrt waren wir überrascht, daß auf jeder Station mehr Engländer herumstanden, als wir in der ganzen Schutztruppe hatten. Hier in Daressalam aber wimmelte es von weißen Truppen. Ich schätzte ihre Zahl auf nicht unter 5000. Zu Tausenden standen auch die reparaturbedürftigen Automobile in den Wagenparks. Wir haben erfahren, daß gegen uns, die wir bei Kriegsschluß noch 1200 Mann waren, zehnmal soviel Autos, also 12000 und hundertmal soviel Truppen, also 120000 Mann, um diese Zeit im Felde standen.

Das enge Zusammenleben dieser Menschenmassen war besonders gefährlich beim Auftreten der Grippe. Man erzählte mir, daß manchmal an einem Tage 5—7 englische Offiziere in Daressalam an dieser Krankheit starben und in Südafrika in einem Monat über 50000 Mann daran zugrunde gingen. Bald aber spürten auch wir sie. Die Ansteckung stammt wahrscheinlich vom Schiffstransport auf dem Tanganjikasee und von der Eisenbahnfahrt. In den Lagern von Daressalam ist sie von Mann zu Mann weitergegangen. Hauptmann Spangenberg begleitete mich in die Stadt. Plötzlich fühlte er, dessen eiserne Natur alle Strapazen im Felde glänzend überstanden hatte, daß er krank würde, und starb im Lazarett am 18. Dezember an Lungenentzündung.

Fast alle Europäer unseres Lagers waren krank, 10 Mann starben, im ganzen also 10 Prozent unserer Kopfzahl. Unsere Askari, die in Tabora zurückgeblieben waren, wurden dort ebenfalls in verseuchte Lager geführt. Von den 1100 sind 300 gestorben. Ihrer Sachen, ihres Silbergeldes, ihrer Kleider, ihres Gepäcks wurden sie beraubt. Allmählich wurden sie nach Daressalam überführt und unserem Lager gegenüber hinter Stacheldraht

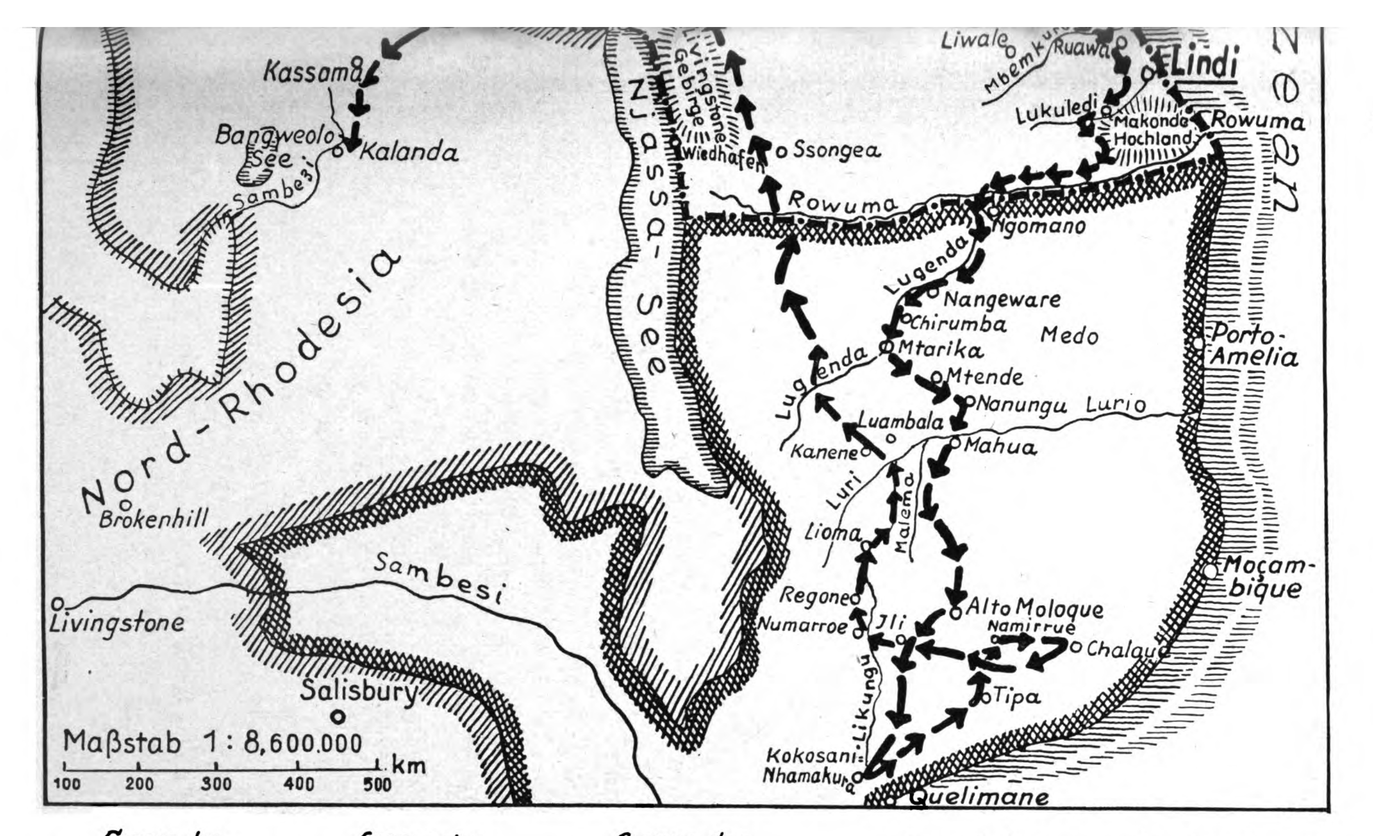
gesetzt. Dort lagen schon mehrere Hundert deutsche Askari, die zu früheren Zeiten in die Hände der Engländer gefallen waren. Verschiedene von ihnen waren bereits Jahr und Tag in Gefangenschaft und hatten sich standhaft geweigert, bei den Engländern als Askari einzutreten.

Unsere Askari hatten das deutsche Kriegsgefangenenlager unmittelbar vor Augen. Es war erfreulich, daß wir Europäer hierdurch in den Augen der Askari nicht im geringsten verloren. Genau wie früher bezeigten sie uns die größte Anhänglichkeit und Disziplin. Zweifellos kam hierdurch die Größe ihrer Achtung, die sie vor uns Deutschen hatten, zum Ausdruck. Sie waren klug genug, einzusehen, daß die größeren militärischen Leistungen doch auf deutscher Seite waren. Sie waren von jeher gewohnt, daß wir auch in schweren Zeiten alle Unbequemlichkeiten redlich mit ihnen teilten und stets ein warmes Herz für ihre vielen kleinen Anliegen hatten.

Als unsere Askari einmal in Daressalam von einem Regiment Inder eskortiert wurden, sagte eine alte Charge der unseren zu den andern: „Ihr Elenden, seht Ihr nicht, wie wir Euch verachten? Vier Jahre habe ich Euer Gesicht nicht gesehen, und jetzt tut Ihr hier so großmäulich. Wer ist denn hier der Herr und wer der Knecht, wer von uns hat hier Angst vor dem anderen? Schämt Ihr Euch nicht, in solcher Masse und bis an die Zähne bewaffnet uns abzuführen, die wir keine Waffen haben? Ein jeder von uns sieht, daß Euch nicht wohl ist bei der Geschichte."

Zu Weihnachten 1918 traten unsere Askari zusammen, eine alte Charge nahm das Wort und sprach zu uns folgendes: „Wir, die wir zu Euch gehören und mit Euch alle Freuden und Leiden des Krieges von Anbeginn an durchgemacht haben, wissen, daß Ihr nicht besiegt seid von den Engländern, weder daheim noch hier. Eure Bundesgenossen haben Euch verlassen, und Ihr seid gezwungen worden, mit Euren Feinden zu verhandeln und einen ungünstigen

Kisumu
Britisch
Ostafrika
VIKTORIA-
SEE
Ugandabahn
Nairobi
Kissenji
Kiwu-See
Magadbahn
Ugandabahn
Longido
Kilimandjaro
Engore Nairobi
Mawensi
Kibo
Voi
Taweta
Meru
Moschi
Aruscha
Massai-
Steppe
Kahe
Lembeni
Usambara
Mombassa
Usumbura
Singidda
Kondoa-Jrangi
Mombo
Korogwe
Handeni
Pangani
Tanga
Kigoma
Udjidji
Gottorp
Tabora
Tuliani
Wami
Sansibar(engl.)
Indischer
Belgisch Kongo
Tankanjika-See
Kilimatinde
Dodoma
Mpapua
Bagamojo
Morogoro
Daressalam
Kilossa
Kimamba
Uluguru
Kissaki
Maneromango
Baudouinville
Makima
Kongulio
Bismarckburg
Rufidji
Utete
Rufidji
Mwasye
Galula
Jthgka
Utengule
Abercorn
Mwero-See
Mahenge
Kibata
Kilwa



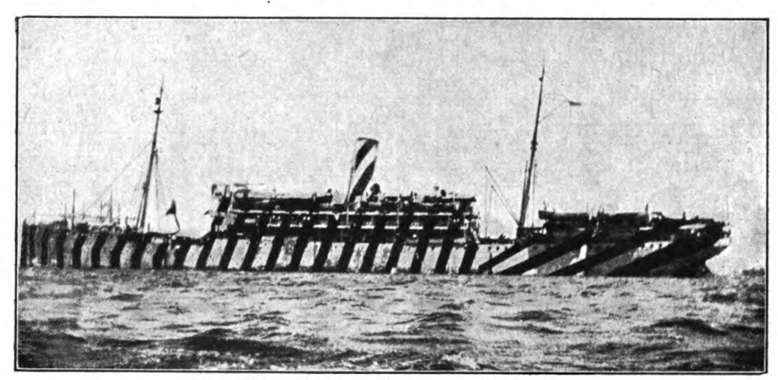
Übersichtskarte über den Marsch des Hauptteils der Schutztruppe vom April 1916 bis November 1918 (Waffenstillstand)

Frieden zu schließen. Ihr habt uns von jeher die Wahrheit gesagt. Wir wissen, daß es wahr ist, daß Deutschland sich über vier Jahre lang seiner Feinde siegreich erwehrt hat. Wir wissen, was für eine Kraft in Deutschland steckt: Der Umstand, daß unsere kleine Truppe den ganzen Krieg über den Feinden widerstanden hat, und daß die Engländer, trotz aller ihrer großen Anstrengungen nicht imstande waren, uns zu besiegen, ist uns ein Beweis dafür, daß sie auch in Europa den Krieg nicht gewonnen haben können. Wir alle wissen, was wir von ihren vielen gutklingenden Reden zu halten haben. Wir haben längst von den Eingeborenen dieses Landes erfahren, was alles sie ihnen versprochen hatten und was sie davon gehalten haben. Wir wissen auch, was sie getan haben, um Euch schlecht zu machen und uns zu sich hinüberzuziehen. Wir werden unser möglichstes tun, um unseren Volksstämmen zu erzählen, daß die Deutschen in diesem Lande nie besiegt worden sind. Ihr sollt wissen, daß wir Euch als unsere Herren anerkennen und daß wir wünschen, daß Ihr wiederkommt und das Land unter deutscher Regierung steht. Wir alle haben den Unterschied von einst und jetzt schmerzlich empfunden und bitten Euch, uns nicht in englischer Hand zu lassen. Wir wissen wohl, daß die Verhandlungen in Europa noch nicht zu Ende sind und noch lange Zeit dauern werden. Und daß Ihr hier in Daressalam gefangensitzt, ist eine der vielen Ungerechtigkeiten der Engländer, die ihr Ansehen in unseren Augen nicht zu heben vermag. Wir sind Euch gefolgt durch den ganzen Krieg. In den vielen Gefechten und langen Märschen haben wir gesehen, was Ihr könnt und was Ihr seid. Darum bleiben wir Euch treu, auch in dieser schweren Zeit. Ihr könnt Euch auf uns verlassen, wenn Ihr uns wieder braucht. In englische Dienste gehen wir nicht, die wir deutsche Soldaten gewesen sind.

So spreche ich zu Euch, zugleich auch im Namen aller meiner Kameraden!"

Auch sonst zeigten uns die Eingeborenen gern ihre Anhänglichkeit und ihr Vertrauen. Die schwarzen Diener hielten ihre rückständigen Löhne in den Händen ihrer deutschen Herren, die im Augenblick selber nichts hatten, für vollständig gesichert. Mit den Engländern waren manche trüben Erfahrungen gemacht worden. Jeder wußte, daß in den Gefangenenlagern die Gelder unserer Leute wiederholt, und zwar in erheblichem Umfang, durch englische Offiziere unterschlagen worden waren.

Frühere Boys und auch andere Eingeborene kamen manchmal



Dampfer „Feldmarschall“ der D.-O.-A.-L.

von weit her angereist, um uns zu begrüßen. Rührend war es, von allen zu hören, daß sie die deutsche Herrschaft wiederhaben wollten, sie hätten genug von den Engländern, und es wäre höchste Zeit, daß wir wieder Ordnung schafften. Viele unserer früheren deutschen Boys verabscheuten es, bei den Engländern Dienste zu tun, kamen zu den deutschen Frauen und baten sie um Anstellung, auch ohne Lohn.

Einer kam eines Tages geheimnisvoll mit einem Bündel unter dem Arm und fragte eine der deutschen Damen, wann wir in Daressalam wieder eintreffen würden. Er entschuldigte sich, daß er ein englisches Hemd trüge, das wäre sonst nicht seine Art.

Aber er hätte jetzt nicht viel anderes. „Für den Tag aber, wo unsere Deutschen wiederkommen, da habe ich hier ein richtiges deutsches Hemd von früher," und damit zeigte er sein Paket vor, „damit ich mich nicht zu schämen brauche, daß ich in englischen Kleidern gehe."

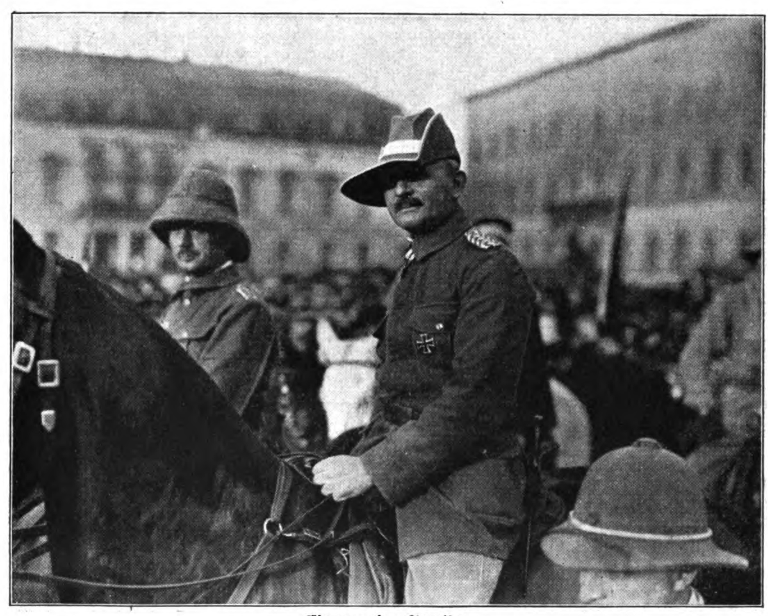
Die Eingeborenen selbst haben das beste Urteil gesprochen. Sie sagen auf Kisuaheli: „Wadatschi maneno makali, lakini roho mzuri, Wengereza maneno mazuri lakini roho kali", d. h.: „Die Deutschen haben strenge Worte, aber ein gutes Herz, die Engländer haben freundliche Reden, aber ein schlechtes Herz."

Sicherlich waren auch unter den englischen Europäern in Daressalam eine große Menge übler Elemente. Manche ließen sich sogar von Eingeborenen Bestechungsgelder geben. Andere waren bei hellem lichten Tage in deutsche Europäerhäuser eingedrungen, um dort zu rauben. Ich hielt es unter diesen Umständen für geboten, das in Daressalam und an der Zentralbahn liegende Privateigentum der Deutschen, die abwesend waren und sich nicht selbst um das Ihrige kümmern konnten, nach Deutschland mitzunehmen. Aber das Auffinden und Sammeln machte viel Mühe. Manches Wertvolle ist zurückgeblieben und verlorengegangen. Von meinen eigenen Sachen fand ich zu meiner angenehmen Überraschung allerlei Kisten mit gut brauchbaren Gegenständen. Es war mir zugestanden, daß das bewegliche Eigentum der Europäer meiner Truppe ihnen verbleiben sollte. Alle meine Bemühungen, dies durchzusetzen und herauszubekommen, was nicht hier, sondern bei Morogoro und im Norden lag, waren vergeblich. Wie auch sonst manchmal geben die Engländer in freundlicher Weise halbe Versprechungen, ohne sie zu halten, und zögerten dadurch die Sache immer weiter und weiter hinaus. Dieser Brauch ist den Engländern in Fleisch und Blut übergegangen.

So kam der Tag heran, daß wir endlich abreisen sollten. Statt 12. Dezember war es der 17. Januar geworden. Wir

nahmen Abschied von unserem schönen Daressalam, von unseren treuen Askari und den Eingeborenen, die in Haufen herbeikamen, um unsere Abfahrt zu sehen.

Der deutsche Dampfer „Feldmarschall" der Deutsch-Ostafrika-Linie, den die Engländer genommen und mit der „Kriegsbemalung"



Einzug in Berlin.

gegen die U-Boote versehen hatten, brachte uns, um Südafrika herumfahrend, nach Rotterdam.

Nicht nur die Eingeborenen baten darum, daß wir wiederkommen sollten, auch bei verständigen Engländern war die Auffassung vertreten, daß Deutschland aus wirtschaftlichen Gründen und für seinen Bevölkerungsüberschuß Kolonien haben müsse. England habe sowieso zu viel Kolonien. Sie glaubten, daß Ostafrika Deutschland verbleiben würde.

Wir verließen unser schönes Land in der Hoffnung, daß wir es nicht zum letztenmal gesehen haben. Diese Hoffnung, meine lieben Jungens, übertragen wir auf Euch. Wenn Ihr die Geschichte dieses Krieges gelesen habt, darf in Euren Herzen der Wunsch entstehen, daß Ihr das Land Eurer Väter im fernen Afrika als Deutsche einst betreten müßt. Viele unserer treuen

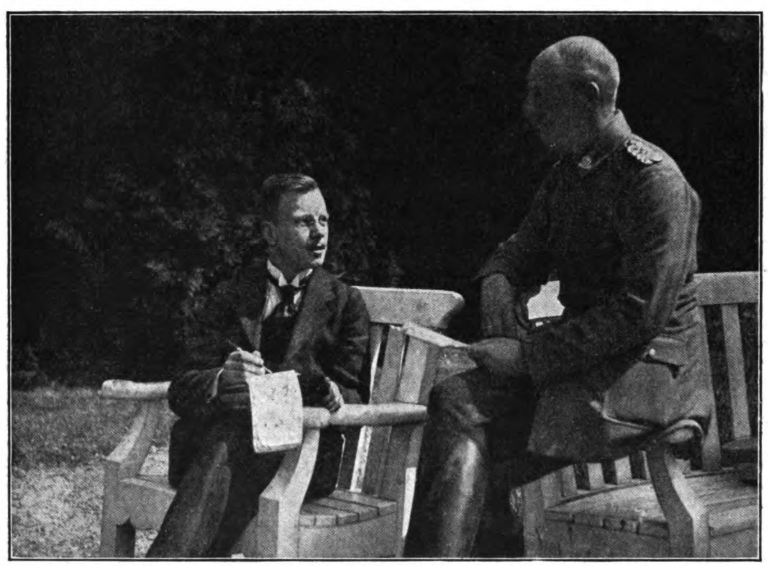


Im Kreise Deutscher Jungen.

Eingeborenen werden Euch von Herzen begrüßen, und Ihr werdet die Arbeit fortsetzen müssen, die wir dort begonnen haben. Dann habe ich Euch nicht umsonst erzählt von dem Rauschen deutscher Palmen an der deutschen Küste des Großen Indischen Ozeans.

Nachwort

Anfang März kamen wir zurück nach der Heimat — knapp hundert deutsche Soldaten! Was bedeutete unser Kämpfen da draußen, wenn man es mit dem Maßstabe des Weltkrieges maß?



v. Lettow-Vorbeck beim Diktieren der Kriegserinnerungen.

Und doch: Hunderttausende jubelten uns zu, jubelten trotz der schweren, noch frischen Wunden in heller Freude. Aus ihnen sprach der Stolz, daß wir die Fahne hochgehalten hatten bis zuletzt, daß wir ein Stück deutschen Soldatentums unbeschmutzt mit zurückbrachten. Das rüttelte auf aus der Hoffnungslosigkeit, der sich manche hingegeben hatten.

Aber den Mut darf man nie verlieren, nie! Und wenn wir Afrikaner in diesem Sinne unser Scherflein beigetragen haben,

so war unser Kampf nicht vergebens. Gewiß, es sieht jetzt schlimm aus im deutschen Vaterlande. Aber wir dürfen die gewaltigen Leistungen unseres Volkes und unserer Soldaten in diesem Kriege gegen die ganze Welt nicht vergessen, und diese Leistungen müssen unsere Hoffnungen und den Glauben an unsere Zukunft beleben. Die Zukunft aber gehört der Jugend. Möchte sie das Ideal eines neuen blühenden Vaterlandes nicht nur in ihren Träumen bewegen, in Worten und Reden und Versammlungen betonen, — nein! möge sie dieses Ideal in Wirklichkeit umsetzen durch die Tat fleißiger, ernster Arbeit. Darum: Hand ans Werk! Keine Minute verloren mit öden Reden! Keine Kräfte verloren mit flachen, rohen Vergnügungen, die den Menschen entwürdigen und Energie erschlaffen! Das Glück wird nie gefunden im Müßiggange. Wie der Einzelne die Kräfte regen und das Blut durch die Adern treiben und frische Luft einatmen muß, wenn Körper und Geist stark und gesund sein sollen, so verlangt es auch unser kranker Volkskörper. Die Arbeit muß ihm wieder pulsierendes Leben schaffen, der Handel muß wieder ein- und ausströmen, und durch unsere großen Handelsstädte muß er wieder Seeluft atmen. Ist es nicht schön, dabei mitzuschaffen, deutsche Jugend? Frisch ans Werk, es ist nichts unmöglich!

November 1919.








3 9000 003 390 114





